Curt Riess

Sie haben es noch einmal geschafft

Schicksale im Nachkriegsdeutschland

G. B. Fischer

Copyright 1955 by G. B. Fischer d Co., Verlags- und Vertriebsgesellschaft
Berlin und Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Fritzsche/Ludwig KG.
Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Dem Andenken
Charlotte Kennewegs
gewidmet

Inhaltsverzeichnis

Vorher 9

Es scheint alles zu Ende zu sein

Arzneien aus dem Nichts 17

Der Traum von der Fabrik 33

Die wandernden Wissenschaftler 49

Das Leben muss weitergehen

Heinzelmännchen 71

Schwartzköpffe sind Dickköpfe 84

Sechsunddreissig Millionen nackte Beinchen 103

Die gnädige Frau macht alles mit derlinken Hand 122

Die Persönlichkeit entscheidet

Der längere Atem 137

Schneckentempo 154

Fahrt ins Blaue 170

Spieglein an der Wand 188

Verkäufer der Freude 212

Ein bisschen Sehnsucht

Ein Hotel steht wieder auf 233

Die Flucht des Zirkus Brumbach? 252

Ganz klein Komödie spielen 273

Vorher

Dieses Buch will etwas Kompliziertes einfach sagen: Das Komplizierte: die Wiedererstehung Deutschlands aus den Trümmern des Dritten Reiches, die Wiedergeburt eines Landes.
Wie kompliziert das Leben eines Landes ist, begreift man erst, wenn man versucht, es zu beschreiben. Wieviel muss da leben, welche Ströme Blutes müssen durch tausend Adern und abertausend Äderchen fliessen, wie viele Millionen Menschen müssen Tag und Nacht arbeiten! Die Liste der Gesichtspunkte, nach denen das Leben eines Landes zu betrachten, zu beobachten, zu überprüfen wäre, dürfte einen Band füllen.
Dieses Buch hat versucht, einen Hauptnenner zu finden, um das so unendlich Komplizierte einfach zu sagen. Der Hauptnenner ist der Mensch, über die Wiedergeburt eines Landes berichten, heisst, auf diesen Hauptnenner gebracht, über den Menschen berichten, indem man von Leistungen einigerWeniger erzählt; von der Arbeit derer, die ganz von vorn anfangen mussten oder noch einmal ganz von vorn; gegen deren Erfolg alles zu sprechen schien: die Ausweglosigkeit der allgemeinen Lage, als sie starteten; die Hoffnungslosigkeit der Menschen um sie herum; die politische Situation.
Trotzdem: gegen allen Widerstand, gegen alle Wahrscheinlichkeit schafften sie es, diese paar Menschen.
über sie soll hier berichtet werden; weil der Bericht darüber, wie einer es schaffte, selbst dann noch verständlich bleibt, wenn die

Leistung dieses Einzelnen – jedes Einzelnen, über den in diesem Buch geschrieben wird – bereits an das Unverständliche, weil Unglaubliche grenzt.

Wie soll ich dieses Buch beginnen? Am besten vielleicht mit einem persönlichen Erlebnis.
Anfang 1946. Ich sitze im Büro des Professors Hans Scharoun, eines der bedeutendsten Architekten Deutschlands. Unter Hitler hatte er, kulturpolitisch ‚belastet', im Schatten stehen müssen. Jetzt durfte er aus dem Schatten hervortreten, er ist Leiter des Amtes für Bau- und Wohnungswesen im Magistrat von Gross-Berlin geworden. Er ist Anfang Fünfzig, schmal, gross, er birst vor Arbeitswillen.

Noch ist die Stadt Berlin nicht geteilt, noch gibt es einen einzigen Magistrat, im ehemaligen Haus einer Fischverwertungsstelle in der Parochialstrasse, unweit vom Alexanderplatz.
Auf Scharouns Schreibtisch türmen sich Akten und Pläne. Sein Büro gleicht einem Tollhaus. Ein paar Dutzend Sekretäre und Sekretärinnen kommen ständig herein und stürzen sogleich wieder hinaus, das Telephon läutet ununterbrochen. Vertreter der vier noch alliierten Besatzungsmächte stehen im Vorzimmer herum. So geht das fünfzehn Stunden pro Tag.
«Sie sind gekommen, um sich über das Ausmass der Zerstörungen in Berlin zu informieren?» sagt Scharoun zu mir und erzählt dazu eine Geschichte. «Im März 1943 liess das Propaganda-Ministerium die Öffentlichkeit wissen, ein Heer von Architekten arbeite Pläne für den Wiederaufbau Berlins aus; Ende 1943 wurde mitgeteilt, dieser Aufbau würde rund vier Jahre in Anspruch nehmen. Das War schon damals nichts anderes als – Propaganda. Später hat Goebbels nicht mehr veröffentlichen lassen, wie lange der Wiederaufbau Berlins dauern würde. Dann kamen Wochen und Monate, in denen wohl niemand mehr an einen solchen Wiederaufbau glaubte.»
Verständlich, wenn man sich die nackten Zahlen ansieht: «Die Stadt Berlin hatte 1939
einen Bestand von..... 1‘502‘383 Wohnungen,
wovon im Krieg..... 556‘500 zerstört wurden;
es waren 1945 also noch etwa . . 945‘500 vorhanden.
Ein Vergleich mit dem Wohnbestand in Gesamtdeutschland ergab folgendes Bild:
von insgesamt vorhandenen . . .19’000’000 Wohnungen
wurden..... ..... 4’000’000 betroffen,
davon etwa..... 2‘750’000 total zerstört
und die übrigen (etwa 21,3 Prozent) schwer beschädigt.»

Zur Beseitigung der Berliner Ruinen war – übrigens noch unter den Nationalsozialisten – ein ^Ausschuss für Trümmer- und Schuttverwertung' ins Leben gerufen worden. Der ging nach Kriegsende vor allen Dingen erst einmal daran, festzustelleri, was es an Trümmern in Berlin gab. Es'wurde errechnet:

Steine und Erde . .	55'000'000 Kubikmeter
Holz	11'000'000 Kubikmeter.

Die **Gesamt-Trümmermenge** schätzte man auf etwa hundert Millionen Tonnen.
Es ergaben sich – ohne Holz, Eisen oder Stahl – für andere grosse Städte folgende **Trümmermengen**:

Hamburg . . .	43'000'000	Kubikmeter
Köln	30'000'000	„ „
Essen	15'625'000	„ „
Frankfurt . . .	11'500'000	„ „
Dortmund . . .	11'000'000	„ „
Düsseldorf . . .	10'000'000	„ „
Nürnberg . .	8'000'000	„ „
München . .	7'500'000	„ „
Bremen	7'420'000	„ „
Duisburg .	6 600'000	„ „
Wuppertal . . .	6'500'000	„ „
Hannover . . .	6'000'000	„ „
Kassel	6'000'000	„ „

Für ganz Deutschland wurde eine Gesamt-Trümmermenge von vierhundert Millionen Kubikmeter errechnet.

Die Stadt Berlin ist nicht nur ein Häusermeer. Sie ist eine komplizierte Maschine. Um eine Riesenstadt mit über vier Millionen Einwohnern zu versorgen, müssen ungeheure Mengen von Lebensmitteln herangeschafft werden. Um sie in die Stadt zu bringen, sind Güterwagen nötig, Lokomotiven, Frachtkähne. Damit Züge laufen, braucht man Kohlen und Eisenbahnpersonal. Um die Lebensrnittel aufzustapeln, sind Lagerhäuser und Personal vonnöten. Um das alles zu bezahlen, muss Geld verdient werden, das heisst, die Fabriken müssen arbeiten, die, Geschäfte müssen gehen. Dazu ist notwendig, dass Rohmaterialien und Waren hereinkommen; also braucht man mehr Güterwagen, mehr Frachtkähne ...
1945 sah es nicht so aus, als ob die riesige und sehr komplizierte Maschinerie Berlin wieder in Gang gebracht werden könnte.
1945 sah es nicht so aus, als ob die unverhältnismässig kompliziertere Maschinerie Deutschland – in der die Maschinerie Berlin ja

nur ein Rädchen von vielen war – je wieder in Gang gebracht werden könnte.
Sie schien in des Wortes wahrster Bedeutung aus den Fugen.
Um die Städte wieder aufzubauen, musste man die Menschen, die diesen Aufbau schaffen sollten, ernähren. Um die Menschen zu ernähren, musste man die Städte wieder aufbauen. Um die Städte wieder aufzubauen, mussten die Industrien wieder arbeiten. Damit die Industrien wieder arbeiten konnten, hätten die Städte wieder auf gebaut werden müssen. Wo beginnen?

Professor Scharoun interessierte sich natürlich vor allem für Berlin. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dort zwei Maschinen-Grossanlagen aufstellen zu können, von denen jede pro Stunde je dreissig bis fünfzig Kubikmeter Schutt wegräumen und aufarbeiten würde. Es müssten später freilich etwa dreissig solcher Grossanlagen entstehen, um in Berlin wirklich aufzuräumen. Auch sie würden vierhundert Wochen, das heisst acht Jahre brauchen – die Woche zu sieben Tagen, den Tag zu vierundzwanzig Stunden gerechnet –, um Ordnung zu schaffen.
Damit würden dann die Trümmer entfernt sein. Nicht mehr und nicht weniger. Aber auch das war ja nur denkbar bei dreissig Maschinen-Grossanlagen, bei einer ununterbrochenen achtjährigen Arbeit.

Übrigens wurde keine einzige von diesen Maschinen-Grossanlagen in Berlin je in Tätigkeit gesetzt. Aber das wusste Professor Scharoun damals noch nicht.
Nun, vorausgesetzt, dass die Trümmer beseitigt waren: Was dann?

Scharoun meinte, unter Umständen brauche man nicht einmal die Trümmer zu beseitigen: Die radikalste Lösung wäre die, alles zu lassen, wie und wo es war und Berlin an anderer Stelle wieder aufzubauen. Freilich, diese Lösung war wohl zu radikal. Denn sie würde ja den Verlust der noch bestehenden Werte bedeutet haben, der Strassen, der Untergrundbahnen, der Kanalisation.
Nein, so radikal wollte Scharoun nicht vorgehen. Er plante, die alte City wieder aufzubauen, hauptsächlich, um die dort befindlichen Installationen – die Untergrundbahnen, die Eisenbahnen, die Tresor anlagen der Grossbanken, die Kanalisation benutzen zu können.

Der Rest Berlins sollte nicht mehr als Stadt, sondern als eine Gruppe von Siedlungen wiedererstehen. Der Arbeiter sollte nicht mehr, wie bisher, eine Stunde oder mehr pro Tag brauchen, um von seiner Wohnung zur Arbeitsstätte zu gelangen. Scharoun dachte an kleine Siedlungen von vier- bis fünftausend Einwohnern, an sogenannte

‚Stadtgrundzellen' zu je tausend Wohnungen, mit Schulen, Kirchen, Märkten, Läden.
Das alles war schon kalkuliert. Darüber gab es schon Blaupausen und leidenschaftliche Diskussionen bis tief in die Nacht hinein. Oder manchmal die ganze Nacht hindurch, wenn die letzten Verkehrsmittel schon schlafen gegangen waren; sie gingen 1945 und 1946 sehr früh schlafen.
Diese leidenschaftlichen Diskussionen fanden 1945 und 1946 nicht nur in Berlin statt, sie fanden in allen deutschen Städten statt, überall gab es Architekten, die von einer besseren Zukunft träumten, von einer Zukunft, deren Städte und Strassen nicht zufällig entstanden, sondern nach höheren Gesichtspunkten komponiert waren.

Viele von ihnen sahen damals in der Zerstörung der Städte geradezu einen Fingerzeig des Himmels, einen Glücksumstand, eine Chance, die nie wiederkehren würde, wenn man sie ungenutzt liess.

Sie träumten den Traum vom grössten Bauunternehmen aller Zeiten. Sie besassen zwar nichts als das, was sie auf dem Leibe trugen, ihr einziges Paar Schuhe hatte durchlöcherte Sohlen, sie hatten nichts Rechtes im Magen; und sie versuchten vergeblich, durch das Rauchen von Ersatzzigaretten ihren Hunger zu betäuben. Draussen, auf den Strassen, leisteten müde Frauen mit rot gefrorenen Fingern die Arbeit der Enttrümmerung. Sie hatten Hunger. Alle Menschen in Deutschland hatten damals Hunger. Sie waren so hungrig, dass sie entkräftet auf den Strassen zusammenbrachen, so hungrig, dass viele sich um den Inhalt der Mülleimer der Besatzungstruppen schlugen.

Die Menschen waren arm. Sie hatten fast alles in den Bombennächten verloren, und das Wenige, das sie noch besassen, verkauften sie auf dem Schwarzen Markt, damit wenigstens ihre Kinder nicht zu verhungern brauchten; oder nicht zu erfrieren, denn es war keine Kohle da.
Die Menschen hatten kein Zuhause mehr. Sie waren Flüchtlinge geworden. Sie wollten von irgendwo fort und irgendwo hin. Auf den Stationen, durch die nur ganz allmählich wieder Züge kamen, warteten sie geduldig, tagelang, wochenlang. Die zerstörten Wartesäle wurden zu Massenquartieren.
Vor den Brunnen standen sie Schlange. Vor den Lebensmittelgeschäften standen sie Schlange. Vor den Ämtern standen sie Schlange. Sie schienen immer zu warten: auf den nächsten Tag, der nicht ganz so schlimm sein würde wie der heutige. Auf die Rückkehr des Vaters, des Mannes. Auf ein Stück Brot. Auf einen Hoffnungsstrahl.

Jeder suchte irgendjemanden: die ausgebombte Familie suchte den aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Vater. Der Mann suchte seine Frau, die früher in dem Haus gewohnt hatte, das jetzt nur noch ein Trümmerhaufen war. An tausend Häuserwänden standen tausend bange Fragen: Wo ist mein Mann? Wo ist unser Kind? Wo ist...?

So sah es damals in Deutschland aus. Und nichts wies darauf hin, dass es bald anders werden würde. Niemand nahm die acht oder zehn oder fünfzehn Jahre, von Fachleuten als Mindestfrist für die Enttrümmerung berechnet, ernst. Und es kam ja nicht nur auf die Enttrümmerung an. Wie lange mochte es dauern, bis dort, wo jetzt die Trümmer lagen, wieder Häuser stehen würden? Bis die Menschen, die jetzt in Lumpen gingen, wieder genügend Kleidung besassen? Bis die Frierenden wieder in warmen Stuben leben konnten? Bis die Hungernden wieder satt zu essen hatten?

Vierzig Jahre? Hundert Jahre?

Und dann ging alles viel, viel schneller. Und wie es kam, dass alles soviel schneller ging, obwohl Hindernis auf Hindernis sich türmte – das soll hier erzählt werden.

Es scheint alles zu Ende zu sein

Arzneien aus dem Nichts

Das weitläufige moderne Bürogebäude in der Müllerstrasse, im Norden Berlins, war nur noch eine Ruine, Den letzten Rest bekam es während des Kampfes um Berlin im April 1945. Die Russen hatten die Stadt umzingelt. Die Verkehrsmittel ruhten. Von den elfhundert Mann der Schering-Belegschaft kamen nur noch wenige hundert zur Arbeit, und es wurden immer weniger. Ein grosser Teil der Stadt lag schon unter Beschuss, es war lebensgefährlich, durch die Strassen zu gehen.

Am 21. April kamen nur noch fünfundsiebzig Mann ins Werk. Sie betreuten die Maschinen und Apparate so gut es ging. Sie zogen sich schliesslich in den Luftschutzbunker zurück. Das war notwendig, denn nur ein paar Meter jenseits der Strasse, auf einem etwas überhöhten Damm, verliefen die Schienen der S-Bahn, und bis zur anderen unteren Seite des Dammes waren die Russen herangekommen. Wenn sie schossen, beschossen sie gewissermassen automatisch das Schering-Gelände oder besser die Trümmer des Schering-Gebäudes. Immerhin gab es noch eintausendfünfhundert Volltreffer, die in diesen Trümmern landeten.

Fünfundsiebzig Mann ... soll man Namen nennen? Eigentlich genügt der Name: Schering. Schering bedeutet überall etwas auf der Welt, wo von Pharmazeutika gesprochen wird. Schering bedeutet Veramon, bedeutet Progynon, Testoviron, bedeutet das Neueste auf dem Gebiet der Hormonforschung, das Neueste und Beste an

Arzneien überhaupt. Sind nicht, um nur eine Zahl zu nennen, im letzten Vierteljahrhundert allein 14 Millionen Mark für Hormonforschung in Scheringschen Laboratorien und Versuchsanstalten ausgegeben worden?
Die Namen der berühmten Pharmazeutika, die Schering hergestellt hat und herstellt, sind wichtiger als die Namen der Männer, die heute für die Geschicke Scherings verantwortlich sind. Gestern waren es andere Männer, morgen werden es wieder andere sein .. .

Um auf die fünfundsiebzig Mann zurückzukommen, die Ende April 1945 noch in der Ruine des Schering-Fabrikgebäudes hausten: Von den Verantwortlichen war einer im Krieg gefallen, ein anderer hatte einen Teil des Betriebes nach Braunschweig verlagert, ein dritter war während des Beschüsses nicht mehr durchgekommen. Es war also nur der kleine Dr. Reinhard Clerc da, eigentlich mehr Wissenschaftler als Direktor, der mit ansehen musste, wie am Sonntag, den 28. April, gegen drei Uhr nachmittags nach heftigem Trommelfeuer der Schornstein des Werkes einstürzte. Nur ein Drittel blieb stehen.
Knapp vier Stunden später, es war noch hell, drangen die ersten sowjetischen Kampftruppen ins Werk ein, besetzten den Bunker, entdeckten die fünfundsiebzig Zivilisten und nahmen ihnen die Uhren ab. Der kommandierende Offizier unterhielt sich mit dem Chemiker Dr. von Brasche, der glücklicherweise Russisch sprach und den Dolmetscher machen konnte, und erklärte, er würde vielleicht wiederkommen, vielleicht auch nicht, jedenfalls müssten er und seine Leute nun weiterkämpfen.
Und verschwand.
Er verschwand nicht sang- und klanglos. Er gab noch den strikten Befehl, dass unter keinen Umständen geplündert werden dürfe. Wusste er um die Bedeutung des Schering-Werkes? Wusste er, wie wichtig Medizin gerade in einer eroberten Stadt war? Wusste er um die ungeheure Gefahr der Seuchen?
Seine Soldaten jedenfalls wussten nichts davon, und sie verstanden das Verbot zu plündern keineswegs. Einer äusserte verärgert zu seinen Kameraden: «Da hat man uns immer versprochen, dass uns alles gehört, wenn wir nach Berlin kommen! Und nun dürfen wir nicht mal diese Medizinflaschen mitnehmen!»
Die fünfundsiebzig Schering-Leute waren gefangen. Sie blieben es in den nächsten Tagen, in denen sowjetische Truppen kamen und gingen. Ein Soldat kam in den Bunker und fragte, wer der Chef hier sei. Ein Schering-Mann wies auf Dr. Clerc.
Clerc fluchte innerlich, denn er dachte, es sei an solchen Tagen besser, sein Inkognito nicht zu lüften. Zu seinem Erstaunen stand der

Russe stramm. Für ihn war der Direktor gewissermassen ein kommandierender General.
Der Russe entpuppte sich übrigens als ein ‚Held der Arbeite. Er kam später wieder und brachte enorme Mengen Wodka mit. Da er sich von so liebenswürdiger Seite zeigte, wagte Clerc, sich nach seiner Familie zu erkundigen. Er erzählte dem Russen, Frau und Kinder seien in seinem Haus in Frohnau, er habe nun schon seit Tagen keine Verbindung mehr mit ihnen.
Der Held der Arbeit war verwundert. «Du dir keine Sorgen machen um Frau und Kinder!» erklärte er treuherzig. «Wenn einer erschossen wird – dann du!»
Noch wurde in Berlin gekämpft. Aber für die fünfundsiebzig Schering-Leute war der Krieg vorbei; das glaubten sie. Denn sie wussten: Alles kam jetzt darauf an, schnell wieder Arzneimittel herzustellen. Sie begannen aufzuräumen, das heisst, sie räumten tagsüber auf, unter Bewachung sowjetischer Soldaten. Nachts wurden sie im Bunker eingesperrt.
Nicht einmal die Wasserleitung funktionierte. Also wurde die Wasserpumpe untersucht, der Dieselmotor repariert. Am 30. April – noch immer war der Krieg nicht zu Ende – gab es im Werk wieder eine Notversorgung mit Wasser. Die Schering-Leute konnten sich waschen, konnten trinken und gingen nun daran, Trümmer des eingestürzten Schornsteins wegzuräumen.
Schon am nächsten Tag, am 1. Mai, erschienen Soldaten einer sowjetischen Front-Sanitätsstelle, um Arzneimittel abzuholen, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt. Die Schering-Leute gaben ihnen einiges, stürzten sich dann auf Maschinen- und Kesselhaus, räumten das Hauptlaboratorium auf.
Da waren schliesslich noch die Tierställe mit den Ratten, Mäusen, Meerschweinchen, Kaninchen und Hühnern, die den Krieg überlebt hatten. Die mussten verpflegt werden. Am zweiten Tag waren es nicht mehr fünfundsiebzig Mann, sondern schon achtzig, die bei Schering aufräumten, während noch die letzten Schüsse irgendwo in Berlin fielen, während der Zoo-Bunker, die letzte Bastion des Widerstandes, kapitulierte.
Gegen Abend erschien eine Gruppe Uniformierter, geführt von einem Oberst, der sich alsbald als ein bekannter russischer Arzt entpuppte. Der wusste sehr wohl, wie wichtig es war, gerade jetzt pharmazeutische Mittel zur Hand zu haben. Er fiel auch sogleich mit der Tür ins Haus, indem er fragte: «Sind Sie in der Lage, Penicillin zu machen?»

«Ja», wurde ihm erwidert. «Die Kenntnisse haben wir. Aber das ist auch alles. Penicillin haben wir jedenfalls nicht.»
Das mit dem Penicillin war so: es war kurz vor dem Kriege in

England ‚erfunden' worden, und die Amerikaner hatten es während des Krieges verstanden, die Gewinnung von Penicillin in grossem Massstabe zu ermöglichen. Trotz Krieg und verschlossener Grenzen war natürlich dies und das nach Deutschland durchgesikkert. Gewisse staatliche Stellen hatten sich mit einigen chemischen Firmen in Verbindung gesetzt und sie dazu angeregt, mit Schimmelpilz-Kulturen zu experimentieren. Die Scheringschen Experimente waren bei Kriegsende so weit fortgeschritten, dass man immerhin wusste, wie man Penicillin herstellen konnte. Aber zur praktischen Anwendung war es nicht mehr gekommen.
Der Oberst sah sich an, was es bei Schering sonst noch gab. Er erklärte, er brauche Sulfonamide für seine geschlechtskranken Soldaten, und dann gab er noch den Befehl, es solle ‚sofort' eine Penicillin-Fabrikation in Gang gebracht werden, und verschwand.
Am nächsten Morgen – es war der 3. Mai – zogen die russischen Kampftruppen aus dem Fabrikgebäude ab. Noch vor Mittag erschien ein Beauftragter des sowjetischen Ortskommandanten des Stadtteils Wedding und verlangte, dass Dr. Clerc einen «Antrag auf Registrierung des Betriebes' stelle, dem Antrag solle eine Aufstellung aller vorhandenen Rohstoffe beigefügt werden. Schon am nächsten Tag kam die Nachricht, die Schering-Aktiengesellschaft sei von der Ortskommandantur als Betrieb Nr. 1 registriert. Offenbar hielten die Russen es für wichtig, die Schering-Leute in Ruhe arbeiten zu lassen. Oder zumindest einige Russen waren dieser Ansicht. Denn – wie sich bald herausstellen sollte – es gab unter den Russen die verschiedensten Strömungen .. .
Jedenfalls bekam das Werk den Befehl, sofort und mit aller Eile die Herstellung von Arzneimitteln wieder aufzunehmen. Drei Tage später kam ein neuer Befehl: «Auch der deutschen Zivilbevölkerung sollen Arzneimittel verabfolgt werden.» Vermutlich hatten sich russische Ärzte in der Frage der Arzneien für die Zivilbevölkerung eingeschaltet. Sie wussten, dass Ungeziefer und Seuchen, wenn sie erst einmal von der Bevölkerung Besitz ergriffen haben, auch nicht vor Uniformen der Sieger haltmachen; und was die Geschlechtskrankheiten angeht, so breiteten sie sich dank der Aktivität der sowjetischen Soldaten rapid aus. Schätzungen zufolge war damals in Berlin jeder Zehnte geschlechtskrank.

Die Aufräumungsarbeiten machen Fortschritte. Denn nun arbeiten nicht mehr achtzig, sondern bereits hundertundsechzig Schering-Leute von früh bis spät. Es wird festgestellt, dass der Dampfkessel nur geringfügig beschädigt ist, und dass er repariert werden kann. Er wird repariert. Auch die Dampfturbine wird repariert, und da ein Dynamo heil geblieben ist, kann etwas elektrischer

Strom erzeugt werden; vorher muss freilich der Schornstein wenigstens so weit wieder in Ordnung kommen, dass er ‚zieht'.
Während noch daran gearbeitet wird, erscheint – am 7. Mai – eine sowjetische Kommission und verlangt «Materials Was wollen die Russen? Sie wollen die Protokolle über sämtliche Laborversuche, die in dem Werk angestellt worden sind, das heisst also alles, was in vierzig Jahren über Versuche niedergeschrieben wurde; sie wollen die Fabrikationsvorschriften für sämtliche Medikamente, die bei Schering hergestellt werden. Sie wollen die Patentschriften und die einschlägige Literatur.
Sie wollen die Geheimnisse des Betriebes.
Aber wer kann es wagen, sich ihren Wünschen zu widersetzen? Wer kann es wagen, den Russen ein Nein entgegenzuschleudern? Wer von den Schering-Männern hat in diesem Augenblick die nötige Ruhe, um sich zu überlegen, welche Folgen ein solcher Raub der gesamten wissenschaftlichen Grundlagen des Betriebes später haben kann?
Jedenfalls ziehen die Russen mit allem ab, was sie haben wollten. Und die meisten Schering-Männer merken es gar nicht, sie sind so beschäftigt mit den Aufräumungs- und Säuberungsarbeiten, sie sind so müde von dem langen Anmarsch und Abmarsch, von dem stundenlangen Anstehen nach dem bisschen Brot, das sie bekommen, dass ihnen eine sowjetische Kommission mehr oder weniger gar nicht auffällt.

Die Unterlagen, die die Russen wegschleppen, erzählen die Geschichte der Firma. Ernst Schering hiess der Besitzer der ‚Grünen Apotheke' in der Chausseestrasse, der 1864 ein Unternehmen aufzog, das zunächst der Gewinnung von chemisch reinen Jod- und Bromverbindungen, der Herstellung von Arzneimitteln gewidmet war. Der Betrieb vergrösserte sich rapid und machte den Ankauf des Grundstückes Müllerstrasse 170 erforderlich. Schering, der inzwischen Kommerzienrat geworden war, wandelte die Firma in eine Aktiengesellschaft unter dem Namen «Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering)' um. Das Produktionsprogramm wurde ständig erweitert, eine neue Betriebsstätte in Berlin-Charlottenburg erworben, 1902 dort synthetischer Kampfer, 1904 photographisches Papier hergestellt.
Der Umsatz stieg, der Export stieg – besonders der Export nach Russland. Um den Zoll zu sparen, gründete Schering zwei eigene Fabriken in Russland, die allerdings bei Kriegsbeginn 1914 beschlagnahmt und nach der Revolution enteignet wurden. Was tat's? Schering exportierte nun in alle Länder der Welt, kaufte 1921 ein Werk bei Eberswalde, beteiligte sich an Konkurrenzfirmen, erwarb Aktienpakete von

anderen Werken oder fusionierte sich mit ihnen.

1922 wurde eine Kampferfabrik in Düsseldorf gekauft, 1923 die Aktienmajorität der W. Spindler AG, in die die Fabrikation photographischer Papiere verlegt wurde, 1925 kamen die «Vereinigten Fabriken photographischer Papiere' in Dresden dazu, und 1927 die Aktienmajorität der ältesten deutschen Kamerafabrik, der «Voigtländer & Sohn AG' in Braunschweig.
In demselben Jahr kam es zur Fusion mit der Chemischen Fabrik C. A. F. Kahlbaum. Der Firmenname lautete nunmehr «Schering Kahlbaum AG'. Ein Jahrzehnt später erfolgte der Zusammenschluss mit den «Kokswerken und Chemischen Fabriken AG', die schon seit 1922 die Mehrheit der Schering-Aktien besassen; seitdem firmiert das Unternehmen «Schering AG'.
Dies alles wird hier berichtet, um zu zeigen, dass Schering ein grosser und mächtiger Konzern war, der dreissig Tochtergesellschaften im Ausland hatte und sechzig Prozent seiner Produktion exportierte. Dies war wohl auch der Grund dafür, dass die Nazis Schering in Ruhe liessen, obwohl es unter den Schering-Prominenten viele Juden gab, die nicht entlassen, sondern nur in Auslandsstellungen versetzt wurden, und obwohl die anderen Schering-Leute sich nicht im Geringsten um die Partei kümmerten. Hitler brauchte die Devisen, die Schering nach Deutschland holte. Und wann immer die Grossen des Dritten Reiches meinten, die Schering-Männer brächten gar zu wenig Begeisterung für nationalsozialistische Ideale auf, wurde ihnen bedeutet, dass die Schering-Männer nichts lieber täten, als mehr Begeisterung aufzubringen; aber dann gerate das Auslandsgeschäft in Gefahr. Und die Grossen des Dritten Reiches waren viel zu grosse Idealisten, um das Auslandsgeschäft dergestalt zu gefährden ...
Im Krieg wurde alles schwieriger, besonders als die Rohstoffe nicht mehr in genügender Menge hereinkamen und die Fachkräfte an die Front mussten. Immerhin wusste Rüstungsminister Speer sehr wohl, dass ein Werk wie Schering erhalten bleiben musste, wenn man die Volksgesundheit nicht gefährden wollte. Und die war ja schliesslich auch kriegswichtig.

Über dies alles und mehr können die Russen jetzt in den Leitzordnern, die sie am 7. Mai bei Schering abgeholt haben, nachlesen.

Am 8. Mai erscheinen die ersten Berliner Apotheker bei Schering und bitten um Arzneimittel. Sie haben ihre Handwagen gleich mitgebracht. Es kommen auch Krankenschwestern mit Rucksäcken aus den Krankenhäusern. Die Apotheker und Krankenschwestern

wissen: Jetzt kommt alles, alles darauf an, Medizin zu haben, genügend Medizin zu verteilen. Die Gefahr der Seuchen ist grösser denn je zuvor.
Die Schering-Männer geben ihnen, was sie haben und versprechen, dass sie bald mehr haben werden. Die Fabrikation wird, so hoffen sie, schnell wieder in Gang kommen. Vielleicht, nein sicher wird demnächst auch Penicillin verfügbar sein. Schon ist der Brut-, Impf- und Sterilisierungsraum hergerichtet, schon sind die Schimmelpilz-Kulturen angesetzt.
Vieles muss improvisiert werden. Zum Beispiel gibt es kein Gas. Also wird ein Holzgas-Generator, den man von einem Lastwagen abgebaut hat, in Betrieb gesetzt. Am nächsten Tag wird der Kessel angeheizt, Dampf erzeugt und die inzwischen reparierte Turbine angefahren. Der Dynamo liefert Strom. Wer in Berlin hat schon Strom um diese Zeit?
Der Strom wird zürn Antrieb der Wasserpumpen benutzt. Man braucht also die Notversorgung nicht mehr, man hat wieder Leitungswasser – während drei Millionen Berliner noch auf der Strasse Schlange stehen, um sich ihre Eimer vollzupumpen.
Die sowjetische Stadtkommandantur schickt immer wieder Offiziere, um nachzusehen, wie die Dinge bei Schering laufen. Die Offiziere scheinen zufrieden zu sein, dass die Zivilbevölkerung wenigstens in geringem Masse mit Arzneien beliefert wird, und dass die Wasserversorgung klappt. «Gutt, sehrr gutt!»
Inzwischen ist die Tablettenpresse, die unter Schutt lag, frei geschaufelt worden. Andere Männer sind in das Kühlhaus in der Trebbiner Strasse gelaufen, haben die dort lagernden Bestände an Drüsen und Lebern sortiert. Man braucht die Bauchspeicheldrüsen von Kälbern zur Herstellung von Insulin. Man extrahiert aus den Lebern Injektionsflüssigkeit gegen perniziöse Anämie.
Die Bestände sind knapp, werden noch jahrelang knapp bleiben, und noch jahrelang wird es in Berlin Kämpfe um jede Insulinspritze, um jede Lebersprize geben.
15. Mai: Der chemische Teil der Penicillin-Fabrikation kann in Angriff genommen werden.
22. Mai: Die Tablettenpresse läuft wieder. Die Schering-Männer arbeiten, schuften, hungern. Aber sie sind zufrieden. Es sieht so aus, als hätten sie es geschafft.
27. Mai: Es ist genau dreiundzwanzig Tage her, dass Schering als Betrieb Nr. 1 von dem sowjetischen Stadtkommandanten lizenziert wurde, dass man, von den Russen ermutigt, den Wiederaufbau begonnen hat.
Aber – und dies ist die einzige Erklärung für das, was am 28. Mai geschieht – es scheint durchaus keine Einigkeit im Lager der

Russen zu herrschen. Es scheint zumindest mehrere Strömungen zu geben oder wahrscheinlich sogar ernsthafte Meinungsverschiedenheiten, was die Fabrikation von Pharmazeutika in Berlin angeht.

Gewiss, es gibt sowjetische Offiziere, die davon überzeugt sind, dass alles darauf ankommt, soviel Arzneimittel wie möglich zu produzieren und zu verteilen. Aber es gibt auch sowjetische Offiziere, die nur verächtlich lächeln, wenn sie dergleichen hören. Medizin? Am Ende noch für die Berliner Bevölkerung? Für die Feinde? Dazu hat man gekämpft? Dazu den Krieg gewonnen? Wenn schon Medizin – dann für die Bevölkerung der Sowjetunion. Also so schnell wie möglich den Schering-Betrieb demontieren und ihn nach Russland verfrachten!
Am 28. Mai morgens erscheint ein sowjetischer Lastwagen im Fabrikhof. Sowjetische Soldaten springen ab. Russische Kommandos ertönen.
Ein Major legt Dr. Clerc einen Befehl vor. Der liest erbleichend: Demontage.
Ein Blick durchs Fenster: jetzt sind schon zwanzig Lastwagen auf dem Hof.
Aber das ist doch nicht möglich! denkt Dr. Clerc. Da muss doch ein Irrtum vorliegen.
Der Major lächelt. Er hat Befehl, zu demontieren. Freilich, wenn Clerc ihm einen Befehl bringt, in dem dieser Demontagebefehl widerrufen wird .. .
Clerc ist schon in der Tür. Mit dem kleinen ziemlich altersschwachen Wagen, den die Firma wieder zur Verfügung hat, fährt er nach Karlshorst ins sowjetische Hauptquartier. Er spricht mit dem zuständigen Offizier, oder jedenfalls mit einem Offizier, den er für zuständig hält. Der schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht. Neues Telephonat. Ein anderer Offizier kommt ins Zimmer. Beratung auf Russisch. Allgemeines Kopfschütteln.
Ergebnis: «Wir werden einen Befehl schicken, dass die Demontage nicht stattfinden soll.»
Clerc fährt in die Müllerstrasse zurück. Am nächsten Morgen ist der Gegenbefehl aus Karlshorst noch nicht da. Er wird niemals kommen.

Bis zum letzten Moment haben die Schering-Männer nicht geglaubt, dass die Demontage durchgeführt würde. Gewiss, anderswo erfolgt sie, aber bei Schering kann so etwas nicht passieren! Schering ist doch schliesslich als Betrieb Nr. 1 lizenziert und registriert worden! Von Schering erwarten die Russen doch Penicillin, wollen sie doch Arzneimittel für ihre eigenen Leute und für die seuchenbedrohten Berliner!

Dies sind die Gedanken, die den Schering-Männern durch den Kopf gehen. Sie auszusprechen, ist nicht einmal mehr Zeit, denn die Russen sind überall, schieben die Schering-Männer beiseite, rufen: «Ssurück! Raus!» – so viel Deutsch haben sie gelernt – und packen zu. Hier eine Apparatur, dort ein Tablett mit wertvollen Bakterienkulturen, ein Regal mit Kochflaschen, alles wird auf den Hof geschleppt. Glas splittert, eine Säure wird verschüttet, aus einem Gefäss rieselt weisser Puder zur Erde.

Dr. Clerc schüttelt den Kopf. Zu dem sowjetischen Major gewendet, äussert er: «Ich weiss, Ihr Land hat gelitten. Ich begreife, dass die Sowjetunion Ersatz verlangt. Aber welchen Sinn hat es, diese Dinge hier herauszureissen? Drüben bei Ihnen werden sie schwer zu verwerten sein!»

Der Russe lächelt. «Sie denken doch nicht etwa, dass wir den Dreck brauchen?»

Wie dem auch sei: die Soldaten schleppen Zehn-Liter-Glasballons mit Schwefelsäure, mit Alkohol, mit Testbenzin in den Hof. Ein Laborant, der die Bunsenbrenner abdreht, um Feuersgefahr zu verhüten, bekommt einen Schlag über den Kopf. Er hat versucht, ‚Sabotasch' zu verüben.

Ein baumlanger Riese stürzt ins Kesselhaus, reisst den Hauptschalter heraus» Die Turbine, plötzlich entlastet, heult auf. Sie beginnt, sich irrsinnig schnell zu drehen, würde auseinanderplatzen, wenn nicht einer das Dampfabsperrventil abdrehte. Sabotage.

Dies sind vielleicht die düstersten Momente im Leben der Schering-Männer. Viele fragen sich, wie es nun weitergehen soll, ob es überhaupt weitergehen könne. Dr. Clerc spürt diese Fragen, obwohl sie nicht laut werden. Er fragt den zuständigen Offizier, ob er wohl mit seinen Leuten reden dürfe. Der Offizier hat nichts dagegen. Und nun sagt Clerc seinen Leuten, dass sie den Mut nicht verlieren dürften, dass sie alle das gemeinsame Schicksal tragen müssten, denn: «Was wir im Kopf haben, kann uns niemand nehmen! Und wir werden alles wieder aufbauen, wenn die Demontage beendet ist.»

Die sowjetischen Lastwagen, voll bepackt mit den diffizilsten Apparaten, fahren unausgesetzt aus dem Hof, kommen leer wieder zurück. Alles wird, wild durcheinander, aufgeladen: eine Laborzentrifuge, ein paar Laborschemel, ein Ständer mit Reagenzgläsern, aus denen die Wattebäusche hervorlugen. Die Schering-Männer stehen machtlos daneben. Jede Minute kann es ein Unglück geben: Verbrennungen, Ätzungen, aber wenn sie einzugreifen versuchen, werden sie zurückgestossen.

Der soeben erst mühsam wieder aufgebaute Betrieb wird abmontiert. Ja, die Schering-Männer trauen ihren Augen kaum: selbst die

auf sowjetischen Befehl aufgebaute Penicillin-Fabrikation muss daran glauben.
Es ist also doch nicht wichtig, Medizin zu produzieren, es ist nicht wichtig, Seuchen zu verhindern, es ist nichts wichtig, als zu demonstrieren, wer den Krieg gewonnen und wer ihn verloren hat. Oder ist es doch nicht ganz so?
Vor ein paar Tagen hat Dr. Clerc den zuständigen sowjetischen Offizier wissen lassen, dass er diese oder jene pharmazeutischen Mittel nicht herstellen könne ohne gewisse Apparaturen, die es im Schering-Betrieb nicht mehr gibt. Er glaubt zu wissen, dass solche Apparaturen noch in einem Werk in Dresden vorhanden sind; ob die Russen bereit wären, sie ihm zu besorgen?
Der sowjetische Offizier erklärt, dass er sein Möglichstes tun will, und jetzt, just in den Tagen, da alles, was bei Schering vorhanden ist, abmontiert und abgefahren wird, fahren zwei sowjetische Lastwagen in den Hof, beladen mit den Apparaturen aus Dresden. Sie werden abgeladen und in eine Ecke des Hofes gestellt. Die neuen Apparate werden auch nicht wieder weggefahren, denn sie sind mit einem Befehl der Sowjetischen Militärregierung in Karlshorst versehen eingetroffen, also tabu. Ja, der Offizier, der eben noch erklärte, die Russen brauchten den ‚Dreck' nicht, sagt jetzt zu Dr. Clerc: «Da sehen Sie es ja selbst! Wir müssen Ihre alten dreckigen Apparate wegholen und Sie bekommen neue!»
Dr. Clerc vermag ebenfalls zu lächeln; so sicher weiss er, dass alles irgendwann wieder in Ordnung kommen wird. Denn: «Was wir im Kopf haben, kann uns niemand nehmen .. .» Er fühlt, wie er später sagen wird, in diesen schlimmsten Augenblicken für das Schering-Werk fast so etwas wie Glück. Denn er spürt, dass auch die Mitarbeiter, zu denen er gesprochen hat, nicht mutlos geworden sind, dass sie, wie er, an die Zukunft des Betriebes glauben. Freilich, dass diese Zukunft schnell Gegenwart werden würde, glaubt niemand.

Am 28. Juni rückt das sowjetische Demöntage-Kommando ab. Zurück bleiben leere Fabrikräume. Vier Tage später verlassen die sowjetischen Truppen das ganze Stadtviertel, und es marschieren die Briten ein, die den Norden Berlins besetzen.
Die Atmosphäre wandelt sich sogleich. Mit den Briten und den Franzosen – die ein paar Wochen später diesen Stadtteil von den Briten übernehmen – kann man doch wenigstens reden, auch wenn sie anfangs wortkarg und nicht allzu liebenswürdig sind. Jedenfalls begreifen sie: Es ist wichtig, Arzneimittel herzustellen. Es war nie wichtiger als jetzt.
Im sommerlichen zerstörten Berlin gibt es massenhaft Ungeziefer.

Die Monate in den Kellern, die Wochen, in denen man nicht aus den Kleidern herausgekommen ist, geschweige denn in ein Bad, haben Krätze hervorgerufen. Also beschliesst Schering, DDT unter die Leute zu bringen, das bisher nur als Pflanzenschutz- und Schädlingsbekämpfungsmittel bekannt war.
Es entsteht – die Russen haben ja nicht alles mitgenommen, man kann dies und das abfüllen und mischen – das ‚Läusemittel Schering' zur Bekämpfung von Kopf- und Kleiderläusen, in primitiver Packung aus schlechtem Papier, aber mit Firmenzeichen, Warnung vor unbefugtem Gebrauch, Gebrauchsanweisung, für RM 0,80. 3,5 Millionen Packungen dieses Mittels werden verkauft, ebenfalls 1,8 Millionen Packungen eines Mittels gegen Krätze. Das ist das erste Geld, das einkommt. Es wird auch gebraucht. Denn fünfhundert. Schering-Arbeiter und -Angestellte müssen wenigstens ihren Lohn bekommen.
Das meiste Geld wird für die Enttrümmerung verbraucht, eine sehr grosszügige Enttrümmerung – bis zum 31. Juli 1949 werden über fünftausend Tonnen Trümmer beseitigt. Enttrümmerung nicht nur zum Zwecke der Ordnung, Enttrümmerung vor allen Dingen auch als Bestandsaufnahme. «Wir wussten ja nicht, was zwischen und unter den Trümmern lag oder in den Kellern, in die wir gar nicht hineinkamen», wird Dr. Clerc später sagen.
Ein Chemiker, der über den Hof geht, bleibt plötzlich stehen: «Da haben die Russen doch etwas ausgeschüttet!» Er mustert den weisslichen Stoff, ein Salz, mit dem die Russen offenbar nichts anzufangen wussten, wie sie ja auch das DDT zurückliessen. Der Chemiker holt einen Besen, kehrt das Salz zusammen und stellt fest, dass es ein Zwischenprodukt ist, aus dem man synthetische Hormonfabrikate herstellen kann . ..
Es gelingt, in dem Laboratorium aus dem ausgeschütteten Salz einen Hormonwirkstoff zu eliminieren. Man ist wieder einen Schritt weiter.

Dieser zweite Aufbau ist unendlich mühsam, denn die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Monate machen sich doch bei jedem Einzelnen bemerkbar; Die meisten müssen stundenlang zu Fuss laufen, um ins Werk oder nach Hause zu kommen, und das, obwohl die Ernährung kaum als solche anzusprechen ist.
Dr. Clerc ist überhaupt noch nicht nach Hause gekommen. Jetzt fährt er einmal mit dem Rad nach Frohnau: seine Familie ist noch am Leben. Aber wie oft kann er schon eine zusätzliche Fahrradtour von etlichen zwanzig Kilometern riskieren, nachdem er jeden Tag noch irgendwelche geschäftlichen Besprechungen am anderen Ende von Berlin hat.

Es wird Oktober werden, bis er und die anderen Schering-Männer wieder mit einiger Regelmässigkeit abends nach Hause kommen. Seit dem 18. Juli braucht man wenigstens nicht mehr Boten zu schicken, wenn man sich mit einem anderen Schering-Werk verständigen Will. Das Telephon funktioniert wieder, wenn es auch nur einige wenige Apparate in der ganzen Firma gibt. Die weitaus meisten haben die Russen mitgenommen.
Alles, auch das Einfachste, ist unendlich kompliziert. Ständig sind ein Dutzend oder mehr Schering-Männer unterwegs, um in Läden, Baugeschäften oder Fabriken dies oder jenes einzukaufen und meistens gleich im Rucksack mitzunehmen.
Ende 1945 werden im Hauptwerk in der Müllerstrasse wieder drei verschiedene Sulfonamide hergestellt, ferner Atophan gegen rheumatische Erkrankungen, Arcanol gegen Grippe und Erkältung, Veramon gegen Schmerzen, Nitro-Tabletten gegen Angina pectoris, ein Schlafmittel und, natürlich, Mittel gegen Läuse und die Krätze.

Im Schering-Serumwerk in Charlottenburg werden zu dieser Zeit wieder produziert: Cholera-, Typhus-, Paratyphus- und Ruhr-Impfstoffe und ein Impfstoff gegen Gonorrhöe.
Im Werk Adtershof im Sowjetsektor: Insulin gegen Zuckerkrankheit, ein Präparat gegen perniziöse Anämie, sowie Narkose-Äther.

Im Werk Spindlersfeld im Sowjetsektor: Pflanzenschutz- und Schädlingsbekämpfungsmittel für die Landwirtschaft.
Wichtig: der Beratungsdienst für Ärzte kann wieder auf genommen werden. Er existiert schon viele Jahrzehnte und vermittelt Ärzten und Fachinstituten, nicht nur in Berlin, nicht nur in Deutschland, sondern überall auf der Welt, wo man Verbindung mit Schering hat, den jeweils neuesten Stand auf den chemisch-pharmazeutischen Gebieten, die die Firma bearbeitet. Das ist bis in die letzten Kriegswochen hinein durchgeführt worden.
Jetzt erfahren die Ärzte und wissenschaftlichen Institute, vorläufig nur in Berlin, bald aber auch in ganz Deutschland, dass der Beratungsdienst wieder funktioniert, und mit dem gleichen Schreiben wird über Zweck und Anwendungsmöglichkeiten der soeben herausgekommenen Präparate berichtet.
Das bedeutet viel Arbeit – übrigens unbezahlte Arbeit –, aber bei Schering empfindet man: diese Arbeit ist selbstverständlich. Dies ist der Unterschied zwischen einer Fabrik, die Arzneimittel her stellt, und irgendeinem anderen Werk: Auch mit Arzneimitteln kann man, soll man, muss man Geld verdienen; aber in erster Linie sind Arzneien doch wohl dazu da, den Menschen zu helfen. Und Schering und andere grosse chemische und pharmazeutische Kon-

zerne können mit Recht darauf hinweisen, dass die Fortschritte auf dem pharmazeutischen Gebiet in den letzten fünfzig Jahren ausschliesslich auf die Initiative der Privatindustrie zurückzuführen sind.
Ist die moralische Verpflichtung der Industrie je eine grössere, eine dringendere gewesen, als jetzt in den ersten Jahren nach dem Krieg, in einer besetzten Stadt, in der jeden Tag, jede Stunde eine Seuche ausbrechen kann?
So sehen jedenfalls die Schering-Männer die Lage, und sie sehen sie richtig, und sie fühlen mit Recht, dass der Krieg für sie noch nicht zu Ende ist, ja, dass er eigentlich erst begonnen hat. Und sie sind entschlossen, diesen Krieg nicht zu verlieren.
Schering nimmt die Erzeugung von synthetischem Menthol und Thymol wieder auf, von bakterientötenden Stoffen und Desinfektionsmitteln von durchschlagender Kraft. Der Betrieb wird soweit wieder aufgebaut, dass man mehr, viel mehr produzieren könnte, wenn man nur die nötigen Rohstoffe hätte.
Und Penicillin müsste man haben...

Im Winter 1945 auf 1946 haben die westlichen Alliierten begonnen, Penicillin nach Berlin zu schaffen. Allerdings nur für ihre eigenen Armee-Hospitäler und, in geringerem Masse, für einige Geschlechtskranken-Stationen deutscher Krankenhäuser in den amerikanischen und britischen Sektoren von Berlin. Mehr vermögen sie im Augenblick nicht zu tun. Noch ist in England, ja selbst in Amerika nicht annähernd so viel Penicillin vorhanden, wie gebraucht wird.
Professor Karl Jungkmann, Leiter des Forschungs-Laboratoriums, hat sich seit Langem mit der Frage des Schicksals des Penicillins im menschlichen Körper beschäftigt. Er hat festgestellt, dass der Körper durch den Harn einen Teil des Penicillins wieder ausscheidet, und dass man dieses durch chemische Behandlung des Harns wiedergewinnen kann, ja, dass das wiedergewonnene Penicillin reiner als das ursprünglich eingespritzte ist. Die menschliche Niere erweist sich als der beste Filter. Bei Schering stellt man Überlegungen an: wenn man dieses durch den menschlichen Körper gefilterte Penicillin bekommen könnte? Man fragt bei den Westalliierten an. Gibt es eine Möglichkeit dazu?
Die Befragten wissen sehr wohl, wie wichtig es ist, Penicillin auch für die Berliner Bevölkerung bereitzustellen, Penicillin und andere Arzneien, und erklären sich schliesslich bereit, den Harn der Geschlechtskranken zu sammeln und, wie Jungkmann es wünscht, bei einer bestimmten Temperatur zu lagern. Dann wird der kostbare Harn zu Schering transportiert.
So weit ist man im März 1946. Drei Monate später steht das erste

auf diese nicht ganz gewöhnliche Weise gewonnene Penicillin zur Verfügung. Aber Schering darf es nicht einfach an die Krankenhäuser weiterleiten, die es am notwendigsten brauchen. Persönlichkeiten der amerikanischen und britischen Militärregierungen schalten sich ein, stellen fest, dass es sich bei dem überlassenen Harn ja schliesslich um Wertobjekte handelt. Man kann doch Harn aus Armee-Hospitälern nicht einfach herausholen und darüber verfügen!

Es wird lange verhandelt. Und schliesslich wird eine salomonische Lösung gefunden: Schering darf das aus amerikanischem und britischem Harn gewonnene Penicillin an deutsche Krankenhäuser verteilen, aber nur an Krankenhäuser im amerikanischen und britischen Sektor. Und zwar sollen die betreffenden Sektoren genau in demselben Verhältnis bedacht werden, in dem die amerikanischen und britischen Armee-Hospitäler geliefert haben.
Es ist sozusagen nur ein Tropfen auf den heissen Stein, aber es ist immerhin etwas in einer Zeit, in der nicht annähernd genug Penicillin nach Berlin geschafft werden kann, um allen Geschlechtskranken zu helfen oder auch nur in allen Fällen von Lungenentzündung gespritzt zu werden.
Um die gleiche Zeit produziert Schering laufend Penicillin in Adlershof, aber das kommt den Deutschen nicht zugute, obwohl gerade die Bevölkerung des östlichen Sektors und der Ostzone von Geschlechtskrankheiten heimgesucht wird – eine Folge der Vergewaltigungen. Das ganze Penicillin aus Adlershof wird von der Roten Armee übernommen.
So hat es Karlshorst bestimmt – und daran ist nicht zu rütteln, obwohl die Schering-Leute das versuchen. Und sie werden in Karlshorst auch immer wieder vorgelassen, denn man ist dort sehr daran interessiert, wie weit Schering mit dieser oder jener Entwicklung gekommen ist. Die Russen zeigen sich immer wieder erstaunt darüber, dass diese oder jene Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist, ganz so, als könne man vorher wissen, welche Ergebnisse die einzelnen Experimente oder Experimentreihen haben werden, als sei es noch nie vorgekommen, dass Chemiker jahrelang in einer bestimmten Richtung experimentierten, um schliesslich zu dem Ergebnis zu gelangen, dass sie auf diese Weise nicht zum Ziele kommen.
Wie dem auch sei: Die Schering-Männer kommen zu der entscheidenden Erkenntnis, sie können mit den Russen nicht mehr rechnen. Sie werden aus der sowjetischen Zone oder aus dem sowjetischen Sektor von Berlin keine Rohstoffe mehr bekommen. Also müssen sie warten, bis Westdeutschland liefert. Und das dauert bis Ende 1947. Denn auch im Westen sind Kohle, Stahl, Eisen nur unter grossen Schwierigkeiten erhältlich.

Das bedeutet für die Männer der Müllerstrasse, dass der Wiederaufbau nur langsam vonstatten gehen kann. Manches Fenster kann erst nach Jahren wieder eingesetzt werden. Manche zerschossenen Mauern können nicht erstehen, weil kein Mörtel da ist.

Und dann beginnt die Berliner Blockade. Und das bedeutet, dass der Gas- und Stromverbrauch in West-Berlin auf ein Minimum gedrosselt wird. Aber da eine gewisse Kohlenmenge gebraucht wird, um die Temperaturen für die Bakterien-Kulturen zu sichern und für viele andere chemische Prozesse, müssen die Arbeiter und kaufmännischen Angestellten frieren.
Die Alliierten richten die Luftbrücke ein. Ein britischer Offizier ruft bei Dr. Clerc an, ob Schering die Luftbrücke benutzen will, um Medizinen nach Westdeutschland zu schaffen?
Und ob Schering will! Später schalten sich auch die Amerikaner und die Franzosen ein. Schering kann auf dem Luftwege aus Westdeutschland bekommen, was man an Rohstoffen braucht, kann die fertigen Medizinen über die Luftbrücke von Berlin in den Westen befördern.
Gegen Ende der Blockade hat sich alles so weit eingespielt, dass der Betrieb sogar Steinkohle per Flugzeug vom Westen erhält.
Nicht zu vermeiden freilich ist, dass Schering nunmehr alles verliert, was im Osten noch als Scheringscher Besitz gilt. Schon zwei Jahre vor der Blockade wurde das Scheringwerk in Reichenbach und ein Jahr später das Scheringwerk bei Eberswalde entschädigungslos enteignet. Trotzdem hat es eine gewisse Verbindung zwischen diesen Werken und der Müllerstrasse bis zum Blockadebeginn gegeben: man war ja aufeinander angewiesen, der eine brauchte die Zwischenprodukte des anderen, um die eigenen Erzeugnisse herauszubringen. Während der Blockade ist der Verbindungsfaden gerissen, und Anfang 1949 enteignen die Kommunisten auch die Werke in Adlershof und Spindlersfeld, so dass eigentlich nur noch das Hauptwerk in der Müllerstrasse und das Zweigwerk in Charlottenburg übrigbleiben.

Trotzdem wird die Blockade von Schering überstanden. Und dann, als es endlich wieder eine Verbindung mit Westdeutschland gibt, kann der Wiederaufbau in enormem Tempo vor sich gehen. Da man verstärkten Export anstrebt, vergrössert man den Verwaltungs- und Vertriebsapparat. Es wird beschlossen, das Verwaltungsgebäude in der Müllerstrasse aufzubauen. Es ist nicht schwierig, ERP-Kredite dafür zu bekommen.
Es ist nicht schwierig, trotz der enormen Verluste, die durch die Enteignungen entstanden sind, und obwohl zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs feststeht, ob die Filialen und Tochterunterneh-

mungen in der westlichen Welt jemals wieder freigegeben werden. Es ist nicht schwierig, denn Schering verfügt über einen Aktivposten. Schering besitzt Mitarbeiter, die zeit ihres Lebens bei Schering gearbeitet haben, und die sich niemals von Schering trennen würden. Das ist nicht nur so hingesagt.
Kurz nach der Blockade schlägt ein alliierter Wirtschaftsoffizier Direktor Clerc vor, Schering anderswo wieder aufzubauen.
Clerc erklärt, dies sei zwar nicht unmöglich, das Problem sei auch nicht, das Kapital zum Fabrikbau zu beschaffen, sondern die Facharbeiterschaft. Um Schering anderswo erstehen zu lassen, brauche er fünfhundert seiner Berliner Arbeiter. Wenn die freiwillig mitkämen – und das bedeute, dass man auch ihre Familien anständig unterbringen müsse –, stehe der Realisierung des Projektes nichts im Wege.
Dr. Clerc wusste, dass die fünfhundert Berliner Familien nicht auswandern, dass sie sich nicht vom Schering-Betrieb trennen würden. Dass Schering nicht von seinen Gebäuden oder Geldern abhängig ist, bewiesen die Schering-Männer in den Jahren nach 1945; sie bewiesen auch, dass sie nicht von irgendwelchen geheimen Patenten oder Produktionsverfahren – dem geistigen Werk einiger weniger Genies – abhängig sind, denn auch die waren nach der Plünderung der Archive durch die Russen nicht mehr geheim. Wie unwichtig diese so streng gehüteten Geheimnisse im Grunde genommen waren, beweist die erstaunliche Tatsache, dass mehr als fünfzig Prozent der Präparate, die zehn Jahre später von Schering in den Handel gebracht wurden, im Jahre 1945, als Schering zweimal zerstört wurde, noch nicht einmal am Anfang ihrer Entwicklung standen.
Es handelt sich um ‚Testoviron Depot', ‚Primodian Depot', «Proluton Depot', «Scherosan Depot'; das sind Steroidhormone in Depotform, die langsam vom Körper aufgesaugt werden.
Es handelt sich ferner um Neuerungen auf dem Gebiet der Röntgen-Kontrastmittel. Für Darstellungen der Gallenwege ist das Präparat ‚Biligrafin' entwickelt worden, das es möglich macht, dass auch die mit der Leber zusammenhängenden Gallenwege sichtbar werden.

Ferner gibt es Neuerungen auf dem Gebiet der Sulfonamide, zum Beispiel das ‚Protocid'.
Die Entwicklung dieser und anderer Mittel wurde erst nach dem dritten Aufbau Scherings begonnen. Und heute wäre der Schering-Betrieb ohne sie kaum zu denken.
So schnell geht das. So aussichtslos ist der Versuch, die Schering-Männer zu stoppen, indem man ihre Fabriken bombardiert oder enteignet oder ihre Reagenzgläser und Retorten zerschlägt.

Der Traum von der Fabrik

Volksgrenadier Nikolaus Karpf, 1,93 Meter gross, schlank und sportlich durchtrainiert, ist im Oktober 1944 in Aachen einem sogenannten Himmelfahrtskommando zugeteilt worden. Er muss damit rechnen, dass er bei nächster Gelegenheit an einer Front eingesetzt wird, von der es keine Rückkehr mehr gibt. Trotzdem wäre es übertrieben zu sagen, dass er sich in Erregung befindet. Er ist, ungeachtet seiner prekären Situation, ruhig und gelassen.

Warum denn Himmelfahrtskommando? Das hat viele Gründe. Da ist seine in zuständigen Kreisen nur allzu bekannte negative Einstellung zu der allmächtigen Partei, da ist ein Kreisleiter, der ihm übel will, da sind jene massgebenden Männer in der Münchener Geschäftsstelle der Deutschen Arbeitsfront, denen er auf den Fuss getreten hat. Da ist schliesslich und endlich die Verurteilung vor dem Parteigericht wegen «Vergehen gegen die Kriegsverordnungen, die übrigens in seiner Abwesenheit erfolgte.

Ja, Karpf hat mächtige Feinde. Aber er hat auch ein paar Freunde, die über Beziehungen verfügen. Und einer, der Chef der Erprobungsstelle der Luftwaffe, Oberst Petersen, will ihm aus seiner gefährlichen Lage heraushelfen und lässt ihn zur Luftwaffe abkommandieren. Karpf kommt nach Rechlin in Mecklenburg und arbeitet an Zielgeräten und Antennen für Flugzeuge mit, wird dann, als Gefreiter, nach Stade bei Hamburg versetzt.

Inzwischen ist es 1945 geworden. Ein Kurier nach Bayern wird

gesucht. Das bedeutet, bei dem dauernden Bombenhagel, eine gefährliche Reise. Aber Karpf, der nach München will, ist bereit, ein bisschen Gefahr auf sich zu nehmen. Am 13. April steckt er die geheime Kommandosache – Pläne für Radarentwicklungen – ein und macht sich auf den Weg.
In Bremen gelingt es ihm, ein Flugzeug zu chartern. Aber schon gleich nach dem Start geht das Benzin zu Ende. Landung in Rechlin. Zurück nach Bremen. Es findet sich zwar kein Flugzeug mehr, aber immerhin ein Fahrrad. Dreizehnhundert Kilometer mit dem Fahrrad – das ist etwas viel. Aber, so erinnert sich Karpf, es ist noch gar nicht so lange her, da fuhr er mit dem Fahrrad von Photohändler zu Photohändler und verdiente sich seinen Unterhalt damit.

Er radelt los und in den berüchtigten Angriff auf die Weserbrücke und die Bremer Ölraffinerie hinein. Es gelingt ihm nicht mehr, in einem Bunker Unterschlupf zu finden. Das Ende der Welt scheint gekommen. Rings um ihn sterben Frauen, Kinder, Pferde, liegen zerschmetterte Wagen, brechen Telephonstangen zusammen. Er selbst überlebt. Weiter über von Flüchtlingen überfüllte Landstrassen gen Süden. Karpf hat nur einen Wunsch, eine Sehnsucht: seine Fabrik wiederzusehen.

Seine Fabrik. Als er sechzehn Jahre alt war, träumte er schon von ihr. Er sah sie genau: ein längliches Gebäude mit ausladenden Flügeln, in der Mitte einen kleinen Zwiebelturm; und sie sollte mitten auf einer Wiese stehen. Er wünschte sich nicht wie andere Buben einen Fussball oder ein Boot, einen Taschenspiegel oder ein Flugzeug. Er wünschte sich diese Fabrik. Und er war überzeugt, dass er sie einmal haben würde. Er durfte nur nicht darüber sprechen. Niemand durfte um diesen geheimsten Wunsch des kleinen Niki wissen.
Ausser dieser Fabrik interessierten ihn eigentlich nur noch photographische Apparate, diese seltsamen verteufelten schwarzen geheimnisvollen Kästen, mit denen sich alles einfangen liess: Blumen, Kröten, Autos, Menschen. Als Junge hatte er nicht viel Geld. Eine Fabrik war davon nicht zu kaufen, aber immerhin ein Photoapparat. Den ersten hatte er mit zehn Jahren bereits in der Hand.

Als Lehrling in einer elektrotechnischen, feinmechanischen Fabrik erlernte er die Werkzeugmacherei. Aber er knipste auch schon damals die Belegschaft bei Betriebsausflügen. Es handelte sich um hundert Leute, und das einzelne Bild brachte dreissig Pfennige. Bald meldete er die ersten Patente an, eine Parketthobelmaschine, einen

Senfhahn, wie sie Jahrzehnte später als Selbstverständlichkeiten auf dem Markt erschienen. Als einziger Lehrling durfte er mit dem Chef im Labor arbeiten. Es waren Fernsehapparate, mit Nikow'scher Scheibe, an denen er mitbasteln durfte. Von Anton Kathrein empfing er viele praktische Anregungen, die seiner Ideenentwicklung Vorschub leisteten. Nach zwei Jahren Lehrzeit fertigte er ein Spezialwerkzeug. Es wurde unter Meisterprüfungsstücken in Rosenheim mit Prämie und Urkunde für gut befunden. Erst hinterher erfuhr man, dass es gar kein Meisterprüfungsstück, sondern eine Arbeit nach zweijähriger Lehrzeit war. Er war der geborene Erfinder. Einfälle kamen ihm, ja nahmen Besitz von ihm, etwa wenn er sah, wie einer sich bemühte, ein stehengebliebenes Auto wieder in Gang zu bringen,- wenn er eine Zeitschrift durchblätterte und irgendein Bild betrachtete; wenn er vor einer Maschine stand und gedankenverloren beobachtete, wie die Räder sich drehten. Wenn die Dämmerung hereinbrach und die Schatten immer länger wurden . . .
Die Gedanken kamen des Nachts, wenn er schlafen wollte. Das Gehirn wollte nicht schlafen; es kombinierte. Es konnte an einer Sache jahrelang arbeiten, ohne dass er es eigentlich selbst wusste. Er spürte nur, dass er müde war und nicht schlafen konnte. Er fluchte: und dann war die Erfindung da.
Eigentlich hatte das alles erst richtig begonnen, als er, einundzwanzigjährig – es war im Jahre 1933 – in einen kleinen Betrieb eintrat, der eine glorreiche Vergangenheit als angesehene Werkstätte für Photoapparate hatte. Linhöf hiess die Firma. Der Gründer Valentin Linhof war 1928 gestorben, und sein einziger Sohn Richard, ein begabter Ingenieur, war nach Amerika gegangen; die Wirtschaftskrise in Deutschland liess ihn an einer Zukunft seines Betriebes zweifeln. In der Tat gab es damals bei Linhof nur noch sieben Leute und die Witwe des verstorbenen Linhof, die sich wieder verheiratet hatte, und ihre Tochter, die Karpf 1935 zur Frau nahm.

Die sieben Mechaniker der Firma Linhof, die nicht arbeitslos werden wollten, klammerten sich an ihn: er solle die Leitung des Betriebes übernehmen. Sie waren überzeugt davon, er würde es schaffen.

Er war bereit, die Verantwortung für die anderen zu übernehmen. Er war blutjung, er besass nichts als seine Hände und seinen Kopf. Und er hatte ein Patent in der Tasche, das Patent für den ‚Schwenkrahmen', eine «Kamera mit am Gehäuse allseitig frei beweglich gelagerten Mattscheibenrahmem, wie es in der Patentschrift hiess. Er wusste freilich noch nicht, dass ihm dieses Patent einmal ein Vermögen einbringen würde.

Was konnte ein solcher Schwenkrahmen einem Photographen nützen?
Angenommen, man stand vor einem Hochhaus und sah im Sucher, wie die senkrechten Linien des Gebäudes nach oben in einem spitzen Winkel aufeinander zu liefen. Der Gedanke lag nahe, dass sie, wäre das Gebäude nur hoch genug, sich schliesslich an einem Punkt treffen müssten.
Oder man sass auf dem Rand eines tiefen Brunnens, der längst ausgetrocknet war. Im Sucher sah man, wie der Schacht sich verengte. Irgendwo mussten sich die Wände des Schachtes doch treffen, nicht wahr?
Das menschliche Auge – und auch das Auge der Kamera – verzerrte. Der ‚Schwenkrahmen' aber glich aus, korrigierte, entzerrte. Was in Wirklichkeit parallel war, wurde auch wieder parallel. Das im Schwenkrahmen aufgenommene Bild wurde tief und scharf, blieb auch bei geöffneter Blende scharf, ein Ergebnis, das bisher nicht zu erzielen gewesen war.
Dies also war die entscheidende Erfindung des jungen Nikolaus Karpf. Gewissermassen die grundlegende Erfindung, die die Photoindustrie revolutionieren sollte, ein Wendepunkt für diese Industrie. Eine Sensation? Der Schwenkrahmen hätte eine Riesensensation sein können. Aber er kam gerade in dem Augenblick auf den Markt, da die Photo-Industrie der Grosskamera den Rücken drehte und sich der Kleinkamera zuwandte. Ja, die Kleinkamera begann Mitte der dreissiger Jahre ihren Siegeszug mit solcher Vehemenz, dass es schien, als sei die Grosskamera zum Tode verurteilt.
Leitz, Kodak und andere grosse Firmen von Weltgeltung stürzten sich auf die Kleinkamera. Agfa und Kodak entwickelten Feinkornfilme für die kleinen Apparate. Die hatten den Vorteil, dass sie handlicher für die Fachphotographen und Amateure waren.
Aber Nikolaus Karpf hielt an der Grosskamera fest. Er wusste, es gab Aufgaben, die nur sie zu lösen vermochte, Aufgaben, bei denen die architektonisch richtige Präzision die Hauptrolle spielt. Gebäude wie Notre Dame in Paris, wie die Westminster Abbey in London, wie der Kölner Dom konnten von der Kleinbildkamera nicht erfasst werden. Da verwischten sich die unzähligen Konturen, die Türme und Türmchen, die Köpfe und Figuren, die Portale. Die tausend Fenster eines Hochhauses konnten nur mit einer Grosskamera vom Boden aus aufgenommen, die Nachtlichter Manhattans vom Flugzeug aus nur mit einem Schwenkrahmen-Photoapparat richtig wiedergegeben werden. Aber auch kleinere Objekte, etwa eine Garnitur von Gläsern, Tassen, Vasen, Esswaren konnten nur mit Schwenkrahmen von oben aufgenommen werden, ohne dass verzerrte Perspektiven einen völlig falschen Eindruck vermittelten.

Niemand gab Karpf oder seiner Grosskamera noch eine Chance. Der Markt schien ihm und ihr verschlossen. Die Vertreter zuckten die Achseln. Sie gingen zur Konkurrenz. Karpf setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr selbst die Geschäfte von München ab. Es gab Wochen, in denen er nur einen Apparat verkaufen konnte. Er liess nicht nach. Er hielt an der Grosskamera fest. In der Propaganda wurde sie zwar als langweiliger Apparat mit schwarzem Tuch und schwerfälligem hölzernem Stativ, sozusagen als Sinnbild der Vergangenheit dargestellt. Die Kleinbildkamera schien eleganter, handlicher, moderner. Karpf aber wusste: die Grossbildkamera muss technisch und ästhetisch gleichwertig oder überlegen werden. Und er fand den Weg, sie ansprechend und begehrenswert zu machen. Die Psychologie des Käufers blieb ihm kein Geheimnis.
Und dann, ganz allmählich, meldeten sich Interessenten: Forscher, Behörden, Industriewerke. Es ging langsam voran, aber es ging voran. Die Zahl der bei Karpf Beschäftigten wuchs auf achtzig. Schon musste er sich nach neuen Räumlichkeiten umsehen. Dann schoss der Umsatz sprunghaft nach oben. ‚Technika' – so hiess der Schwenkrahmen-Photoapparat – wurde ein feststehender Begriff. Ganz Europa bestellte bei Linhof, auch aus Amerika meldeten sich Kunden. Der Vertrieb kam den Bedürfnissen nicht mehr nach.

Nikolaus Karpf spürte: vielleicht lag seine Chance in der Neuen Welt. Er fuhr nach New York. Das war 1939. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, als er die Kamera, eine Linhof-Kamera, auf die Freiheitsstatue richtete. Die Presse der Vereinigten Staaten hatte an der Grosskamera festgehalten. Und Karpf konnte grosse Aufträge nach Hause bringen. Ein paar Wochen später brach der Krieg aus – aber es gelang Karpf, noch im ersten Kriegsjahr die von Amerika bestellten Apparaturen via Wladiwostok auszuliefern. Dann senkte sich der Vorhang, der Deutschland von der übrigen Welt trennte und der Karpfs Leben zehn Jahre lang verdunkeln sollte.

Noch ahnte er es nicht. Noch glaubte er, alles werde so weitergehen, wie in den letzten Jahren. Die Fabrik, die er sich als Junge erträumt hatte, konnte er jetzt bauen, Er musste sie bauen, sein Betrieb war viel zu gross geworden für die Werkstätten in München. Er baute die Fabrik – genauso, wie er sie in seinen Jugendträumen gesehen hatte. Er baute sie ausserhalb der Stadt inmitten von Wiesen auf einem Gelände von siebentausend Quadratmetern. Er entwarf alles selbst. Da waren die weit ausladenden Flügel, da war der kleine Zwiebelturm in der Mitte. Da war Licht und Luft und Sonne, da waren Wiesen und Blumen und Bäume für seine Arbeiter. 1942 war die Fabrik fertig.

Es scheint eine Ewigkeit zu dauern, bis der Volksgrenadier Karpf von Bremen nach München gelangt. Dann wandert er hinaus vor die Stadt, dorthin, wo seine Fabrik steht.
Stand.
Er ist erschüttert. Eigentlich hätte er sich sagen müssen, dass seine Fabrik nicht verschont bleiben würde. Halb Deutschland lag in Trümmern. Und doch hatte er irgendwie damit gerechnet, dass seine Fabrik noch da sein, dass sie gewissermassen auf ihn warten würde.
Lange, unendlich lange steht er vor der Fabrik, seiner Fabrik, die nur noch eine Ruine ist. Er könnte weinen über die Risse und Sprünge in den Mauern, die ihn schmerzen wie Wunden am eigenen Körper. Er könnte verzweifeln über das Chaos, das sich seinen Blicken bietet.
Immerhin, es gibt da noch ein paar Räume, ein paar Wände, ein paar Pfeiler, die nicht eingestürzt sind. Er geht von Raum zu Raum. Er findet Papiere, Rechnungen, die noch ausgestellt wurden, und die sich auf eine Million Reichsmark belaufen. Rechnungen für Geräte, die an die Luftwaffe geliefert wurden. Eine Million Mark. Er wird sie nicht mehr bekommen.
Was haben die Bomben sonst noch übriggelassen von der Fabrik, die Karpf aufgebaut, ganz allein aus dem Nichts geschaffen hat? Er findet Geräte zwischen Mauerresten, Geräte unter eingestürzten Decken, zwischen zersplitterten Scheiben. Und der Regen prasselt auf das alles nieder und zerstört die Apparate, die vielleicht noch zu retten gewesen wären.
Übrigens ist er nicht der erste, der sich hier umsieht. Da gibt es Schränke, die offenbar aufgebrochen und ausgeraubt wurden. Täglich erscheinen Einwohner der Umgebung und stecken ein, was sie vorfinden, um ihre Beute später gegen Schokolade, gegen Zigaretten einzutauschen. Es kommen auch amerikanische Soldaten und nehmen ein paar Photoapparate mit oder doch wenigstens einige Optiken, und sei es auch nur, um sie als Kerzenhalter zu verwenden.
Ansonsten benehmen sich die Amerikaner nicht gerade wie Feinde. Irgendein hoher Offizier hat das Wirtschaftsbereinigungsamt sogar angewiesen, Karpf unverzüglich im Linhof-Kamera-Werk einzustellen und ihn mit der Geschäftsführung zu betrauen.
Die amerikanischen Soldaten, die in der Umgegend stationiert sind, unterhalten sich mit ihm über photographische Apparate, und er erklärt ihnen das Wesen der Linhof-Kameras. Er macht ein paar Aufnahmen für sie, und sie stellen fest, dass es die besten Aufnahmen sind, die sie je in ihrem Leben gesehen haben. Einige erinnern sich auch, dass Linhof-Kameras in amerikanischen Ge-

schäften ausgestellt waren; aber sie kosteten viel zuviel Geld. Die Soldaten haben Respekt vor diesem Mann, der diese so furchtbar teuren Kameras herstellte. Sie würden ihm gern helfen.
Ein paar amerikanische Lastwagen werden herangeholt, und Ende Mai, Anfang Juni 1945 machen sie rund siebzig Fahrten für Karpf. Sie holen verlagerte Maschinen aus seinen Ausweichbetrieben. Karpfs Hoffnungen steigen: vielleicht wird er seine Fabrik doch wieder aufbauen. Vielleicht, dass man mit einer kleinen Produktion beginnen könnte. Und da erscheinen schon wieder ein paar alte Arbeiter am Fabriktor, das übrigens gar nicht geschlossen ist. Es hätte auch keinen Zweck, es zu schliessen: man kann von überall herein auf das Grundstück, in die Fabrikruine.
Die Arbeiter wollen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Sie müssen verdienen. Es ist zwar nicht viel, was sie durch Arbeit verdienen können, und mit ein bisschen Schieben oder ‚Organisieren', wie man es damals nannte, würden sie das Vielfache machen. Aber es geht ihnen ja auch um die Erhaltung ihres Arbeitsplatzes, es geht ihnen um die Firma, von der sie sich späterhin Sicherheit erwarten. Gewiss, viele ihrer Bekannten lachen sie aus, weil sie sich mit dumpfer Entschlossenheit bei Linhof wieder an die Arbeit machen. Aber die so Verlachten erinnern sich noch der Inflationszeit nach dem ersten Weltkrieg, und dass auch damals diejenigen für dumm gehalten wurden, die ihre Arbeit wieder aufnahmen, anstatt in grossem Stile zu schieben. Später zeigte sich, wie recht sie gehabt hatten . . .
Vorläufig wird erst einmal aufgeräumt, werden erst einmal die Steine zusammengesucht, um sie später wieder zu verwenden. Jeder Stein ist eine kleine Kostbarkeit. Jeder Dachziegel ist fast Goldes wert, denn noch gibt es keine Baustoffe zu kaufen. Ein paar Räume werden notdürftig hergerichtet, damit die Maschinen, die die Amerikaner heranfahren, aufgestellt werden können. Die Dächer werden geflickt.
So vergehen die ersten Monate.
Erste Bilanz Karpfs: Die Fabrik ist zu fünfzig Prozent zerstört. Das ist schlimm, aber es ist nicht hoffnungslos.
Mehr Arbeiter melden sich. Karpf stellt sie ein. Die Produktion wird wieder aufgenommen – in kleinstem Rahmen. Ein paar Kameras werden hergestellt – für Berufsphotographen, für amerikanische Offiziere. So vergeht das Jahr 1945. Noch sieht Karpf nicht, wie es besser werden soll. Photographische Apparate sind kontingentiert, werden über das Wirtschaftsamt zugeteilt. Und wie viele Apparate kann er denn herstellen, bevor seine Materialvorräte erschöpft sind?
Trotzdem ist er optimistisch. Einen Wagen hat er auch wieder,

seinen eigenen Mercedes sogar, und die Amerikaner verhelfen ihm zu dem notwendigsten Benzin. Sie sind ja seine Freunde.
Und dann, plötzlich, sind sie nicht mehr seine Freunde. Dann, plötzlich, am 14. März 1946 erhält er den Befehl, zur Special Branch – der Politischen Abteilung – der Amerikanischen Militärregierung nach München zu kommen. Die Special Branch ist in der früheren Reichszeugmeisterei der NSDAP untergebracht. Noch ahnt er nichts Schlimmes. Er setzt sich in seinen Mercedes, fährt in den Frühling hinein. Es ist schon recht warm für März, so warm, dass Karpf nicht einmal seinen Mantel mitnimmt.
Und nun geschieht sehr Seltsames. Im Büro der Special Branch wird Karpf des «unerlaubten amerikanischen Warenbesitzes' beschuldigt. Beweis: in seiner Tasche werden drei Zigaretten gefunden, obwohl er seit Jahren nicht mehr raucht; werden zwei Päckchen Kaugummi gefunden, obwohl er nicht kaut. Er besitzt sie heute noch, denn die Amerikaner gaben sie ihm nach der Verhandlung zurück – sie sind korrekt. Die Folge dieser Funde: Karpf wird ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert.
Fünf Wochen Haft in der Abteilung Todeszellen im Gefängnis Stadelheim, fünf Wochen ohne Seife, ohne Handtuch, ohne Zahnbürste, ohne Mantel. Und die Tage sind wieder kühl geworden, die Nächte eisig.
Trotz allem versucht Karpf, nicht bitter zu werden. Er versucht, nicht daran zu denken, wie das zugegangen ist, dass man in seinen Taschen Zigaretten und Kaugummi fand, obwohl er nicht raucht und nicht kaut. Die Amerikaner waren bisher gut zu ihm, sehr gut. Aber jetzt scheinen sie ihn vergessen zu haben. Da ist niemand, der sich um Karpf kümmerte, niemand, der ihn besuchte, niemand, der ihm einen Brief oder gar ein Paket schickte.
Und was wird aus seiner Fabrik? Karpf will über das alles nicht nachdenken. Er will nicht verzweifeln. Er will sich nicht unterkriegen lassen.
Nach fünf Wochen Einzelhaft versetzt man ihn in die sogenannte Prominentenzelle. Jetzt sitzt er mit Männern zusammen, die später Minister in Bayern sein werden, mit dem früheren Rektor einer Technischen Hochschule, mit einem bekannten Chirurgen, mit einem ausländischen Konsul.
Seltsame Gerüchte dringen an sein Ohr. Sein Mercedes-Wagen ist verschwunden, sein Haus in einem Münchener Vorort beschlagnahmt. Alles darin ist gleichfalls beschlagnahmt, nichts wird mehr herausgegeben: kein Bild, kein Kleidungsstück, nichts.
Karpf wird krank. Ischias plagt ihn, der Trigeminusnerv ist entzündet. Er verlangt Aufnahme in die Krankenabteilung. Die Antwort: «Wo ist der Schlüssel zum Safe der Fabrik?»

Karpf: «Was hat der Safeschlüssel mit meiner Krankheit zu tun?» Er nennt das Versteck des Safeschlüssels nicht.
Trotzdem: Einlieferung ins Krankenhaus. Man nimmt ihm die Mandeln heraus. Eine Gesichtsoperation wird vorgenommen. Furchtbare Schmerzen. Hohes Fieber.

Erst im August wird die Verhandlung gegen Karpf durchgeführt. Im Gerichtssaal ist es drückend heiss. Karpf steht von dem Krankenbett auf, um der Verhandlung beizuwohnen. Er ist so schwach, dass er sich kaum aufrecht halten kann.
Was wird ihm vorgeworfen, ausser dem unerlaubten Besitz amerikanischer Waren? Es wird ihm vorgeworfen, seinen Fragebogen falsch ausgefüllt zu haben. Er hat geschrieben, er wisse nicht, ob er Mitglied der Partei gewesen sei. In Wirklichkeit, so behauptet die Anklage, sei er Beauftragter der Gestapo gewesen.
Beauftragter der Gestapo! Ausgerechnet er, der seit jeher Schwierigkeiten mit den Grossen der Nationalsozialistischen Partei hatte. Es begann damit, dass die Deutsche Arbeitsfront eines Tages feststellte, dass Karpfs Unternehmen nicht in der Leistungskartei der Organisation eingetragen war. Einige Arbeiter, die der Partei angehörten, hatten ihn denunziert, hatten auch angedeutet, er hätte wohl in seinem Betrieb etwas zu verheimlichen, da stimmt wohl irgendetwas nicht . . . Welch anderen Grund konnte er dafür haben, nicht der Partei beizutreten, ja nicht einmal Mitgliedsbeitrag für die Deutsche Arbeitsfront zu zahlen?
Der ‚Betriebsführer' Nikolaus Karpf erfuhr schliesslich durch ein amtliches Schreiben, dass «die nun einmal im sozialistischen Staat bedingte Volksgemeinschaft es nicht nur dem Gefolgschaftsmitglied, sondern auch letzten Endes der Betriebsführung zur Pflicht mache, sich der Organisation aller schaffenden Deutschen anzuschliessen, die ja nach dem Willen des Führers ein Instrument der Partei darstellt, welches den Arbeitsfrieden der Betriebsgemeinschaft erst aufrechterhält». Ins Deutsche übertragen hiess das: Warum war Karpf nicht Mitglied der Deutschen Arbeitsfront?
Karpf zuckte die Achseln. Er hatte nichts zu verheimlichen. Wenn die Herren von der Deutschen Arbeitsfront seinen Betrieb besichtigen wollten – bitte.
Eine Untersuchungskommission sagte sich an; sie würde morgen um vier Uhr nachmittags erscheinen. Sie kam aber schon um drei Uhr, offenbar um Karpf zu überraschen. Der liess sich nicht überraschen. Ein Lehrling hatte ihm rechtzeitig von dem Besuch Mitteilung gemacht, und er verschwand durch einen Hinterausgang, ging in ein Café, wo er bis vier Uhr Zeitungen las.
Dann erschien er. Die Herren, durch die lange Wartezeit sehr ärger-

lich geworden, machten düstere Gesichter, als er sie durch den Betrieb führte. Dann wurden sie durch Karpf von einem Angebot überrascht: er Karpf, wüsste sehr wohl, wie wichtig die Arbeit der Deutschen Arbeitsfront sei, wie staatsfördernd, wie notwendig, um den Endsieg sicherzustellen. Er wüsste auch, welche Schwierigkeiten es der Deutschen Arbeitsfront bereitete, genügend Sachbearbeiter zu bekommen. Er würde also unter seinen Angestellten Nachfrage halten und alle diejenigen, die zur Deutschen Arbeitsfront wollten, für vier Wochen beurlauben. Vier Wochen würde er ihren Lohn zahlen, während sie in den Büros der Deutschen Arbeitsfront tätig sein dürften. Dieser grosszügige Vorschlag wurde ignoriert. Die Herren standen auf, verabschiedeten sich höflich, eisig.

Die Deutsche Arbeitsfront meldete sich nie wieder. Aber unterirdisch ging der Kampf gegen Karpf weiter. Er erfuhr davon. Erfuhr, dass irgendein Bonze plante, ihm die Fabrik zu schliessen. Warum trat er nicht in die Partei ein? Er sagte, er interessiere sich nicht für Politik. War er ein Gegner der Partei? Die Frage konnte er nicht direkt beantworten. Immerhin gab er zu, dass er kein Freund der Partei sei, die ihn in seiner Individualität einengte. Man verfiel auf einen Ausweg. Er könne die Fabrik für sich retten, so deutete man an, wenn er der Partei Geld zukommen liesse. Er erklärte sich dazu bereit. Seit Mitte 1942 zahlte er also monatlich einen bestimmten Betrag. Das war freilich seine einzige Bindung an die Partei.

Der Ortsgruppenleiter eines kleinen Städtchens, wohin ein Teil des Betriebes verlagert worden war, hörte von diesem finanziellen Arrangement und hatte eine grossartige, gewissermassen zusätzliche Idee: Wie wäre es, wenn ihn Karpf anstellte, für RM 1'000,– monatlich? Dafür würde er Karpf mit wichtigen Persönlichkeiten der Partei in Verbindung bringen?

Karpf lehnte ab. Wozu brauchte er Verbindungen? Er konnte nicht einmal alle Aufträge ausführen, die täglich mit der Post eingingen. Aber er vergass, dass er sich den Ortsgruppenleiter zum neuen Feind machte, der einen Kreisleiter gegen ihn aufhetzte, der wiederum bei anderen Ehrenmännern gegen ihn hetzte.

Noch ahnte Karpf nicht; was sich da an dunklem Gewölk über ihm zusammenzog. Aber hohe militärische Stellen wussten sehr wohl um die Wichtigkeit seiner Apparate und verhinderten die Parteifunktionäre, etwas gegen ihn zu unternehmen. In jener Zeit konstruierte Karpf im Auftrag der Wehrmacht zusammen mit Siemens ein Unterwasser-Periskop, mit dem die Torpedobahn verfolgt und gefilmt werden konnte. In Wilhelmshaven entging das U-Boot, auf dem er seinen Apparat erprobte, sehr knapp der Vernichtung durch Fliegerbomben.

Dann kam der 20. Juli 1944, und die Machtverhältnisse in Deutschland änderten sich. Jetzt hatten die Generale ihren letzten Einfluss verloren. Die Abwehrbeauftragten der Wehrmacht – und als Fabrikant kriegswichtiger Apparate gehörte Karpf automatisch zu ihnen – wurden im Oktober 1944 der Gestapo unterstellt. Eine Kommission der Partei erschien im Linhof-Betrieb. Auf persönlichen Vorschlag des Gauleiters und des Leiters der Arbeitsfront wurde Nikolaus Karpf eingezogen. Es hiess, er «entspräche weder menschenführungsmässig noch nach fachlicher Seite den Forderungen der Deutschen Arbeitsfront und besässe für die Aufbringung von kriegswirtschaftlichen Gütern nicht jene Bedeutung, die eine Reservestellung rechtfertigen würde».

Es stellt sich während der dreitägigen Gerichtsverhandlung heraus, dass Nikolaus Karpf nicht nur kein Beauftragter der Gestapo gewesen ist, sondern der Partei überhaupt so fern wie nur irgend möglich gestanden hat.
Was den verbotenen Besitz amerikanischer Waren betrifft, so geht der amerikanische Richter erst gar nicht mehr darauf ein; es ist zu offensichtlich, dass Karpf hier das Opfer einer Machination ist. Was seine Zugehörigkeit zur Partei angeht und die angebliche Fälschung des Fragebogens, so ergibt sich, dass Karpf durch seine Beiträge ab 1942 – Beiträge, die unter Zwang gezahlt wurden – Mitglied der Partei wurde, ohne dass die Funktionäre es für notwendig erachteten, ihn über diesen seinen neuen Status zu unterrichten. Er fälschte also keinen Fragebogen, als er die Frage offen liess, ob er Parteimitglied sei oder nicht.
Der amerikanische Richter begreift schnell, dass Karpf politisch völlig uninteressiert war, so uninteressiert, wie nur Erfinder oder Künstler es sein können. Diejenigen, die Karpf jetzt belasten wollen, vermag der Richter nicht ernst zu nehmen,- es sei denn als Verleumder; er sagt dies auch ziemlich unverblümt, und, für die Zeugen, in wenig schmeichelhafter Form.
Freispruch in allen Anklagepunkten.
Da steht Karpf nun. Was soll er tun? Er nennt nur den Anzug, den er seit sechs Monaten auf dem Leib trägt, sein Eigen. Er hat keinen Pfennig. Er besitzt nicht einmal mehr ein Heim, es sei denn, man nenne das Krankenhaus sein Heim. Aus dem Krankenhaus will er fort, so schnell wie irgend möglich. Vor allem will er die Fabrik wiedersehen.
Er sieht sie wieder. Aber hinein kommt er nicht. Ein Treuhänder ist eingesetzt, und dieser Treuhänder hat keinerlei Interesse daran, Karpf Einblick zu gewähren. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als wie ein Landstreicher um die Fabrik herumzuschleichen und

hier und dort ein paar heimliche Blicke hineinzuwerfen, übrigens ist er so schwach, dass er wieder eine Klinik aufsuchen muss. Er fiebert. Die Ärzte stellen fest: Kieferhöhlenvereiterung. Man müsste operieren.
Da kommt ein Brief. Die Spruchkammer München wünscht den Fall Karpf zu untersuchen.
Er ist erstaunt. Hat man ihn nicht gerade freigesprochen? Jawohl, die Amerikaner haben ihn freigesprochen. Aber die Deutschen haben ihn noch nicht freigesprochen.
Am Tage der Operation wird er aus der Klinik heraus verhaftet und ohne Zögern zur Verhandlung transportiert. Er ist natürlich nicht vorbereitet, er weiss nicht einmal genau, was man ihm vorwerfen wird, er hat auch keinen Anwalt. Sein Fieber verhindert ihn daran, der Verhandlung zu folgen. Er wird als «Hauptschuldigen eingestuft. Fünf Jahre Arbeitslager, fünfundzwanzig Jahre Verbot der Berufsausübung, Entzug des vollen Vermögens.
Grund? Karpf soll ausländische Arbeiter, die ihm in den Kriegsjahren zugewiesen wurden, ausgebeutet und misshandelt haben. Das alles wird in wenigen Minuten gerichtsnotorisch.
Karpf wird ins Lager Moosburg eingeliefert. Das Jahr 1946 geht zu Ende. Karpf verliert jeden Kontakt mit der Aussenwelt. Weiterhin führt der Treuhänder seine Fabrik. Die Landesstelle für Vermögensverwaltung verwaltet sein Vermögen.
Es ist alles wie ein böser Traum. Karpf sitzt im Lager mit den Leuten zusammen, die während der letzten Jahre seine Verfolger waren. Sie wollten ihn einsperren oder umbringen, weil er kein Nationalsozialist war. Jetzt ist er eingesperrt, und niemand weiss, ob er es überleben wird – weil er Nazi gewesen sein soll.
Freunde bemühen sich um Karpfs Entlassung. Die wird abgelehnt. Schliesslich darf er ins Lagerlazarett nach Garmisch. Aber wie kann er gesund werden, wenn er immer neuen Aufregungen ausgesetzt ist? Es erscheinen einige Herren in Karpfs Krankenzimmer, die sich als seine guten Freunde ausgeben; Karpf hat sie allerdings bisher noch nie gesehen. Diese Freunde also wollen ihn von den Schulden befreien, wollen ihm sogar noch Geld verschaffen: nur soll er ihnen die Fabrik verkaufen. Alles ist vorbereitet, der Vertrag ist ausgefertigt, Karpf muss nur unterschreiben.
Er schüttelt den Kopf. Er will nicht unter schreiben. Die Herren machen enttäuschte Gesichter. Auf was will er denn warten? Will er warten, bis er wieder frei ist? Dann wird die Fabrik gar nicht mehr existieren.
Der Sachbearbeiter im Landesamt für Vermögensverwaltung in München lässt Karpf kommen. Auf dem Schreibtisch des Beamten

liegen drei Verträge. Mit diesen drei Verträgen wäre alles bereinigt, die konstruierten Steuerschulden wären bezahlt – und Karpf wäre die Fabrik los. Er weiss nicht, welche Intrigen und Machinationen hinter all dem stecken. Er will es auch gar nicht wissen. Er weiss nur eines, und er sagt es: «Wenn ich nicht eines Tages in meine Fabrik zurückkehren kann, werde ich sterben.» Er dreht sich um und kehrt zurück – in sein Krankenzimmer, das gleichzeitig sein Gefängnis ist.

Drei Jahre vergehen zwischen Lager und Krankenhaus. Drei Jahre sind eine lange Zeit für Karpf. Sie werden noch länger für seine Gegner. Diejenigen, die gegen ihn ausgesagt haben und die noch vor Kurzem bereit waren, gegen ihn auszusagen, haben bald andere Sorgen. Sie stecken in Verfahren wegen betrügerischer Konkurse oder Meineid. Der Betriebsrat der Firma Linhof, so stellt sich plötzlich heraus, hat nicht weniger als sechzehn Vorstrafen wegen krimineller Delikte auf dem Buckel.
Und als im Juni 1949 die Appellationsverhandlung vor die Spruchkammer kommt, gibt es keine Belastungszeugen gegen Karpf mehr. Es ist eine seltsam gespenstische Verhandlung, die da abläuft. Es werden die gleichen Worte gesprochen wie vor ein paar Jahren, und es werden doch ganz andere Worte gesprochen. Hat Karpf wirklich ausländische Arbeiter ausgenutzt oder misshandelt? Die Arbeiter sind inzwischen befragt worden. Keiner hat gegen ihn ausgesagt. Ja, einige treten jetzt sogar auf, um für ihn auszusagen, bekunden, wie er auch in der schlimmsten Kriegszeit und Nachkriegszeit für sie sorgen liess, wie er alles tat, um Kleider, Brot, Medikamente für sie aufzutreiben.
Der Richter macht grosse Augen. Warum hat dieser Mann so lange im Lager gesessen?
Erst jetzt, vier Jahre seit jenem Tag, da sich Karpf in Bremen aufs Rad schwang, um noch vor Kriegsende nach Hause zu kommen – nach Hause: in seine Fabrik –, erst jetzt ist der Krieg für ihn zu Ende.
Sein erster Weg führt ins Werk. Der Treuhänder ist nicht mehr da. Der Betriebsrat ist nicht mehr da. Er geht durch die Räume. Es gilt, wieder anzufangen. Es gilt, ganz von vorn anzufangen.
Er ist entschlossen, so fieberhaft zu arbeiten, als müsse er die versäumten Jahre in einem Atemzug auslöschen.
Der Kassenschrank. Er enthält die Summe von achtundneunzig D-Mark. Diesem Vermögen stehen gegenüber Tausende, vielleicht Hunderttausende D-Mark Schulden aus der Zeit der Treuhänderschaft. Karpf weiss selbst noch nicht, wie hoch die Schulden sind.

Zweihundert Menschen arbeiten in dem Werk. Zweihundert Menschen, die er am nächsten Lohntag nicht bezahlen kann. Aber sie sind trotzdem bereit, weiterzuarbeiten. Die Kunden schiessen ein wenig Geld vor. Die Lieferanten gewähren Kredit. Nikolaus Karpf hat das Vertrauen der Männer, mit denen er so viele Jahre Geschäfte gemacht hat, obwohl er jetzt kein Geld besitzt, wenn man von den ursprünglich vorhandenen achtundneunzig D-Mark absieht, und von einer Fabrik, in der es an dem Notwendigsten mangelt.

Da ihm seine Geschäftsfreunde Vertrauen entgegenbringen, findet sich bald eine Bank, die ihm Kredit gewährt. Es handelt sich nicht um Staatskredite, nicht um Marshall-Plan-Gelder. Massgebliche Männer einer Bayrischen Grossbank haben sich Karpf angesehen, haben sich über seine Vergangenheit informiert und sind bereit, ihm neues Vertrauen entgegenzubringen.

Im September 1949 wird Karpfs Vermögen frei. Er steckt es sofort in die Fabrik. Die braucht es am nötigsten. Es geht langsam wieder aufwärts, aber es geht aufwärts.

Die Fachwelt horcht auf, besieht sich den ersten zweifarbigen und zweisprachigen Nachkriegsprospekt, den Karpf entworfen hat. Er bietet die Technika erstmalig mit gekuppeltem Entfernungsmesser für drei Objektive an. Auf diese Weise entsteht die Presse-Gross-Kamera, die für Momentaufnahmen geschaffen ist.

Weihnachten 1949 läuft das Werk bereits auf vollen Touren. Der erste Prospekt ist längst überholt. Jetzt wird die «ROLLEX», eine halbautomatische Linhof-Rollfilmkassette, hergestellt, im nächsten Jahr ein neues Modell der Technika, 13X18 Zentimeter, besonders geeignet für Industrieaufnahmen. Die Fachphotographen sind entzückt. Gleichzeitig kommt die Standard-Press-Kamera auf den Markt, etwas für Reporter.

Und die Produktionskurve steigt weiter. Infolgedessen ist es nötig, dass das Fabrikgebäude, nach dem Krieg nur notdürftig zusammengeflickt, wieder vollständig aufgebaut wird. Dazu braucht Karpf nicht einmal Hilfe von aussen. Er hat ja die Heizungsrohrleger, die Elektriker, die Schreiner, die Installateure im Betrieb. Er baut selbst – und billiger. Er baut die Fabrik, wie er sie als Junge erträumte. Der Zwiebelturm sitzt wieder in der Mitte.

Ende 1949 darf Karpf feststellen, dass dreissig Prozent des Gesamtumsatzes exportiert werden, Ende 1950 sechzig Prozent, 1951 ist der Vorkriegsumsatz erreicht. Jetzt arbeiten schon dreihundertfünfzig Mann bei Linhof. Die Exportziffern steigen weiter. Ende 1951 gehen fünfundsechzig Prozent des Umsatzes ins Ausland. Neue Entwicklungen, neue Erfindungen.

Im Jahr 1951 fährt Karpf in die Vereinigten Staaten, sieht sich

alles an, schliesst Verträge ab, die beweisen, dass Nordamerika für seine Kameras ein Markt mit in des Wortes wahrster Bedeutung unbegrenzten Möglichkeiten ist. Nach seiner Rückkehr stellt er fest, dass das Inlandsgeschäft sich seit 1949 verdoppelt, der Export sich verzehnfacht hat.

Jeder kauft Linhof-Kameras. Die amerikanische Armee, die amerikanische Luftwaffe, die Kommission für Atomenergie, Chrysler, General Motors, Ford, Kaiser Frazer, General Electric decken sich mit Technikas ein. LIFE arbeitet nur mit Technikas, ebenso die National Geographie Society. Aus Australien kommen Aufträge von der «Commonwealth Scientific and Research Organization in Sydney, von den staatlichen Eisenbahnen, von den grossen Zeitungen. In London haben sich Shell Petroleum, De Havilland Aircraft, die Daily Mail, der Daily Mirror, die British Broadcasting Corporation und die meisten Ministerien mit Linhof-Erzeugnissen eingedeckt. In Paris die französische Nationalbibliothek, in Mailand der Corriere della Sera, in Basel und Zürich die Kantonspolizei, im Haag die Bataafsche Petroleum-Gesellschaft, in Ottawa die kanadische Luftwaffe, in Ankara die staatlichen Presse-, Propaganda- und Verkehrsverwaltungen und die Generaldirektion der staatlichen Museen ...

1953 ist Karpfs Belegschaft auf sechshundert Mann angewachsen, der Umsatz ist fünfmal so hoch wie der von 1949, der Export zwölf mal so hoch; siebzig Prozent der Gesamtproduktion gehen in andere Länder.

Karpf selbst hat sich nun auch vor der Stadt München einen Baugrund gekauft, eine Wiese, von dichten Tannen umstanden, hat sich ein neues Haus gebaut. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, dass er es war, der es baute. Er tat nicht nur den ersten Spatenstich selbst, er war auch sein eigener Architekt. Er wählte sogar jeden Strauch und jede Blume aus, die gepflanzt werden sollten.

Ja, es ist sein Haus. Und wenn man ihn in diesem Hause sieht, lässig, ruhig, behaglich, wenn man sich mit ihm unterhält – er ist immer bereit, sich zu unterhalten, und seine Worte strahlen gute Laune aus –, kann man sich kaum vorstellen, dass dieser Mann einmal um alles dies kämpfen musste, was ihm so offensichtlich gehört, ja, dass es noch gar nicht so lange her ist, dass er darum kämpfen musste, mit beiden Fäusten und mit zusammengebissenen Zähnen, und dass er damals kein ganzes Hemd besass und kein heiles Paar Schuhe.

Inzwischen ist viel geschehen. Inzwischen hat Karpf viele neue Konstruktionen durchgeführt, ist in vielen fremden Ländern gewesen – allein zehnmal in den Vereinigten Staaten. Inzwischen hat seine Firma vier Siedlungshäuser gebaut, ein Grosskino und ein

sechsstöckiges Haus für seine Mitarbeiter. Inzwischen hat Karpf fast täglich bewiesen, dass er einen «sechsten Sinn für den Markt besitzt – wie seine Mitarbeiter es nennen.

Inzwischen ist so viel geschehen, dass die Vergangenheit schon der Vergangenheit anheimgefallen ist. Nein, ganz vergessen ist sie nicht. Das Klirren von Schlüsseln hört Karpf immer noch nicht gern. Er muss dann an jene Zeit denken, in der er abgeschlossen war von der Aussenwelt, zur Untätigkeit verdammt.

Aber das sind nur Sekunden, die schnell vorübergehen. Nikolaus Karpf ist ein viel zu beschäftigter Mann, um sich mit dem zu beschäftigen, was gewesen ist.

Die wandernden Wissenschaftler

Von ihren Büros im Zeiss-Hochhaus in Jena sahen die leitenden Männer des Carl-Zeiss-Werkes am 13. April 1945 den Einmarsch der Amerikaner. Dieser Einmarsch vollzog sich mit grösster Ruhe, gewissermassen mit Selbstverständlichkeit, nicht so, als sei man noch im Krieg, eher schon, als finde ein Manöver statt.
Die leitenden Männer von Zeiss waren Professor Dr. Walther Bauersfeld, der Chefkonstrukteur, Dr. Küppenbender, der Techniker, und Dr. Henrichs, der kaufmännische Leiter, die viele Jahre die Geschicke der Firma durch alle Klippen und Schwierigkeiten der Zeit gesteuert hatten.
Sie fühlten sich nicht sonderlich erregt über das Kommen der Amerikaner. Sie hatten sie erwartet... man würde mit ihnen reden müssen. Zwar hatte die Firma Zeiss seit Kriegsbeginn überwiegend für Rüstungszwecke gearbeitet, aber man hatte keine Kanonen fabriziert, sondern optische Geräte, und schliesslich war auch das nicht gerade freiwillig geschehen. Unter den leitenden Männern gab es keinen, der sich für Hitlers Krieg begeistert hatte, und wenn sie den amerikanischen Nachrichtendienst richtig einschätzten, so musste sich das in Washington herumgesprochen haben. Jedenfalls war Zeiss bei den Luftangriffen mit einem blauen Auge davongekommen. Beim Hauptwerk betrugen die Bombenschäden nur fünfundzwanzig Prozent, beim Südwerk allerdings achtzig. Aber das liess sich schnell wieder in Ordnung bringen.

Schon wenige Stunden nach dem Einmarsch erschien ein amerikanischer General persönlich bei Zeiss. Der grosse, gutaussehende Mann, der so elegant in seiner Uniform wirkte, dass man versucht war, ihn nicht für einen General, sondern für einen Schauspieler zu halten, der einen General spielte, äusserte den Wunsch, die Zeiss-Werke zu besichtigen. Er hatte allerdings wenig Zeit. Die Besichtigung musste in knapp zwei Stunden erledigt werden.

Seit dem Einmarsch der Amerikaner hatten in Jena schon gewisse Gerüchte zu kursieren begonnen. So wurde unter anderem behauptet, dass auf Grund internationaler Abmachungen die Fabrikation bei Zeiss sofort eingestellt werden müsse. Das beunruhigte die leitenden Herren. Was würde aus dem Wissenschaftlerstab werden, aus den besten Physikern und Technikern, die es in Deutschland gab?

Dabei war der Einmarsch der Amerikaner an sich schon beruhigend, denn nach den Informationen, die die leitenden Herren von Zeiss über die Abmachungen von Jalta zu haben glaubten – und es stellte sich später heraus, dass diese Informationen richtig waren – sollten ja die Russen und nicht die Amerikaner Thüringen und damit auch Jena besetzen. Und jetzt waren also doch die Amerikaner gekommen! Bedeutete das, dass die entmutigenden Informationen über Jalta nicht den Tatsachen entsprachen?

Nun, ganz so sicher waren sie ihrer Sache doch nicht, und sie fragten am Schluss der Besichtigung den amerikanischen General. Der schien erstaunt. Er wusste nichts von den Gerüchten. Er hielt es für ausgeschlossen, dass die Russen nach Jena kommen würden. Und dann grüsste er auf seine berühmt schneidige Art und verschwand.

Die leitenden Herren von Zeiss atmeten auf. Sie atmeten noch hörbarer auf, als sie einen Tag später vernahmen, dass der Krieg zu Ende, dass der letzte sinnlose Widerstand in Berlin eingestellt worden war, dass Hitler sich umgebracht hatte. Aber die Anwesenheit der schweigsamen, gummikauenden amerikanischen Jungens, die in ihren Jeeps durch die Stadt rasten, hatte etwas Unheimliches.

Und dann kam der 18. Juni. Spät am Abend kreisten amerikanische Dakotas und Jagdflugzeuge über Jena und landeten schliesslich, auf dem Flugplatz. Etwa zwanzig Minuten später ging das Telephon in der Firma Zeiss. Der Nachtportier wurde verständigt, dass die leitenden Herren um zehn Uhr zu einer Konferenz mit amerikanischen Offizieren zusammentreten sollten.

Kurz nach zehn Uhr erschien ein amerikanischer Oberst, begleitet von anderen Offizieren, im Sitzungszimmer. Die Amerikaner erklärten, dass sie von SHAEF kämen, dem Supreme Headquarter of

the American Expeditionary Forces, kurz, dem Hauptquartier Eisenhowers; ja, sie kamen direkt von Eisenhower, der um diese Zeit im Hotel Trianon in Versailles amtierte, wenn er nicht gerade in Reims oder Frankfurt am Main war.
Die Amerikaner hatten eine Botschaft von SHAEF auszurichten. Man konnte es auch einen Befehl nennen, für dessen Ausführung General Patton geradezustehen hatte. Es ging darum, dass die wissenschaftlichen Spitzenkräfte der Zeiss-Werke sich innerhalb achtundvierzig Stunden reisefertig machen sollten, und dass sie und ihre Familien mit unbekanntem Ziel abtransportiert würden.
Die Amerikaner liessen die leitenden Herren von Zeiss merken, wie gut sie Bescheid wussten. Sie zogen Listen aus ihren Aktentaschen aus solidem Schweinsleder und verlasen die Namen der Männer, die abtransportiert werden sollten. Dabei ergab es sich allerdings, dass einige Spitzenkräfte bereits seit Jahren tot waren. Das wurde den Amerikanern auch gesagt, aber die glaubten es nicht so ohne Weiteres. Der Oberst erklärte: «Nun gut, wenn die Herren tot sind, dann nehmen wir eben ihre Leichen mit.» Dem Professor Walther Bauersfeld war nicht nach Witzen zumute. Der schwere Mann mit der hohen Stirn und dem faltigen Gesicht protestierte. Er erklärte, es sei ganz unmöglich, so schnell so viele Leute wegzuschaffen. Lind überhaupt wisse er gar nicht, ob die betreffenden Persönlichkeiten die Absicht hätten, Jena zu verlassen.
«Sie werden Jena verlassen», bemerkte der amerikanische Oberst trocken.
Der Professor liess sich nicht so leicht einschüchtern. Warum sollte er auch? Schliesslich war er ein Wissenschaftler von Weltruf und einer, der seit vierzig Jahren für die Firma Zeiss arbeitete. Er durfte mit Recht annehmen, dass er am besten wusste, wie sinnlos es war, die Wissenschaftler der Firma von ihren bisherigen Arbeitsstätten, vom Werk, von der Universität Jena zu trennen.

Walther Bauersfeld, im Januar 1879 in Berlin geboren, Sohn eines kaufmännischen Angestellten, der Entwürfe für Stickereien herstellte, hatte das Realgymnasium besucht, auf der Technischen Hochschule seinen Diplom-Ingenieur im Maschinenbauwesen gemacht und 1905 sein Doktorexamen mit einer Arbeit über ‚Die automatische Regulierung der Turbine», die bahnbrechend war und die – zum Unterschied von den meisten in jenen Jahren veröffentlichten Arbeiten – heute nicht nur historischen Wert besitzt. Noch im gleichen Jahr übernahm er eine leitende Stellung als Konstrukteur bei Carl Zeiss in Jena, übrigens nicht einmal besonders gern, denn er fühlte sich mehr zum schweren Turbinenbau hingezogen als zur Feinmechanik.

1908 bereits trat er in die Geschäftsleitung der Firma ein, und in den folgenden Jahren identifizierte er sich in immer stärkerem Masse mit der Firma. Es war gar nicht mehr möglich, von der Firma Carl Zeiss einerseits und von Walther Bauersfeld andrerseits zu sprechen. Es war gar nicht mehr denkbar, dass Bauersfeld sich von der Firma je wieder trennen würde, oder dass die Firma diesen Mann entbehren könnte, der die einmalige, man darf wohl sagen geniale Fähigkeit besass, Gedanken zu formulieren und die formulierten Gedanken schöpferisch in Realität umzusetzen. Seine Arbeiten über die Berechnung von schnellaufenden Kreiselrädern, über die Turbinenregelung, sowie über die stereoskopische Bildermessung waren epochemachend. Bis er auf den Plan trat, waren Landvermessungen ausserordentlich mühsam. Es vergingen etwa fünfundzwanzig Jahre, bis ein einziger Landkreis auf einer Karte richtig vermessen und übertragen war. Der Zeiss'sche Stereoplanigraph, den Bauersfeld schuf, gestattete Vermessungen aus der Luft, die den Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren auf vier Tage reduzierten.

Populär weit über wissenschaftliche Kreise hinaus wurde Bauersfeld durch das Planetarium, das er nach einer Idee Oskar Millers, des Direktors des Deutschen Museums in München, schuf. Miller wünschte, dass Bauersfeld, um dem Publikum den Weltenraum und die Sternenwelt anschaulich zu machen, eine Kugel baue, innerhalb der sich die Sterne bewegten. Das Publikum sollte in die Kugel hineinschauen können.

Bauersfeld drehte die Idee gewissermassen um. Er wollte das Publikum in die Kugel setzen. Das Manuskript, in dem er darstellte, wie er sich diese Nachbildung des gestirnten Himmels im Verhältnis 1:156 Milliarden dachte, umfasste sechshundert Blätter. Das Planetarium, das er bauen wollte, war eine Halbkugel von über zwanzig Meter Durchmesser. Es sollte eine Spitzenleistung der Optik, Feinmechanik und Elektrik werden, bestehend aus Scheinwerfern und Motoren und aus nicht weniger als 29'000 Einzelteilen. Alles sollte sich drehen, sich auf hundertsiebzig Schnecken- und Zahnrädern und auf zweihundertdreissig Kugellagern bewegen. An Hand dieses Planetariums sollte für jeden Punkt der Erde festzustellen sein, wie der Sternenhimmel an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde ausgesehen hatte oder aussehen würde ... Vor tausend Jahren – in tausend Jahren ...

Alles das baute sich auf zahllosen mathematischen Berechnungen auf. Allein 180'000 Übersetzungen und Zahnräder waren zu berechnen. Ein Heer von Technikern und Mathematikern arbeitete jahrelang daran.

Und dann tauchte ein neues Problem auf. Die Firma, die die frei

schwebende Kuppel bauen sollte, erklärte, das Gewicht müsse entweder durch Säulen oder durch Wände abgefangen werden. Bauersfeld aber wollte keine Säulen und keine Wände, die illusionsstörend gewirkt hätten. Er fragte sich, ob es nicht möglich sei, ohne Säulen auszukommen, indem man die Kuppel so baute, dass sie sich selbst trug. Er löste das Problem mathematisch. Das Planetarium mit dreiundzwanzig Meter Durchmesser wurde gebaut mit einer Wandstärke, die im Verhältnis zu seiner Grösse dünner war, als die Schale eines Eies. Die konservativen Architekten erklärten, das Bauwerk würde bei der geringsten Belastung zusammenbrechen. Bauersfeld belastete am Tag vor der Eröffnung die Kuppel mit dem Gewicht von eintausend Menschen – und sie brach nicht zusammen.

So hatte er – gewissermassen nebenberuflich – die ganze moderne Architektur revolutioniert. Von nun an wurden Theater, Flughallen, Konzerthallen, Markthallen nur noch nach dem neuen, von ihm gefundenen Prinzip gebaut.

Von ihm gefunden? Er selbst wäre der letzte, gewesen, es so zu formulieren. Dies war nicht Bescheidenheit, dies war innerste Überzeugung. Einmal erklärte er: «Nach meiner langjährigen Erfahrung kommen die wesentlichsten Erfindungen dadurch zustande, dass die in der Industrie auf tretenden Probleme in einem kleinen Kreis von sachverständigen Gesprächspartnern diskutiert werden, wobei die Gedankengänge jedes einzelnen Teilnehmers bereichert werden. Gelegentlich entsteht aus solcher Diskussion unmittelbar eine patentfähige Erfindung ... in den meisten Fällen entsteht. .. die erfinderische Lösung im Anschluss an solche Diskussionen ...»

Und weil er wusste, dass alle wissenschaftliche Arbeit Gemeinschaftsarbeit war, fühlte er, dass niemand berechtigter sei als er, dagegen zu protestieren, dass man über hundert Wissenschaftler aus Jena gleichsam herausreissen wollte. Er betonte ausdrücklich, dass die Carl-Zeiss-Werke nur ein Teil der Carl-Zeiss-Stiftung seien, deren Gewinne wissenschaftlichen Zwecken zuflössen, dass die Fabrik ohne die wissenschaftlichen Köpfe nicht existenzfähig sei, dass diese wieder, losgelöst von der Universität Jena, nicht arbeiten könnten.

Der Oberst unterbrach; «Wir wissen das alles.»

Professor Bauersfeld, von den anderen Geschäftsleitern unterstützt, sprach von Tradition, sprach von Ortsgebundenheit, erwähnte am Rande, seine Wissenschaftler würden ohne ihre Unterlagen auf Jahre hinaus nicht voll arbeitsfähig sein.

«Sie können die Unterlagen ja mitnehmen», bemerkte der Oberst. Damit war die Sitzung zu Ende.

Als am nächsten Morgen im Werk bekannt wurde, was die Ame-

rikaner verlangt hatten, war die Empörung allgemein. Die Arbeiter dachten sogar – es war nur wenige Wochen nach Kriegsende – an Protestaktionen, und es kam hier und dort zu bedrohlichem Wortwechsel zwischen ihnen und den amerikanischen Wachmannschaften, die freilich ebenso wenig Deutsch verstanden wie sie selbst Englisch.
Die Atmosphäre war ausgesprochen unheilverkündend. Einige, die auf der Liste als für den Abtransport bestimmt standen, beschlossen, sich zu verbergen. Mochten die Amerikaner sie doch suchen! Sie würden sie so schnell nicht finden. Sie waren nämlich überzeugt davon, dass die Amerikaner sie nach Amerika entführen wollten.
Bei der Leitung der Carl-Zeiss-Werke war man dieser Ansicht nicht. Aber eine rechte Erklärung für die Wünsche der Amerikaner konnte man auch nicht finden. Es gab eigentlich nur eine, und die war, dass die Gerüchte, dass die Russen Jena besetzen würden, auf Wahrheit beruhten – trotz des Dementis des Generals Patton. Der amerikanische Oberst bestätigte diese Vermutung, bestritt aber aufs Energischste, dass General Patton die Zeiss-Männer getäuscht hatte. Als der nach Jena gekommen war, wusste er noch nicht, dass Thüringen den Russen überlassen werden sollte.
Die leitenden Herren von Zeiss waren wie vom Schlage getroffen. Es half ihnen wenig, dass die Amerikaner ihnen versicherten, General Patton habe bis zum letzten Augenblick dagegen gekämpft, auch nur einen Fussbreit des Gebiets, das von den Amerikanern erkämpft worden war, den Russen zu überlassen. Auch General Eisenhower hatte sich dagegen gestellt, aber die Entscheidung war in Washington getroffen worden, von Politikern, die die den Russen gegenüber eingegangenen Verpflichtungen einzuhalten wünschten.

Es gab nach Ansicht der Zeiss-Männer zwei Gründe dafür, dass das Gehirn von Zeiss evakuiert werden sollte. Es lag auf der Hand, dass die Amerikaner den Russen so wenig wie möglich hinterlassen wollten. Das Werk konnte man nicht mitnehmen – aber wenigstens das Gehirn des Werkes. Es gab noch eine zweite Deutung des amerikanischen Vorgehens: vielleicht wollten die Amerikaner die Möglichkeit schaffen, dass Zeiss später einmal auf einem Gebiet, das dem russischen Zugriff entzogen war, wieder aufgebaut würde.
Die leitenden Männer bei Zeiss waren jedenfalls entschlossen, so zu handeln, als ob sie daran glaubten, dass die Amerikaner die Firma retten wollten.
Professor Bauersfeld liess nicht locker. «Sie sagten etwas davon, dass wir die Unterlagen mitnehmen könnten. ..»

«Um wieviel handelt es sich?»
Ein Überschlag im Laufe der Nacht und des nächsten Morgens ergab, dass es sich um 344'000 Konstruktionszeichnungen, Patentschriften und einmalige Mustergeräte handelte, alles, was in den letzten hundert Jahren in den Zeiss-Werken entstanden war.
«Eine Menge», sagte der Oberst. «Dazu werden viele Lastwagen notwendig sein.»
Es waren vierzehn Lastwagen der amerikanischen Armee notwendig, um das Material fortzuschaffen.

Alles, was in den letzten hundert Jahren bei Zeiss entstanden war. Genau genommen, waren es neunundneunzig. Denn 1846 gründete der Mechaniker Carl Zeiss seine Optische und Mechanische Werkstätte, hauptsächlich, um Mikroskope zu bauen. In seiner Niederlassungsschrift setzte er auseinander: «Da nun bei dieser Einrichtung für Produktion der höheren Mechanik gleich von Anfang an auf alle Bedingungen eines umständlicheren und in die Ferne sich ausdehnenden Betriebes möglichst Bedacht genommen werden muss, hierfür aber die unmittelbare Verbindung mit den Männern der Wissenschaft die sicherste Gelegenheit bietet, so scheint mir in unserem Grossherzogtume die Universitätsstadt Jena für die von mir beabsichtigte Einrichtung als der günstigste Ort.»
Vielleicht wäre das Werk nie zu dem grossen internationalen optischen Unternehmen geworden, wenn Zeiss sich nicht 1866 mit Ernst Abbe, einem Privatdozenten und späteren Professor der mathematischen Physik der Universität, zusammengetan hätte. Beide bauten nun die besten optischen Geräte, die es in der Welt gab. Kurz nach dem Tode von Carl Zeiss – damals wurden dreihundert Mann in der Firma beschäftigt – schuf Abbe die ‚Carl-Zeiss-Stiftung', der er sein beträchtliches Vermögen übertrug. Er selbst begnügte sich damit, in der Geschäftsleitung tätig zu sein. Die Erträgnisse des Betriebes, so verfügte er, sollten nicht mehr denen zugute kommen, die Anteile der Firma besassen, sondern denen, die dazu beigetragen hatten, die Firma zu dem zu machen, was sie war, aber auch den Professoren und Studenten der Universität Jena. Ein Teil der Gewinne sollte den Arbeitern, den Wohlfahrtseinrichtungen und der Sicher Stellung der alten Angestellten dienen. Diejenigen, die in der Firma arbeiteten, waren also nicht nur Lohn- und Gehaltsempfänger, sie hatten Rechtsansprüche, sie bekamen Pensionen, sie hatten das Recht auf ärztliche Hilfe und auf Arzneien, und wenn sie starben, standen ihre Witwen und Waisen relativ gesichert da.
Das Arbeitsgebiet der Firma Carl Zeiss wurde ständig erweitert.

Instrumente für Mikroskopie und Projektion wurden hergestellt, Feldstecher, Ferngläser, Zielfernrohre, Instrumente für Astronomie und Geodäsie, Punktalbrillengläser und Lupen, optische Messgeräte, photographische Objektive; späterhin kinematographische Apparaturen, Rechenmaschinen, Kraftwagenzubehör, Sicherheitsschlösser, ballistische Instrumente. Tochtergesellschaften in London, Amsterdam, Mailand, Paris, New York, Tokio und Rio de Janeiro wurden errichtet.

Zuerst zweifelten viele der Zeiss-Leute daran, ob es mit der Behauptung der Amerikaner seine Richtigkeit hatte, und Professor Bauersfeld beschloss, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er nahm einen seiner Mitarbeiter beiseite und gab ihm den Auftrag, die Pläne der Russen zu erkunden.
Aber lassen wir ihn selbst sprechen:
«Auf meinem Wege zur amerikanisch-sowjetischen Demarkationslinie begegnete ich unaufhörlich amerikanischen Kolonnen, die an mir vorbeifuhren. So kam ich ziemlich ungestört bis in die Gegend von Plauen. Dort sagte mir ein amerikanischer Offizier, dass der Russe nicht mehr weit sei. Aus Gesprächen mit anderen amerikanischen Offizieren erfuhr ich, dass es nur noch eine Frage von Stunden sein könnte, bis die Russen kommen würden. Die Amerikaner, die hier noch stationiert waren, konnten als Nachhut betrachtet werden . ..»
Darauf machte er kehrt. Inzwischen war in Jena beschlossen worden, dass die ausgewählten Spitzenkräfte mit ihren Familien zwischen dem 24. und 25. Juni Jena verlassen sollten. Jede Familie hatte einen Lastwagen zur Verfügung und durfte das allernotwendigste Mobiliar mitnehmen, ohne Aufsehen: die Bevölkerung von Jena durfte nicht in Panik versetzt werden. Höchste Eile war geboten – das betonten die amerikanischen Offiziere immer wieder –, und es ging recht unsanft zu. Manche Familien kamen sich mehr entführt als gerettet vor. Manches Möbelstück zerbrach, vieles, das einem am Herzen lag, musste zurückgelassen werden. Auf die Frage, wohin es denn ginge, zuckten die Amerikaner die Achseln. Die Soldaten, die die Transporte fuhren, wussten es nicht. Dann ging es hinein in die Nacht. Nach ein paar Stunden die erste Rast. Tuschelnd mutmassten die Wissenschaftler und ihre Frauen, was nun geschehen würde. Die Pessimisten glaubten, die Amerikaner würden sie insgesamt «wegen Kriegsverbrechens' zur Rechenschaft ziehen. Die Kinder weinten, weil sie so müde waren und nicht schlafen konnten. Niemand hatte daran gedacht, dass einige der Kinder noch Säuglinge waren. Die Amerikaner hatten zwar Konserven aller Art gestellt, aber keine Milch. Die ersten

Wagen kamen am Nachmittag nach dem Aufbruch nach Nürnberg, fuhren dann nach Westen und nach Württemberg hinein.
In den späten Abendstunden erreichte die erste Kolonne das Städtchen Heidenheim an der Brenz, das den meisten nicht einmal vom. Hörensagen bekannt war. Heidenheim lag malerisch auf einer Hochfläche der Schwäbischen Alb, allseitig von Bergen eingeschlossen, und hatte gewisse romantische Reize. Die waren freilich nachts nicht sichtbar. Und die Quartiere für die Wissenschaftler und ihre Familien waren ausgesprochen unromantisch. Man brachte sie nämlich in Baracken unter, in denen noch vor Kurzem polnische und russische Zwangsarbeiter gelegen hatten. Die Baracken waren entsetzlich schmutzig und eigentlich kaum bewohnbar.
Das Schlimmste war vielleicht der Stacheldraht.
Erst allmählich wurden die Familien auf Heidenheim und die umliegenden Dörfer verteilt. Die meisten nahmen das alles ruhig auf sich. Sie begriffen, dass es in einer Zeit, in der es in Deutschland kein leeres Zimmer, ja, nicht einmal eine unbelegte Scheune gab, schon viel bedeutete, auch nur ein Dach über dem Kopf zu haben. Einige allerdings konnten sich von dem Schock der überstürzten Abreise nicht erholen. Einer vergiftete sich, ein anderer warf sich vor einen amerikanischen Lastwagen. Er konnte noch rechtzeitig zurückgerissen werden, aber er erhängte sich bald darauf.
Die Männer von Zeiss und ihre Familien mussten glauben, die Opfer einer Strafexpedition zu sein. Das machte sie bitter, denn sie fühlten sich unschuldig. Zeiss gehörte zu den wenigen grossen Werken in Deutschland, die sich niemals mit dem Hitlerregime identifiziert hatten. Die bei ihnen beschäftigten Juden wurden – ohne jede Ausnahme – durchgehalten, entweder in Deutschland oder in den ausländischen Filialen. Das war auch gar nicht anders möglich, denn der berühmte Paragraph 56 der Satzungen der Carl-Zeiss-Stiftung besagte ausdrücklich, dass keine Einstellung von der Abstammung, dem religiösen Bekenntnis oder der politischen Anschauung der betreffenden Person abhängig gemacht werden durfte.
Die Nationalsozialisten wollten diesen Paragraphen nicht gelten lassen. Der für Jena zeitweise zuständige Gauleiter Sauckel wollte die gesamte Stiftung gleichschalten. Aber die Zeiss-Männer protestierten und drangen bis zur Reichsregierung yor. E)as war noch in den ersten Monaten des Dritten Reiches, zu einer Zeit, da Hitler es noch nicht für angebracht hielt, die Welt zu schockieren. Die Welt wäre entsetzt gewesen, hätte er die Carl-Zeiss-Stiftung kurzerhand kassiert. Es blieb also alles beim alten, das heisst, der berühmte Paragraph 56 wurde zwar ein wenig geändert, aber Professor Bauersfeld und seine Mitarbeiter sahen darauf, dass die

ursprüngliche Fassung des Paragraphen in jeder Veröffentlichung der Zeiss-Stiftung in Form einer Fussnote weiterhin publiziert wurde; und innerhalb des Betriebes richtete man sich nur nach ihr.

Die Männer von Zeiss betrachteten sich daher nicht ganz zu Unrecht als Männer des geistigen Wider Standes gegen Hitler und empfanden ihre ‚Bestrafung' durch die Amerikaner umso ungerechter. Im Lager waren die Jenaer von den Amerikanern verpflegt worden. Dann bekamen sie Lebensmittelkarten und sollten sich selbst verpflegen. Das war nicht ganz einfach in der damaligen Zeit, es war umso weniger einfach, als man sich in Heidenheim über diesen Zuwachs von Flüchtlingen – Flüchtlinge waren die Jenaer ja – keineswegs entzückt zeigte. Die Jenaer sollten sich auch jeden dritten Tag auf der Polizei melden. Das war eine Selbstverständlichkeit in jenen Tagen, in denen alles drunter und drüber ging. Aber es diente nicht dazu, die allgemeine Stimmung zu bessern.

Schon lebten die Zeiss-Leute mehrere Tage in Heidenheim, als sich etwas Entsetzliches herausstellte: die vierzehn Lastwagen mit dem Material, mit den Unterlagen, mit den Konstruktionszeichnungen, mit allem, was für die Weiterarbeit der Zeiss-Leute nötig war, – die vierzehn Lastwagen waren verschwunden; sie waren jedenfalls nicht in Heidenheim eingetroffen. Die Amerikaner schienen nicht zu wissen, wo das Material geblieben war. Vielleicht wussten sie auch etwas und wollten es nicht sagen.
Professor Bauersfeld resümierte: «Damit ist praktisch die gesamte Arbeit der letzten hundert Jahre auf immer verloren!»
Er war äusserlich ganz ruhig. Er wollte die anderen nicht entmutigen. Aber er selbst war ein wenig mutlos geworden. Zurückblikkend bemerkte er später: «Damals dachte niemand daran, wie gut doch das menschliche Gedächtnis ist, und wie vieles man noch nach Jahren zu Papier bringen kann . . .»
Jawohl, die verlorenen Unterlagen waren wertvoll, waren wichtig, aber sie waren eben doch nicht so wichtig, wie man im ersten Augenblick geglaubt hatte. Hier in Heidenheim zeigte sich, was sich überall in Deutschland zeigte, was sich in allen Industrien, Werken, Geschäften, Ämtern zeigte: dadurch, dass sö viel an alten Unterlagen verlorengegangen war, sei es durch Bombenangriffe, sei es durch Diebstahl, Raub, Beschlagnahme, war man zur Improvisation gezwungen, entwickelte kühn Neues, stellte Experimente an, die man früher niemals gewagt hätte.
«Aber das wussten wir damals nicht», sagte Professor Bauersfeld später. «Damals waren wir nur erschüttert. ..»
Einer der evakuierten Wissenschaftler war Dr. Hans K., ein grosser,

schlanker Mann mit blondem welligem Haar und dem unbeholfenen Benehmen eines Wissenschaftlers. Er gehörte zu den Koryphäen des Zeiss-Betriebes, er war vielleicht einer der bedeutendsten optischen Physiker, die nicht nur Jena, die Deutschland aufzuweisen hatte und, wie sich sehr bald herausstellte, den Alliierten als solcher sehr wohl bekannt. Er wurde genau wie die anderen mit Familie und nötigstem Mobiliar auf einen Lastwagen gebracht, er wurde genauso freundlich oder unfreundlich wie die übrigen behandelt – bis er nach Heidenheim kam. Zwei oder drei Tage später musste er, wie alle anderen Zeiss-Leute, einen Fragebogen ausfüllen. In diesem Fragebogen gab Dr. K. der Wahrheit gemäss an, dass er Mitglied der SS gewesen sei, und dass er den Rang eines Sturmführers bekleidet habe. Daraufhin wurde er sofort verhaftet und unter schärfste Bewachung gestellt.

Kollegen protestierten. Mit K. sei es so gewesen: Im September 1934 war der Rektor der Jenaer Universität, Professor Esau, an die Leitung der Carl-Zeiss-Werke herangetreten, um sie auf den jungen Physiker aufmerksam zu machen, der gerade sein Studium beendet hatte und dessen Fähigkeiten auf konstruktivem Gebiet ausserordentliche sein sollten. Esau gab zu, K. sei ein überzeugter Nationalsozialist, aber schliesslich sei er noch sehr jung. Daraufhin wurde K. bei Zeiss angestellt und bewährte sich bald durch Lösung einiger wichtiger konstruktiver Aufgaben. Die politischen Bedenken, die man anfänglich gegen ihn hatte, waren schon in kurzer Zeit zerstreut. Wie Professor Esau es vorausgesagt hatte, kümmerte sich K. nur noch um die Wissenschaft und nicht mehr um Politik. Im Laufe der nächsten Jahre entwickelte er unter anderem Horizontal- und Sturzflug-Bomben-Zielgeräte, die eine entscheidende Rolle bei den anfänglichen Erfolgen der deutschen Luftwaffe spielten. In all den Jahren bis zum Kriegsende betätigte er sich dann politisch überhaupt nicht mehr.

Übrigens ging es ihm in Heidenheim nicht allzu schlecht, denn sein Gefängnis war das ‚Gasthaus zur Eintracht', und die amerikanischen Soldaten, die ihn zu bewachen hatten, spielten meist Karten mit ihm. Nicht einen Augenblick dachte er an seine eigene politische Vergangenheit, daran, dass er ja nicht nur, wie so viele seiner Landsleute, mitgelaufen oder sogar gezwungenermassen der Partei beigetreten war, sondern dass er sich aus freien Stücken für Hitler entschieden hatte. War er, ein alter SS-Mann, nicht irgendwie mitschuldig an dem, was geschehen war? K. fand das offenbar nicht. Er fand, dass ihm Unrecht geschah, und seine Gefühle wurden noch bestärkt durch zwei Männer, die es schon zwei Tage nach seiner Verhaftung fertigbrachten, mit ihm in Verbindung zu treten: es waren Kommunisten, Agenten der Russen, die, nachdem

sie einen amerikanischen Korporal bestochen hatten, nicht weniger als dreimal zu ihm kamen und ihm für den Fall seiner Rückkehr anboten: ein steuerfreies Einkommen von viertausend Mark pro Monat, eine gut eingerichtete Sechszimmerwohnung, Pajokpakete, die seine Ernährung sicherstellen sollten, und Rücktransport seiner in Heidenheim untergebrachten Familie nach Jena.
Dr. K. schwieg sich zu alledem aus. Aber er war wohl beeindruckt von der Tatsache, dass die Russen immerhin daran dachten, ihn wieder wissenschaftlich arbeiten zu lassen, während die bösen Amerikaner, ganz abgesehen davon, dass sie ihn verhaftet hatten, sich um die Zukunft der Männer von Jena überhaupt nicht zu kümmern schienen. Noch hatten sie keine Ahnung, wo sie arbeiten würden, noch waren die vierzehn Lastwagen mit den unersetzlichen Unterlagen nicht eingetroffen.
Da wurde K. plötzlich aus seinem idyllischen Gefängnis befreit, in ein Flugzeug gesetzt und nach London gebracht, genauer in ein Auffanglager nach Wimbledon, wo schon andere deutsche Wissenschaftler verhört wurden.
Er war vierzehn Tage in Wimbledon. Er schwieg, verlangte nur immer wieder, nach Heidenheim gebracht zu werden! ‚Aus privaten familiären Gründen!' Und dann wurde er schliesslich auch wieder per Flugzeug nach Deutschland zurückexpediert. Auf dem Flugplatz in Frankfurt holten ihn zwei amerikanische Offiziere ab und führten ihn in einem Jeep nach Heidenheim. Er schien unruhig und nervös. Schliesslich erklärte er: «Meine Frau ist im Begriff, ihr viertes Kind zu bekommen ... Ich würde sie gern wenigstens ein paar Stunden lang sehen . . . Geben Sie mir vierundzwanzig Stunden Urlaub.»
Es war viel die Rede von ‚Ehrenwort' und von ‚Mann zu Mann', und die Amerikaner fanden schliesslich, es sei geradezu eine Beleidigung Dr. K.s, wenn sie ihn nach so vielen Ehrenwörtern, die er offerierte, nicht Glauben schenkten; auch wollten sie keine Unmenschen sein. So setzten sie ihn vor dem Hause ab, in dem seine Frau bereits in den Wehen lag. Die Nacht über blieb er bei ihr. Noch vor Morgengrauen verschwand er. Er ging zu Fuss über die Sowjetzonengrenze.
An einer von den Agenten angegebenen Stelle, nicht weit von Plauen, wurde er von den Beauftragten der Russen empfangen und im Auto nach Jena gebracht.

Hundert Männer mit ihren Familien waren aus Jena in den Westen gebracht worden, bevor die Russen kamen. Immerhin fast achttausend Arbeiter und Angestellte blieben in Jena. Die Russen kamen und befahlen: Vollanlauf der Produktion!

Die Zeiss-Produktion lief also wieder. Sie wurde auf Güterwagen verladen, sie wurde in die Sowjetunion verbracht; Grund: neunzig Prozent der Produktion gingen auf Konto Reparationen. Bis zum Oktober 1946 verschwanden auf diese Weise Waren für rund siebzig Millionen Mark, die in Wirklichkeit das Fünf- bis Zehnfache wert waren. Denn die siebzig Millionen waren auf Grund von Preisen errechnet, die aus dem Jahre 1936 stammten; und die Mark war nicht annähernd das wert, was sie damals wert gewesen war. Aber darauf nahmen die Russen natürlich keine Rücksicht.

Trotzdem, die achttausend Zeiss-Leute waren nicht allzu unzufrieden. Sie hatten ihre Stellungen, und wenn sie auch ein wenig froren und ein wenig hungerten, so hofften sie doch, dass alles besser werden würde.

Dr. K. fror und hungerte nicht. Er hatte ausreichend Lebensmittel, und er lebte in einem warmen Haus. Die Russen hatten alle Versprechen ihm gegenüber gehalten, nur seine Familie hatten sie nicht zurückgebracht. Auch das hatten sie übrigens versucht. Am 14. August waren drei sowjetische Soldaten mit einem Lastwagen in einem Dorf bei Heidenheim erschienen, wo die Amerikaner die Familie Dr. K.s in einem Privathaus untergebracht hatten. Sie begannen, das Eigentum der Familie K. auf den Lastwagen zu laden. Frau K. und die Kinder hatten sich bereits fertiggemacht und waren im Begriff einzusteigen. Plötzlich aber war der ganze Ort von amerikanischen Panzerspähwagen umstellt. Die Russen versuchten vergebens, sich die Durchfahrt zu erzwingen. Sie mussten die K.s und ihre Möbel wieder abladen und nach Jena zurückfahren.

Die Amerikaner liessen das Haus, in dem Frau K. wohnte, nicht mehr aus den Augen. Die Russen wussten das sehr wohl. Sie unternahmen daher sechs Monate lang nichts. Erst als die Amerikaner abzogen, kamen sie wieder. Aber sie dachten nicht daran, dass die Amerikaner Beobachter in den benachbarten Häusern zurückgelassen hatten. Wieder mussten die Russen unverrichteter Dinge abfahren. Und damit war die Sache für sie erledigt.

Aber Dr. K. wurde davon nicht verständigt. Wann immer er nach seiner Familie fragte, bekam er zu hören: «Morgen! Bald! Du – arbeiten!»

Eines Abends bekam er Besuch. Ein älterer Kollege, der längst wieder in Heidenheim arbeitete, hatte sich in die Sowjetzone zurückgewagt, natürlich mit falschen Papieren ausgerüstet. Zwar kannte ihn jeder in den Zeiss-Werken. Aber er hatte richtig kalkuliert: keiner der Angestellten von Zeiss, keiner der Arbeiter verriet ihn; keiner von denen, die auf der Strasse an ihm vorbeigingen, schien ihn zu kennen,

Die Unterhaltung des Mannes mit Dr. K. war kurz.
«Warum kommen Sie nicht wieder zurück?»
«Damit mich die Amerikaner wieder einsperren?»
«Und sind Sie hier in Freiheit?»
«Die Russen haben alle Versprechungen mir gegenüber gehalten.»
«Sie werden Ihre Familie vielleicht nie wiedersehen ...»
«Sie wollen mich nur überreden, mitzukommen.»
«Sie glauben wirklich an die Russen?»
Dr. K. schwieg.

Das Schicksal der nach Heidenheim evakuierten Wissenschaftler besserte sich, wenn auch langsam, so doch zusehends. Zwar blieben die Kisten mit den Unterlagen, auf die man so lange wartete, verschwunden, und einige der evakuierten Wissenschaftler unterschrieben Verträge nach den Vereinigten Staaten und nach England. Einige wenige flüchteten sogar zurück nach Jena.
Dies alles war begreiflich, denn die Geschäftsleitung konnte ja nicht einmal richtige Gehälter zahlen. Zwar war etwas Geld vorhanden – 3,6 Millionen Reichsmark, die man aus Jena mitgebracht hatte. Aber was war Geld in der damaligen Zeit? Es wurde beschlossen, dass jeder der Mitarbeiter 150 Mark monatlich bekommen würde, 30 Mark Zulage für seine Frau und 20 Mark Zulage für jedes Kind. 150 Reichsmark, das war 1945 etwa der Gegenwert von dreissig amerikanischen Zigaretten.
Aber auch Professor Bauersfeld bekam zusammen mit seiner Frau nicht mehr als 180 Reichsmark. Er hätte nach Amerika, nach England oder in die Schweiz gehen, er hätte grosse Stellungen antreten können – an Angeboten fehlte es nicht. Er blieb.
Schliesslich stellte eine Heidenheimer Firma einige Zimmer zur Verfügung, so dass wenigstens die erste dringende Verwaltungsarbeit geleistet werden konnte. Im Oktober 1945, also etwas mehr als drei Monate nach der Flucht aus Jena, konnte die Geschäftsleitung dann einen eintausend Quadratmeter grossen Saal in einer Zigarettenfabrik mieten. Reissbretter wurden irgendwie herangeschafft, Drehbänke geliehen. Fünfundzwanzig Männer begannen Neukonstruktionen oder reparierten alte Zeiss-Geräte. Eine junge Dame sass an einer geliehenen Schreibmaschine. Die ersten Konstruktionen wurden mit geborgten Bleistiften entworfen und auf Papier, das man in Papierkörben und Mülleimern gefunden hatte.

Die ersten Konstruktionen ... Da die Unterlagen aus Jena verschwunden waren, da eine totale geistige Montage stattgehabt hatte, da die Russen nunmehr alle Geheimnisse von Zeiss kannten und die Amerikaner und die Engländer wohl auch, waren sich Pro-

fessor Bauersfeld und seine Mitarbeiter im Klaren: die Firma Zeiss konnte sich nur wieder durchsetzen, wenn sie mit neuen Ideen und neuen Konstruktionen auf den Markt kommen würde. Also musste neu konstruiert werden: vom Brillenglas angefangen bis zum Observatorium. Es handelte sich also nicht darum, das einmal Erreichte zu reproduzieren, es handelte sich vielmehr darum, Neues zu schaffen –- ohne Unterlagen, ohne Apparate, in einem Behelfsraum, der viel zu klein war.

Im Frühjahr 1946 gelang es, in Oberkochen, einem Städtchen fünfzehn Kilometer nördlich von Heidenheim, ein verlassenes Werk mit einem Fabrikgebäude zu finden. Dreizehntausendfünfhundert Quadratmeter: das musste fürs erste reichen. Verhandlungen wurden angebahnt. Zuerst schien der für Zeiss verantwortliche amerikanische Offizier nicht geneigt, seine Erlaubnis zu der Verlagerung zu geben. Das hatte folgenden erstaunlichen Grund:

Das Zeiss-Werk in Jena hatte noch kurz vor Kriegsende einige Maschinen nach Bayern verlagert. Diese Maschinen wollte Dr.Küppenbender nach Oberkochen bringen. Die Amerikaner wussten um diese verlagerten Zeiss-Màschinen, aber sie taten, als wüssten sie nichts von ihnen. Denn laut einer Abmachung mit den Russen hätten sie die Maschinen nach Jena zurückschicken müssen, und das wollten sie auf gar keinen Fall. Sie waren also in einer Zwickmühle, und ihre Situation wurde keineswegs dadurch einfacher, dass sie die Existenz der Maschinen den Russen gegenüber bereits abgeleugnet hatten.

Bei Zeiss fand man einen Ausweg. Ein Abgesandter fuhr nach München und besprach alles mit der Bayerischen Regierung. Er legte den Bayern dar, dass Zeiss auf diese Maschinen keineswegs verzichten könne, dass ein Aufbau des Werkes ohne diese Maschinen gar nicht denkbar sei. Die Bayern zeigten sich verständnisvoll. Die Maschinen wurden nach Oberkochen geschickt – hinter dem Rücken der Amerikaner. Oder es ist vielleicht besser, zu sagen, dass die Amerikaner einfach den Rücken kehrten, um nicht sehen zu müssen, was vorging.

Nachdem die Maschinen erst einmal in Oberkochen waren, machte man dem zuständigen amerikanischen Offizier eine entsprechende Meldung. Der Offizier lächelte und meinte, jetzt, da man ohne ihn zu fragen gehandelt habe, könne er wohl nichts mehr dagegen tun. Er tat auch nichts mehr dagegen.

Aber damit waren noch lange nicht alle Probleme gelöst. Es gab schwere Kämpfe um Gründungskonzessionen, um Arbeitsgenehmigungen, um Kontingente, um Zuteilungen, um die alten Zeiss-Bankkonten, es gab Kämpfe um jedes Kilogramm Stahl, Aluminium, um jeden Quadratmeter Glas, um jeden Bleistift..

Schliesslich wurde die ‚Opton GmbH' gegründet. Alles war noch denkbar primitiv. Die leitenden Herren fuhren auf Fahrrädern. Die Waren wurden auf Ochsenkarren abtransportiert. Immerhin, die evakuierte Gruppe, das ‚Gehirn der Firma Zeiss', arbeitete wieder.

Zweihundert Arbeiter und Angestellte hatten am 1. August 1946 in Oberkochen begonnen.

Ein paar Wochen später, in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1946, sah man besonders viele Russen und Lastwagen der Roten Armee in bisher ungeahnten Mengen in und um Jena. Die Lastwagen versperrten alle Ausfallstrassen. Um vier Uhr morgens sah man einen sowjetischen Soldaten auf einem Motorrad von Kolonne zu Kolonne rasen. Daraufhin setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung, fuhren durch die Strassen der Stadt, hielten hier und dort vor diesem oder jenem Mietshaus. Einige Soldaten mit Maschinenpistolen sprangen von den Wagen, schlugen gegen die Haustüren.

Die Mitglieder der Werksleitung von Zeiss wurden geweckt. Sie erhielten Briefe, die sie schreckensbleich lasen. Sie wurden davon in Kenntnis gesetzt, dass sowjetische Kommandos die Häuser und Wohnungen von zweihundertachtundachtzig Wissenschaftlern, Konstrukteuren, Ingenieuren und Werkmeistern umstellt hätten, die sich verpflichten mussten, auf drei bis fünf Jahre ‚freiwillig' in dem in die Sowjetunion verlegten Zeiss-Werk zu arbeiten.
Um 10 Uhr 30 eröffnete der sowjetische Generaldirektor der Zeiss-Werke in Deutschland, Dobrowolskij, den Mitgliedern des Vorstandes, das Zeiss-Werk werde ‚voll demontierte Weitere Erklärungen zu geben, lehnte er ab.
Militärische Sonderbrigaden rückten ein. Die Demontage begann sofort. Zwar lehnten die Zeiss-Arbeiter es ab, ihre Maschinen abzubauen, aber was konnten sie tun? In ohnmächtiger Wut sahen sie, wie die Russen meist mit Gewalt und ohne die geringste Sachkenntnis die Maschinen herausrissen, Transmissionen zerschnitten, die wertvollsten optischen Geräte in ungepolsterte Blechkisten warfen. Um die gleiche Zeit begann die Deportation der Wissenschaftler. Die Lastwagen waren inzwischen, mit Möbeln und den Familien der zweihundertachtundachtzig Unglücklichen vollgeladen, zum Saalbahnhof und zum West-Bahnhof gefahren. Der Inhalt der Lastwagen wurde in Güterwagen geladen. Die Züge fuhren los. Die Demontage nahm ihren Fortgang. Am 17. November, dem hundertsten Geburtstag der Firma Zeiss, begaben sich viele beschäftigungslose Zeiss-Arbeiter demonstrativ an die Gräber der Grün-

der Carl Zeiss und Ernst Abbe. Reden durften nicht gehalten werden. Aber das Schweigen sagte alles.
Die Demontage war erst im März 1947 beendet. Sie war gründlich gewesen. Nicht nur fünfundneunzig Prozent der Maschinen waren abmontiert worden, auch die Heizungsanlagen, Laboreinrichtungen, die Werkzeuge waren mitgenommen worden, in manchen Fällen hatte man sogar die Kacheln abgehackt und die Fussböden herausgerissen.
Was übrig blieb, war nur noch ein Trümmerhaufen.
Dr. K. hatte schon vorher Jena verlassen. Am 18. Oktober um vier Uhr nachmittags waren zwei sowjetische Offiziere in seinem Büro erschienen und hatten ihm erklärt, er stehe unter dem Verdacht, ein wichtiges wissenschaftliches Geheimnis an die Amerikaner verraten zu haben.
Dr. K. bestritt das, wusste aber sogleich, dass das Ganze nur ein Trick war, um ihn aus dem Werk zu entfernen. Er wusste ja auch von dem Demontagebefehl, der offiziell noch nicht herausgekommen war. Was sollte er tun? Vergebens versuchte er die sowjetische Geschäftsleitung anzurufen. Das gelang nicht, denn die Offiziere hatten die Telephondrähte durchschnitten.
In einem Jeep ging es nach Weimar. In einer Villa, die ausserhalb der Stadt lag, wurde er zwei Tage und zwei Nächte festgehalten, ohne dass man ihn wegen seiner angeblichen Freveltat verhört hätte. Er bekam immerhin gut zu essen. Dann erfuhr er, dass die Sowjetische Militäradministration den Befehl gegeben habe, Zeiss und seine bedeutendsten Wissenschaftler in die Sowjetunion abzutransportieren. Er wurde nach Jena zurückgebracht und in einen D-Zug-Wagen gesetzt, der auf einem Nebengleis des Saalbahnhofes stand.
Am Abend des 22. Oktober setzte sich der Zug in Bewegung.
Etwa drei Jahre nach der erzwungenen Abreise Dr. K.s erfuhr der amerikanische Nachrichtendienst, dass die sowjetischen Flugzeuge mit neuen Zielgeräten ausgestattet wurden. Die Zeiss-Männer, denen diese Geräte gezeigt wurden, waren sich sogleich darüber einig, dass es sich um eine Konstruktion Dr. K.s handelte. Die Geräte könnten K.s ‚Handschrift' nicht verleugnen, wurde gesagt. Viel später, erst im Jahre 1953, durfte K. aus Moskau nach Jena zurückkehren. Er war vorzeitig gealtert, er litt an Angina pectoris. Er wurde als Chefkonstrukteur eingestellt. Seine Frau durfte endlich zu ihm fahren.
Aber Dr. K. fühlte sich nicht glücklich. Er fühlte, dass er fertig war. Die Russen hatten alles aus ihm herausgeholt, was er zu geben hatte.

Mit zweihundert Angestellten und Arbeitern hatte Zeiss am 1. August 1946 in Oberkochen angefangen. Zwei Jahre später bei der Währungsreform waren es schon tausend. Die Währungsreform hatte zur Folge, dass die Firma ohne einen Pfennig dastand. Aber das Prestige der Carl-Zeiss-Stiftung überbrückte die entstehenden Schwierigkeiten. Der grosse Bankier Hermann Abs erklärte spontan: «Ich habe jedes Vertrauen zu der Gruppe in Oberkochen ... Ich bin bereit, die notwendigen Millionen für den Wiederaufbau zu geben, und ich habe keinen Funken Angst um mein gutes Geld!»
Um die gleiche Zeit kam die Nachricht von der Enteignung des Jenaer Werkes und seine Umwandlung in einen volkseigenen Betrieb. Das bedeutete die Löschung des Firmennamens Carl Zeiss beim Amtsgericht Jena ‚in behördlichem Auftrag», das bedeutete, dass der neue ‚Hauptdirektor' nicht mehr an die Richtlinien gebunden war, die Abbe entworfen hatte – der die Zeiss-Stiftung nicht zuletzt aus sozialen Gründen geschaffen hatte –, sondern an die Weisungen der Funktionäre der SED. Das bedeutete, dass die wissenschaftliche, technische und soziale Zukunft der Stiftung nunmehr identisch war mit dem Betrieb in Oberkochen. Hier musste neu aufgebaut werden, was Carl Zeiss und Ernst Abbe einst in Jena geschaffen hatten. Es galt also, Grundstücke zu erwerben, Gebäude zu errichten, Arbeitsplätze für alle die zu schaffen, die den Weg über die Zonengrenze finden würden. Es galt, den Betrieb aufs Grosszügigste auszubauen. Neue Mitarbeiter mussten angelernt, die Forschung in verstärktem Masse aufgenommen, die Labors und die Konstruktionsbüros vergrössert werden.

Erst im Jahre 1951 konnte der offizielle Rechtssitz der Carl-Zeiss-Stiftung nach Heidenheim an der Brenz verlegt werden.
Die Schwierigkeiten mit dem Werk in Jena wurden immer grösser. Als Jena zwangsenteignet wurde, hatten die Männer in Oberkochen noch keinerlei Möglichkeiten, auf dem Rechtswege dagegen vorzugehen, oder auch nur zu verhindern, dass Erzeugnisse des Jenaer Werkes im Ausland unter der Firmenmarke Carl Zeiss angeboten und geliefert wurden. Ja, es kam sogar zu einer Art Zusammenarbeit – trotz Eisernem Vorhang, und obwohl die Russen das nicht gern sahen. Jena wurde die Lieferfirma von Oberkochen.

Das war freilich nur so lange möglich, wie der Handel der Ostzone, das heisst im Falle Zeiss der Verkauf der Produktion, noch nicht, wie diese selbst, verstaatlicht war. Als im Jahre 1953 auch der Handel verstaatlicht wurde, als die gesamte Produktion an den Staat abgeliefert und von diesem verkauft wurde, trat das

Jenaer Werk auf dem Weltmarkt als Konkurrenz des Werkes in Oberkochen auf.
Prozesse folgten, Gerichtsentscheidungen in Stuttgart, Köln, Düsseldorf, Mailand, Kairo, Athen und Utrecht machten es dem verstaatlichten Jenaer Werk unmöglich, künftighin Ware unter der Marke Carl Zeiss anzubieten und zu liefern. Oberkochen hatte eine entscheidende Schlacht gewonnen.
Im Jahre 1949 stieg die Zahl der in Oberkochen Beschäftigten auf 1231, im Jahre 1950 auf 1‘697, im Jahre 1951 auf 2‘598, im Jahre 1952 auf 3‘036 und im Jahre 1954 auf 3‘200.
Aber diese Zahlen erzählen nicht die ganze Geschichte. Denn während früher in Jena nach Möglichkeit alles zentralisiert worden war, wurde in Oberkochen von Anfang an darauf hin gearbeitet, möglichst zu dezentralisieren. Zu den 3‘200 Beschäftigten in Oberkochen müssen also noch Angestellte und Arbeiter von Tochter- und Zweiggesellschaften in Göttingen, in Berlin, in Kiel, in Wetzlar und in München gerechnet werden. Direkt und indirekt dürften 22’000 Menschen bei und in feinmechanisch-optischen wie auch in glasindustriellen Industriezweigen durch Carl Zeiss beschäftigt sein, und mit Recht konnte Professor Bauersfeld am 1. Mai 1954 in einer Ansprache in Oberkochen in Gegenwart des Bundespräsidenten Heuss erklären, dass «die Carl-Zeiss-Stiftung und ihre Betriebe ... trotz der schwierigen Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit nicht untergegangen sind».
Und: «Es bewegt mich tief, Ihnen, Herr Bundespräsident, aber auch unseren Brüdern in Jena, Ihnen allen heute sagen zu können, dass die Carl-Zeiss-Stiftung wieder steht, und dass ihre Weltfirmen ausserhalb der Zone der Unfreiheit und des Terrors wieder aufgebaut sind. ..»
Tausende jubelten ihm zu.
Professor Bauersfeld, der inzwischen fünfundsiebzig Jahre alt geworden war, hielt noch bis vor Kurzem Gastvorlesungen an der Universität Stuttgart. Jetzt hat er sich in sein kleines Häuschen in Heidenheim zurückgezogen. Er ist immer noch im Werk Oberkochen tätig; auf seinem Schreibtisch befindet sich stets ein Stoss von losen Blättern, die mit Formeln in der kleinen exakten Schrift Bauersfelds bedeckt sind. Es kommt selten vor, dass eine Formel ausgestrichen oder verbessert ist...
Bauersfeld fühlt sich wohl in Heidenheim. Das ist eine kleine, hübsche Stadt mit einem bemerkenswert kulturellen Leben. Die Stuttgarter und Ulmer Bühnen gastieren dort, und bekannte Musiker kommen, um Konzerte zu geben. Bauersfeld geht oft in Konzerte und musiziert auch selbst viel zu Haus auf seinem Flügel.

Die meisten seiner Mitarbeiter leben wie er in Heidenheim – es sind nur fünfzehn Autominuten bis nach Oberkochen, das malerisch an Berghängen gelegen, aber trotz seiner fünftausend Einwohner kaum mehr als ein Dorf ist.
Heute noch. Denn: «Wir machen Oberkochen zur Stadt!» sagte einer der leitenden Männer von Zeiss mit berechtigtem Optimismus.

Das Leben muss weitergehen

Heinzelmännchen

Einwohner von Fürth, die Max Grundig ungezählte Male in seinem Radiogeschäft in der Schwabacher Strasse gesehen haben – einem Geschäft mit zwei Schaufenstern, in dem man Rundfunkapparate kaufen konnte und elektrische Uhren, Schallplatten und später auch Kühlschränke, einem Geschäft, wie es sie zu Dutzenden in mittleren deutschen Städten gibt – alte Bekannte also hätten ihm nie zugetraut, dass er einmal einer der ersten Männer der europäischen Industrie sein würde.

Er besitzt ein gutgehendes Geschäft. Er versteht es, seine Ware an den Mann zu bringen. Übrigens betrachtet er die Radioapparate nicht gerade als Ware. Er behandelt sie wie etwas Lebendiges. Ja, es ist nicht übertrieben, zu behaupten, dass er seine Radioapparate ein wenig liebt.

Später wird es heissen, dass Max Grundig ein Genie ist. Wie sieht er aus? Es wäre falsch, zu sagen, dass er wie der Besitzer eines Detailgeschäftes aussieht, obwohl er etwas Verbindliches und Liebenswürdiges hat. Aber die Augen sind nicht die kalten Augen eines Geschäftsmannes. Es sind die Augen eines Träumers, und die Hände erzählen vielleicht mehr als alles übrige. Es sind nicht Hände, die man dem Manne zuschreiben würde, der ein Millionenunternehmen aus dem Boden stampfte, in dem er überall selbst mit anpackte. Es sind die Hände eines feinsinnigen Menschen, eines Dichters, vielleicht eines Musikers.

In den dreissiger Jahren, als Hitler Deutschland regierte und sein Freund Streicher allmächtiger Gauleiter im benachbarten Nürnberg war, ging der Laden Grundigs recht gut. Freilich, die grossen Rundfunkapparate wurden selten gekauft und verschwanden schliesslich ganz von der Bildfläche. Der Grund: die Machthaber des Dritten Reiches legten keinen Wert darauf, dass ihre Untertanen ihre Nachrichten aus dem Auslande bezogen, von dort, wo Joseph Goebbels sie nicht zensieren konnte.

Die Zeiten wurden anders, aber sie wurden noch ungünstiger, was den Verkauf von Apparaten anging, mit denen man das Ausland hören konnte. Der Krieg begann. Und der Detaillist Grundig richtete eine Werkstatt in Fürth ein und stellte Transformatoren und Spulen her, die er an Telefunken und an die AEG verkaufte. Es war ein kleiner Betrieb. Ein paar junge Mädchen reichten aus.

Dann wurde auch Max Grundig eingezogen. Er war kein begeisterter Nationalsozialist oder, um genau zu sein, er war überhaupt keiner, und Hitlers Krieg interessierte ihn nicht im mindesten.

Der alte Radiofachmann wurde als Telephonist eingesetzt, sass irgendwo an einem Klappenschrank, vermittelte Gespräche zwischen hohen Tieren und vergass dabei weder seinen Laden noch den kleinen Transformatorenbetrieb, den er mit den Mädchen aufgebaut hatte. Dem Soldaten Grundig gelang es, diesen oder jenen Auftrag hereinzuholen. Der Radioladen in Fürth ging nicht so gut.

Der Soldat Grundig dachte viel nach: vielleicht müsste man nach dem Kriege manches anders machen. Es gab viele Möglichkeiten. Warum sollte man Radioapparate nur verkaufen und nicht auch herstellen? Freilich, wenn man sie herstellte, müsste man ein neuartiges Vertriebssystem aufziehen.

Die Wehrmacht glaubte schliesslich, auf den Soldaten Grundig verzichten zu können, nicht aber auf seine Spulen und Transformatoren. Er wurde u.k. gestellt und kam nach Fürth zurück. Der Betrieb war inzwischen angewachsen, zum Teil dank der Aufträge, die die Wehrmacht erteilt hatte, zum Teil weil die deutschen Städte jetzt schon recht häufig bombardiert worden waren, wodurch der Bedarf an Spulen und Transformatoren täglich wuchs. Grundig sagte sich, dass die Bomben immer dichter regnen würden. Wer garantierte ihm, dass sie eines Tages nicht auch auf Fürth fielen? Er traute der grosssprecherischen Nazi-Propaganda nicht, er verlegte seinen Betrieb aus Fürth hinaus in das Bauerndörfchen Vach.

Dort mietete er den Tanzsaal des Gasthauses, der jetzt nicht gebraucht wurde, zumindest nicht zum Tanzen. An Stelle der dienstverpflichteten deutschen Mädchen und Frauen traten viele ausländische Zwangsarbeiterinnen bei ihm ein. Sie kamen, weil sie

keine Wahl hatten. Sie waren verbittert, verängstigt, voller Hass. Sie erwarteten schlechte Behandlung. Grundig behandelte sie gut. Grundig blieb auch in diesen schwierigen Zeiten der verbindlich-liebenswürdige Inhaber eines Detailgeschäftes, der es mit keinem Kunden verderben will. Er wäre gar nicht in der Lage gewesen, den Wüterich zu spielen oder auch nur den ‚Betriebsführer', wie man das damals nannte.
So verstand er sich ausgezeichnet mit seinen Arbeiterinnen, selbst mit denen, die, wie die Ukrainerinnen und Polinnen, nicht ein Wort von dem verstehen konnten, was er sagte, und deren Sprache er wiederum nicht verstand.
Nach dem Zusammenbruch ging es in der Gegend von Fürth und Nürnberg nicht gerade geruhsam zu. Ausländische Zwangsarbeiter zogen durch das Land, auch Insassen des nahegelegenen Konzentrationslagers, soweit sie körperlich noch dazu in der Lage waren. Es geschah viel Schlimmes, jetzt, da die jahrelang Misshandelten frei waren.
Max Grundig wäre es vielleicht schlecht ergangen. Aber da waren jene Fremdarbeiterinnen, die zuletzt bei ihm gearbeitet hatten, die zwar kein Wort von dem verstanden, was er ihnen sagte, wohl aber sein liebenswürdiges Lächeln, eine Bewegung seiner zarten Hände, vielleicht auch die zusätzliche Zuwendung von Lebensmitteln, die er, wann immer möglich, veranlasst hatte. Jedenfalls stellten sie sich jetzt vor ihn, verteidigten ihn und den Tanzsaal in Vach.

Kurz, bei Grundig wurde nicht geplündert, wurde nichts zerstört. Er konnte in den Wochen nach Kriegsende Weiterarbeiten, mit etwa fünfundvierzig Ausländerinnen, die, obwohl sie nun wirklich nicht mehr dazu gezwungen waren, bei ihm blieben.
Damals muss es Max Grundig klar geworden sein, wieviel er von den Menschen verlangen konnte, weil er es verstand, Menschen zu behandeln.

Der Betrieb in Vach existierte noch eine Weile weiter und wurde dann nach Fürth zurückverlegt. Grundig fuhr die Waren mit dem Handwagen zur Stadt, denn er hatte kein Auto und kein Benzin.
Das Detailgeschäft in Fürth ging schlecht, weil es keine Radioapparate gab. Warum gab es eigentlich keine? Grundig selbst besass noch von Vach her Schalter, Draht, Klemmen, Spulen. Kurz, er hatte alles, um Radioapparate zu bauen, mit Ausnahme von Röhren. Und es schien, als seien sie vom Erdboden verschwunden. Die Fabrikanten und die Grossisten hamsterten die Röhren. Sie waren mehr wert als alles Geld.
Es dauerte eine ganze Weile, bis Max Grundig das herausfand.

In den Monaten, die folgten, gab es kein Telephon und keine Post; es war recht schwer, Verbindungen nach ausserhalb aufzunehmen. Ja, selbst bis Nürnberg, wohin keine Bahn fuhr und keine elektrische Strassenbahn – wenigstens in der ersten Zeit nicht –, war es recht weit.

Es vergingen die Monate, es vergingen fast zwei Jahre. In diesen Jahren dachte Grundig viel nach. Äusserlich veränderte er sich ein wenig, er wurde schmal, wurde auch wortkarg. Er konnte stundenlang, tagelang auf und ab gehen, «wie ein Tier in seinem Käfig», pflegte seine Frau zu sagen.

Er dachte über etwas nach. Darüber nämlich, wie es kam, dass keine Radioapparate mehr gebaut wurden. Millionen Apparate waren im Krieg zerstört, Hunderttausende beim Einmarsch der fremden Truppen beschlagnahmt oder sagen wir ruhig, gestohlen worden. Man konnte also von einem ausgesprochenen Bedarf an Rundfunkgeräten sprechen, und niemand befriedigte ihn.

Warum nicht?

Der Nürnberger Prozess hatte begonnen. Die prominentesten Männer des nationalsozialistischen Regimes sassen auf der Nürnberger Anklagebank. Allabendlich wurde über die Rundfunkstationen ein Bericht über den Prozess gegeben. Der Bericht war, ebenso wie der ganze Prozess, für die Deutschen gedacht: sie sollten endlich erfahren, wie man sie ausgenutzt, belogen, betrogen hatte, welchen verbrecherischen Führern sie Gefolgschaft geleistet hatten. Aber es gab viel zuwenig Apparate, als dass auch nur ein kleiner Prozentsatz der Menschen, die hätten hören sollen, was in Nürnberg enthüllt wurde., es gehört hätten.

Max Grundig, der ‚wie ein Tier in seinem Käfig' im Zimmer auf und ab ging,-fragte sich, ob denn die Direktoren der grossen Radiofirmen schliefen. Begriffen sie nicht das Gebot der Stunde, erkannten sie nicht die einmalige Chance, die sich ihnen bot? Oft unterhielt sich Grundig mit Geschäftsfreunden von früher, die jetzt durch Nürnberg oder Fürth kamen. Er stellte fest, dass die grossen Radiofirmen ihre Fabriken damit beschäftigten, beschädigte Apparate zu reparieren, aber nicht wirklich Neues machten.

Auf die Frage: Warum? antwortete man ihm: «Wer braucht denn schon ein neues Radio? Die meisten Leute haben weder Wohnungen noch Möbel!»

Grundig antwortete: «Dann werden sie eben um den Rundfunkapparat herum ihre neue Wohnung aufbauen! Dann wird eben das Radio ihr erstes Möbelstück sein!»

Seine Werkstätte lieferte um diese Zeit den Radiohändlern Mess- und Prüfgeräte. Er stellte fest, dass bei den anderen Radiohändlern der Bedarf von Rundfunkgeräten genauso gross war wie in sei-

nem Fürther Geschäft. Er stellte fest, dass die Zahl der Rundfunkapparate immer noch abnahm oder besser, dass denjenigen, die Rundfunk hören wollten, immer weniger Apparate zur Verfügung standen. Denn noch immer kam es zu Beschlagnahmen, und viele Radioapparate wanderten zu den Bauern aufs Land, die nicht daran dachten, den Städtern Lebensmittel für Geld zu geben: sie wollten Waren, die wertbeständig blieben.
Dann eines Tages hörte Grundig auf, ‚wie ein Tier im Käfig' hin und her zu laufen. Er hatte einen Entschluss gefasst. Wenn die Industrie keine Apparate baute, würde er sie bauen.
Zuerst suchte er ein passendes Gelände für die Fabrik, die er errichten wollte. Vielleicht ist Fabrik ein etwas zu grosses Wort für das, was ihm vorschwebte. Immerhin suchte er ein Baugelände und fand es zwischen Fürth und Nürnberg, fast an der Stadtgrenze; Wiesen mit ein paar kleineren, reichlich verwahrlosten Baulichkeiten; es war lange her, dass sie bessere Tage gesehen hatten. Es war mehr als dreissig Jahre her.
Man war in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts an dieser Stelle in einer Tiefe von dreihundertsechzig Metern auf eine Mineralquelle gestossen. Man hatte sie ein wenig später König-Ludwig-Quelle getauft, und Fürth sah sich schon zu einem zweiten Bad Kissingen gedeihen, besonders nachdem Ärzte die Heilkraft der entdeckten Quelle zu rühmen begannen. Es entstand eine Trinkhalle, es entstand ein Versuchsbad, der ‚Dosana-Sprudeh wurde bereits in Flaschen gefüllt, die Bayerische Regierung in München erkannte die Quelle als Heilquelle an, ein Park und Promenadenwege wurden angelegt. Der alte König Ludwig persönlich weihte 1914 die Anlagen ein.
Aber das war eigentlich auch schon wieder der Anfang vom Ende, denn der Krieg, der selbst alte renommierte Bäder an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, war dem Wachstum eines neuen Bades nicht gerade dienlich. Die Badeeinrichtungen wurden nach Kriegsende verkauft, eine Spiegelfabrik erwarb die Häuser, der Park verkam, das heilkräftige Quellwasser floss in die Pegnitz ab. Während des Dritten Reiches hatte man dann noch einmal den Plan, das ‚Bad Fürth' wieder auf er stehen zu lassen, aber der Rummel dauerte nur ein paar Wochen. Dann war alles vorbei, niemand sprach mehr von Bad Fürth; der Park und die Trinkhallen verkamen vollends.

Das ist die Situation, als Grundig das Gelände besichtigt und zu der Überzeugung gelangt, hier könne er seine Fabrik entstehen lassen.
Die Fürther Stadtväter sind durchaus nicht dafür. Gewiss, Max

Grundig ist ein Bürger ihrer Stadt, er hat seine Steuern gezahlt, es ist nichts Nachteiliges über ihn zu sagen. Aber es ist ein Unterschied zwischen einem Mann mit einem kleinen Radiogeschäft und einem Mann, der ein Riesengelände nutzbar machen kann. Schliesslich verpachtet man es doch an Grundig, da es sonst niemand will.

Grundig krempelt die Ärmel hoch – im wahrsten Sinne des Wortes. Mit einigen wenigen Leuten, die er engagiert hat, baut er aus Zement einige barackenförmige einstöckige Bungalows, in denen er die Fabrikation beginnen will. Am 15. März 1947 erfolgt der erste Spatenstich. Schon ein paar Wochen später stehen die ersten Fabrikhallen – wenn dieses grosse Wort für die kleinen Räume erlaubt ist.

Aber was geschieht in diesen Wochen alles! Da muss jeder anfassen, muss Kalk rühren oder Eimer mit Mörtel schleppen. Woher der Mörtel, woher der Kalk, woher vor allen Dingen das Glas? Man muss eben sehen, woher man das Material bekommt. Wenn es gar nicht anders geht, ist Grundig bereit, Radioapparate dafür auszutauschen oder, wie man damals so schön sagt, zu ‚kompensierem.

Woher hat er die Radioapparate? Nun, er besitzt ja alles, ausser den Röhren. Und wenn er anderen Radiohändlern das Zubehör zu ein paar Radioapparaten liefert, bekommt er wohl im Austausch dafür die Röhren für ein paar Radioapparate, kann also selbst Apparate herstellen und seine Lieferanten wenigstens bei guter Laune erhalten.

Und von hier bis zu der Idee, der wirklich grossen Idee, ist nur ein Schritt. Die Idee ist der ‚Heinzelmann'.

Was ist der ‚Heinzelmann'? Der ‚Heinzelmann' ist ein Apparat, der aussieht wie ein Rundfunkempfänger, in Wirklichkeit aber keiner ist, sondern ein Radiobaukasten. Mit diesem ‚Heinzelmann' kann man ein Radio bauen. Alles ist drin, was dazu gehört, nur Röhren nicht. Die Röhren muss sich jeder Käufer selbst beschaffen .. .

Um diese Zeit gibt es noch eine Bezugscheinpflicht für Rundfunkapparate. Für den ‚Heinzelmann' aber gibt es keine Bezugscheinpflicht. Den kann jeder kaufen. Den könnte man in Massen absetzen, wenn . ..

«Ein Spielzeug!» erklären die Herren vom Wirtschaftsamt, denen Grundig seinen ‚Heinzelmann' vorführt. Grundig zuckt die Achseln. Sie sollen ihn nennen, wie sie wollen. Immerhin, sie können ihm die Herstellung seines Radiobaukastens nicht gut verbieten.

Also baut er den Kasten, der alles enthält, was man zum Bau eines

Radios braucht, alles, mit Ausnahme der Röhren. Eine ausführliche Beschreibung liegt bei, die den Käufer darüber informiert, wie das Radio zusammenzusetzen ist.
Grundig besitzt genug Material, um fünfundsiebzigtausend ‚Heinzelmänner' zu fabrizieren. Sie werden ihm aus den Händen gerissen. Denn es zeigt sich, dass Grundig ganz recht gehabt hat, als er vermutete, die meisten würden schon einen Weg finden, sich die Röhren zu besorgen.
Die meisten ‚Heinzelmänner' werden natürlich von den Händlern aufgekauft, die auf den Röhren sitzen und die nun von heute auf morgen einen neuen Radioapparat für ihre bevorzugten Kunden haben. Grundig ist plötzlich in aller Munde. Grundig ist von einem Tag zum anderen ein Name in der Radio-Industrie geworden.

Er kam von unten herauf. Der Vater war Angestellter der bekannten Fahrradfabrik Herkules in Nürnberg. Er konnte seinem Sohn keine silbernen Löffel in die Wiege legen, er konnte ihm keine Wege ebnen. Er konnte nur dafür sorgen, dass sein Sohn etwas Vernünftiges lernte. Und dazu war er entschlossen. Max wurde 1924, mit sechzehn Jahren, zu einem Elektriker in die Lehre gegeben; später sollte er Installateur werden.
1924. Vor wenigen Monaten, um genau zu sein, am 23. Oktober 1923, war in Berlin im Dachgeschoss des Vox-Hauses in der Potsdamer Strasse die erste deutsche Rundfunkstation eröffnet worden. Der Intendant Georg Friedrich Knöpfke hatte seinen schwarzen Anzug angelegt und sprach mit vor Erregung heiserer Stimme ins Mikrophon: «Achtung! Achtung! Hier Berlin-Voxhaus, Welle 505!» Auf dem Haus war eine Antenne errichtet, und im Umkreis von einhundertfünfzig Kilometern konnte man hören, was Knöpfke sagte. Trotzdem sassen überall in Deutschland junge Menschen an primitiven Detektoren, Empfängern mit Kopfhörern, und lauschten in den Äther, hörten Töne, Pfeifen, Rauschen. Diese jungen Menschen hatten sich ihre Apparate selbst gebastelt und gerieten in beispiellose Aufregung, wenn sie eine neue Station entdeckten. In schneller Folge wurden nun in ganz Deutschland Rundfunkstationen gebaut. Die jungen Menschen hatten nichts anders mehr im Sinn als Radioapparate, Radio- und Rundfunkprobleme.
Einer von ihnen war Max Grundig. Schon trug er sich mit dem Gedanken, Radio-Ingenieur zu werden. Aber der Vater blieb eisern. Er traute dieser neuen Erfindung nicht; Elektriker, das war ein erprobter Beruf, als Installateur würde sich Max immer ernähren können. 1927 kam Max Grundig aus der Lehre. 1927 gab es schon eine

Radio-Industrie von respektabler Ausdehnung, und so konnte der Vater nicht gut dagegen sein, dass sein Sohn eine Stellung in einem Radiofachgeschäft annahm. Bald darauf machte sich Max Grundig selbständig, mit neunzehn Jahren hatte er schon ein eigenes Radiogeschäft in Fürth – das gleiche, das er noch bei Kriegsende führte.

Und seine Begeisterung für das Radio, für alles, was mit dem Radio zusammenhing, diese seine Liebe zum Radio war wohl der Grund seiner bisherigen hübschen Erfolge, der Grund seines entscheidenden Erfolges, jetzt 1947, als er den ‚Heinzelmann' herausbrachte.
Aber nicht der Kaufmann Max Grundig hatte den Erfolg erzielt, nicht der verbindlich-liebenswürdige Verkäufer, nicht der Bastler oder Techniker, der er einmal war und der er immer sein würde, sondern ein neuer Grundig, einer der erst geboren wurde in den zwei Jahren nach Kriegsende, da er ‚wie ein Tier in seinem Käfig' auf und ab ging, der Unternehmer Grundig.

Natürlich ist Max Grundig ein sehr guter Radiotechniker geblieben, einer, der sich mit der gleichen verzehrenden Leidenschaft in ein technisches Problem verbeissen kann wie damals, als er – leider – zu einem Elektriker in die Lehre musste. Aber er weiss: für die Lösung technischer Probleme – und wie viele technische Probleme müssen jetzt, nach dem Kriege, gelöst werden! – gibt es andere. Und da er eben ein Unternehmer ist, holt er sich die anderen heran. Sie liegen ja auf der Strasse, die Fachkräfte. Die nach Süddeutschland verlagerten Grossbetriebe der Elektrobranche sind aufgelöst worden. Es würde Jahre dauern, bis sie wieder richtig in Gang kämen. In diesen Jahren hatten die Techniker, die Experten, die Ingenieure nichts zu tun, es wäre denn, zu verhungern. Grundig holt sie in seinen Betrieb. Er holt Männer, die er seit langem, wenigstens dem Namen nach, kennt, Männer der grossen Werke, deren Apparate er früher in seinem Laden verkaufte. Er richtet ein Laboratorium für sie ein. Der ‚Heinzelmann' ist nur ein Anfang. Nun sollen diese grossen Experten zusammen mit ihm Heinzelmann spielen – sollen die Arbeit der Heinzelmänner tun, während die Radio-Industrie ihre grosse Chance verpasst.
Schon wird an der Entwicklung des ‚Weltklang', eines Sechs-Kreis-Supers, gearbeitet, der erste grosse Radioapparat, der nach dem Krieg auf den deutschen Markt kommen wird, und an dem ‚Grundig-Boy', dem kleinen Apparat mit der grossen Reichweite, von dem er einmal träumte.
Noch gibt es unendliche Schwierigkeiten. Noch ist es völlig ungewiss, woher die nötigen Rohstoffe und Materialien kommen sollen. Grundig muss immer wieder auf die Ämter, muss mit den zu-

ständigen Beamten reden, ihnen auseinandersetzen, was er braucht und warum er es braucht. Noch sind Kupfer, Spezialstahl, Tiefziehstahl Mangelwaren, sind nur eben über den Schwarzen, allenfalls über den Grauen Markt zu bekommen. Hindernis türmt sich auf Hindernis. Immer wieder sieht es so aus, als würde es nicht weitergehen, als würden die sogenannten Fabrikhallen Grundigs, die auf dem Gelände des frühverstorbenen König-Ludwig-Bades stehen, das Schicksal dieses Bades teilen.
Aber es geht dann doch weiter. In letzter Minute geschieht immer irgendetwas – und das Unternehmen ist wieder gerettet, für ein paar Tage, für ein paar Wochen.

Sommer 1948. Währungsreform. Plötzlich ist alles auf dem Markt, was Grundig braucht. Rohstoffe, Metalle, Röhren gibt es in Hülle und Fülle. Plötzlich sitzen Vertreter aller möglichen Firmen in seinem Vorzimmer und bieten an. Wieviel braucht er? Was braucht er? Was ist er bereit, abzunehmen?
Grundig braucht alles. Grundig braucht jede Menge. Denn Grundig will aufbauen. Er will grössere Hallen, er will mehr Apparate fabrizieren und fragt sich[1] immerfort: Warum kommt kein anderer auf die Idee? Schläft die Konkurrenz?
Das verdiente Geld wird sofort wieder in den Betrieb gesteckt. Was sollte er auch sonst damit tun? Er lebt noch immer in der kleinen Wohnung, die er schon vor dem Krieg bewohnte. Er ist von früh bis spät nachts in seiner Fabrik. Er hat gar keine Gelegenheit zum Geldausgeben.
Ende des Jahres 1948 beschäftigt er bereits sechshundertfünfzig Arbeiter und Angestellte. Das ist mehr als dreimal soviel wie vor zwei Jahren, als er begann.
In den nächsten Jahren baut er viel. Er baut ein Verwaltungsgebäude und Fabrikationshallen für viele tausend Arbeiter, 1952 sind es sechstausendfünfhundert Arbeiter und Angestellte.
Das alles geht so schnell, dass die Fürther und Nürnberger nur noch staunen können. Ja, es staunt ganz Deutschland, es staunt die ganze europäische Radiobranche. Wie macht Grundig das nur? Wie gelingt es ihm nur, so schnell nach oben zu kommen, ganz nach oben, denn schon 1950 hat er alle deutschen Konkurrenten weit hinter sich gelassen . . .
Es entstehen Grundig-Legenden. Sie gehen davon aus, dass der kleine, liebenswürdig-verbindliche Grundig es doch nicht allein so weit gebracht haben kann. Woher hat denn Grundig das viele Geld, das nötig ist, um die grossen Bauten auszuführen? Das kann er doch nicht verdient haben. Hat er es vielleicht von einem Ruhr-Industriellen? Ist er nicht verwandt mit dem Bundesminister Schäffer oder mit

dem Wirtschaftsminister Erhard? Vielleicht haben sie ihm grössere Kredite zugeschanzt? Es muss einen oder mehrere grosse Unbekannte hinter ihm geben. Wer mag das wohl sein?
Des Rätsels Lösung: Grundig hat frühzeitig errechnet, dass es viel zuwenig Radioapparate in Deutschland gibt, dass der Nachholbedarf – wie man das in Fachkreisen nennt – gewaltig ist. Er hat sich gesagt, dass die Leute, wenn sie erst einmal wieder Geld hätten, Radioapparate in grossen Mengen kaufen würden. Er hat auf diese Zukunft hin gearbeitet.
Freilich, nicht nur die Kalkulation, auf die Grundig sein ganzes Geschäft gründete, war richtig. Er denkt überhaupt ‚richtig'. Er begreift zum Beispiel, dass früher, in den ersten Jahren des Rundfunks, nur diejenigen Leute Apparate kauften, die etwas vom Radio verstanden, die also mit den Apparaten umzugehen verstanden; dass, als das Radio populärer und die Schicht der Käufer breiter wurde, auch die Zahl derjenigen grösser werden musste, die zwar Radios kauften, aber nicht das geringste von ihnen verstanden. Was Ford vor dreissig Jahren mit dem Auto versucht hatte, versuchte Grundig jetzt mit dem Radio. Er baute es narrensicher. Er liess Radioapparate konstruieren, die nicht kaputt gingen, auch wenn sie von Leuten bedient wurden, die eigentlich einen Apparat nur anzufassen brauchten, um ihn kaputt zu machen, ja, um Kurzschluss im ganzen Hause herbeizuführen.
Es mag dahingestellt sein, aus welchen Motiven Grundig seine Apparate narrensicher baut – abgesehen von seinem Wunsch, den Umsatz zu vergrössern. Vielleicht hat er Mitleid mit den armen Menschen, die niemals in die Geheimnisse des Radios eingedrungen sind. Vielleicht hat er auch Mitleid mit den Radioapparaten ...
Grundig weiss, mit welcher Begeisterung HausfrauenStaub wischen. Infolgedessen lässt er Radioapparate bauen, die möglichst glatte Linien haben und keine Ein- und Ausbuchtungen, in denen sich Staub sammeln kann. Seitdem die Menschen sich nicht mehr damit begnügen, Möbel zu haben, die heil sind, seit sie wieder hübsche Möbel haben wollen, legt er Wert darauf, hübsche Apparate herzustellen.

Nein, nicht erst dann. Er hat, wie seine Mitarbeiter immer wieder staunend feststellen, einen sechsten Sinn. Er weiss alles schon bevor es Wirklichkeit wird. Er weiss es, fasst seine Entschlüsse entsprechend, fasst sie schnell; in seinem Betriebe gibt es keine langwierigen Sitzungen, Besprechungen, Diskussionen. Ein Mitarbeiter trägt ihm irgendetwas vor, und meist hat Grundig schon die Entscheidung getroffen, bevor der Mitarbeiter die Frage gestellt hat. Grundig ist sofort im Bilde. Grundig ist immer im Bilde.
Sein ganzer Betrieb ist so aufgezogen, dass er dauernd alles im

Auge behalten kann, und dass die verantwortlichen Männer der einzelnen Abteilungen ihn im Auge behalten können, dass in jedem Augenblick eine schnelle Entscheidung Grundigs möglich ist.

Es gibt, wie in jedem grossem Betrieb, Abteilungen wie Direktion, Verkauf, Einkauf, Technische Direktion, Laboratorien, Werbeabteilung, Patentabteilung, Export, Juristische Abteilung, Buchhaltung, Personalabteilung und so weiter.
Will Grundig den Leiter einer bestimmten Abteilung sprechen, so bekommt dieser Mann einen Zettel. Auf diesem Zettel steht nichts anderes als R (Rücksprache), dann eine Nummer, sagen wir 41, womit der Chef einer ganz bestimmten Abteilung gemeint ist. Dann ein paar Worte: das Thema, über das sich Grundig mit dem Mann unterhalten will, sagen wir «Fernsehempfängen oder «Messe in Hannoven oder «Verkäufe in Ägyptern.
Genau genommen leitet Grundig seinen Betrieb, indem er unaufhörlich solche Zettel ausschreibt oder ausschreiben lässt und sie im Verwaltungsgebäude umhersendet.
Das Wort «unausgesetzte ist wörtlich zu nehmen.
Sehen wir uns einmal seinen Arbeitstag an: Grundig kommt um 9 Uhr früh ins Büro. Um 9 Uhr 5 beginnen die Rücksprachen auf Grund der Zettel. Die ersten Zettel hat er nämlich geschrieben, als er die Fachpresse oder die Morgenzeitungen beim Frühstück las, oder als er eine Rundfunksendung anhörte, während er sich rasierte, oder schon des Nachts, als ihm plötzlich ein Gedanke kam.

Die Rücksprachen dauern den ganzen Vormittag. Dazwischen wird die Post erledigt, die natürlich auch wieder zahlreiche R-Zettel zur Folge hat.
Um 12 Uhr fährt Grundig für zwei Stunden zu Tisch. Von 14 Uhr ab beginnen wieder die Zettel im Hause umherzuflattern, und die Rücksprachen dauern oft bis zehn oder elf Uhr abends. Es gibt Tage, an denen hundertfünfzig solcher Zettel ausgeschrieben werden, an denen hundertfünfzig Rücksprachen stattfinden.
Es kommt vor, dass ein Mitarbeiter gerade nach einer Rücksprache mit Grundig sein Büro erreicht und sich noch nicht an seinem Schreibtisch niedergelassen hat, als ihm ein neuer Zettel in die Hand gedrückt wird, und er wieder in Grundigs Büro eilen muss. Grundig diktiert selten Briefe. Das, was andere Industrielle diktieren, wird in den mündlichen Rücksprachen erledigt.
Grundigs einundsiebzigjährige Mutter lebte in einem kleinen Häuschen am Rande des Fabrikgeländes. Er besuchte sie jeden Tag; das heisst jeden Tag, den er in seiner Fabrik verbrachte. Manchmal fährt er auch auf Studienreisen und hin und wieder

zur Erholung. Er erklärt dann immer, er bleibe drei Wochen weg. Im Werk weiss man es besser. Schon nach wenigen Tagen ist er wieder zurück. Er hält es nicht lange ohne Arbeit aus. Ihm fällt immer etwas ein, das keinen Aufschub duldet.
Was wäre, sonst über ihn zu sagen? Alle sind sich darüber einig, dass er sich nicht verändert hat in den Jahren seines enormen Erfolges. Vor Kurzem verliess er seine kleine Wohnung in Fürth und kaufte sich eine Villa in Nürnberg; eigentlich erst, als alle fanden, er müsse nun auch ein wenig repräsentieren. Gern tut er das nicht. Am liebsten angelt er, oder er beschäftigt sich mit seinen Vögeln – er hat ein Vogelhaus mit fünfzig Bewohnern – oder mit seinen Fischen – er besitzt ein Aquarium mit vielen exotischen Fischen in seinem Büro.

Da wir gerade von Fischen reden: die Radio-Industrie hat Grundig den Hecht im Karpfenteich genannt. Denn Grundig interessiert sich nie so sehr dafür, wieviel Geld er verdient, als dafür, dass der Käufer für sein Geld den grösstmöglichen Gegenwert bekommt. Vergeblich hoffte die Industrie in den Jahren seines Aufstiegs er würde an seinen niedrigen Preisen kaputt gehen. 1949 konnte Grundig schon feststellen, dass jeder fünfte Rundfunkempfänger in Deutschland von ihm stammte. 1951 kaufte er das vor dem zweiten Weltkrieg bedeutendste Radiowerk Bayerns, Lumophon in Nürnberg, auf. 1953 beschäftigte er über siebentausend Arbeiter und Angestellte. 1954 waren es über achttausendfünfhundert . . .

Laut Beschluss der Kopenhagener Wellenplan-Konferenz von 1948 standen Deutschland nach dem 15. März nur noch vier Mittelwellen zur Verfügung; eine Wellenlänge für je eine Besatzungsmacht. Damit konnte ein normaler Sendebetrieb nicht aufrechterhalten werden. Damit waren eigentlich nur hundertundzwanzig Sender zu betreiben. 1939 existierten in Deutschland bereits dreihundertzehn Sender.
Es gab nur einen Ausweg aus diesem Dilemma: das Experiment mit der Ultra-Kurzwelle. Der Vorteil: Hunderte von Ultra-Kurzwellen-Sendern konnten nebeneinander arbeiten, sie ‚störten' einander nicht, waren also die idealen Nahverkehrsender. Der Nachteil: in Betrieb befindliche Empfänger konnten Ultra-Kurzwellen-Sender nicht hören. Das bedeutete – neue Apparate mussten gebaut werden.

Die meisten führenden Männer der Industrie glaubten, dass die Ultra-Kurzwelle sich nicht durchsetzen würde. Das Publikum würde sich keine neuen Apparate kaufen. Grundig war überzeugt davon, dass die Ultra-Kurzwelle sich durchsetzen musste. Er

erklärte: «Ultra-Kurzwelle ist der Schlager der Zukunft. Ich statte meine Apparate mit UKW aus.»
Der Grundig-Prospekt 1950 enthielt auf der ersten Seite die Worte: «Grundig-Radio – zukunftssicher durch UKW.» Die Nachfrage nach UKW-Geräten stieg ins Ungemessene. Grundigssechster Sinn hatte ihn auch diesmal nicht im Stich gelassen.
Heute ist längst der zweimillionste Grundig-Apparat verkauft. Grundig hat neben seinem Werk in Fürth zwei Werke in Nürnberg und ein viertes vierzig Kilometer entfernt in Georgensgmünd.

«Und wird das immer so weitergehen?»
Grundig meint, das werde wohl vorläufig so weitergehen. «Die Lebensdauer eines guten Radioapparates beträgt zehn Jahre. Dann ist der Apparat unmodern geworden, auch als Möbelstück. Aber die meisten Radioapparate werden schon nach drei Jahren von ihren Besitzern mit neuen vertauscht. Die meisten Menschen wollen nun einmal immer das Neueste haben.»
«Gibt es eine Gefahr der Sättigung des Marktes?»
«Es gibt in Westdeutschland im Augenblick zwölf Millionen Rundfunk-Haushalte. Selbst wenn jeder Radioapparat nach zehn Jahren ersetzt würde, ergäbe das einen Bedarf von 1,2 Millionen pro Jahr. Von den 1,8 Millionen Haushalten, die durch Eheschliessungen jedes Jahr neu gegründet werden, wird mindestens ein Drittel, also sechshunderttausend, Rundfunkapparate anschaffen. Rechnet man dazu noch fünfhunderttausend Radioapparate, die Deutschland leicht exportieren kann, käme man auf 2,3 Millionen Apparate pro Jahr, die Deutschland produzieren kann.»
So sieht es heute aus. Und morgen? Das weiss niemand. Aber wenn man bedenkt, dass es heute in den Vereinigten Staaten 3‘115 Radiostationen und 120‘500‘000 Radioapparate gibt, und dass 13‘368‘556 Apparate jährlich produziert werden – diese Ziffern berücksichtigen nicht die Fernsehapparate –, so kann man zumindest sagen, dass der deutsche Bedarf durchaus noch nicht gesättigt ist, selbst wenn der im Augenblick errechnete theoretische Sättigungspunkt erreicht sein wird.
Nein, Grundig hat keine Angst davor, zuviel zu produzieren. «Das neue Fabrikgebäude, das gerade fertig geworden ist und das ursprünglich vier Stockwerke haben sollte, hat jetzt doch acht bekommen. Aber dazu habe ich mich erst während des Baues entschliessen können. Die ganz grosse Planung auf weite Sicht ist eben im alten Europa doch nicht möglich», schliesst der erfolgreichste Radiomann des Nachkriegseuropa mit einer gewissen nachdenklichen Wehmut.

Schwartzköpffe sind Dickköpfe

Karl Masche, ein kleiner Mann Anfang der sechziger Jahre, der noch vor Kurzem einen kleinen Spitzbauch hatte – aber wer verfügt noch über so etwas Ende Juni 1945? –, wandert durch die verwüsteten Strassen Berlins. Immer wieder bleibt er stehen, säubert seine Brille von dem Staub, der von den Ruinen herunterweht. Aber auch wenn er sie dann wieder aufsetzt, sehen seine kurzsichtigen Augen nichts anderes, als was sie vorher gesehen haben: Schutt, Asche, riesengrosse Schlaglöcher, Verwüstungen und hohes Unkraut, das bereits zwischen den Ruinen emporschiesst. Kopfschüttelnd geht er weiter. Wie lange das alles vorbei zu sein scheint – der Krieg mit seinen taghellen Brandnächten, mit dem Geheul der Bomben, dem Bellen der Flakgeschütze; der Sturm auf Berlin mit dem Donner der schweren Artillerie. Die Stille vor dem Einmarsch der Russen, die Entsetzensschreie der Frauen bald danach. Die Stille, die sich dann wieder ausbreitete und die mehr von Unheil kündete, als der Lärm und das Getöse zuvor.

Karl Masche trägt einen alten Mantel und einen viel zu schweren Rucksack. Er ist heute früh von seinem Häuschen im Nordwesten Berlins losgezogen quer durch die unheimlich stille, zerstörte Stadt Berlin.

Wohin will er eigentlich? Er möchte irgendwohin, wo er seinen Rucksack loswerden kann. Denn mit dem Rucksack hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Der Rucksack ist 80’000 Reichsmark wert.

80'000 Reichsmark aus dem Safe der Firma Schwartzkopff.
Wie es wohl bei Schwartzkopff aussehen mag? Karl Masche ist nämlich seit 1907 bei der Berliner Maschinenbau Aktien-Ges., vorm. L. Schwartzkopff angestellt, hat es dort bis zum Prokuristen gebracht. Das Werk I der Firma in der Scheringstrasse wurde, das weiss er, erst in den letzten Kriegstagen zerstört. Masche erfuhr es durch Dritte. Seine eigene Arbeitsstätte, die Hauptverwaltung des Werkes in der Chausseestrasse, war schon vorher zerbombt worden. Und damals hatte er auch den Griff in die Kasse getan, und deshalb liegen jetzt in seinem Rucksack die 80'000 RM.
Natürlich war es kein Griff in die Kasse im strafrechtlichen Sinne des Wortes. Als Prokurist war er geradezu verpflichtet, den Inhalt des Panzerschrankes zu retten. Als er das Geld an sich genommen hatte, bevor er den anderen in den Bunker nachgeeilt war, gedachte er, das Geld später auf einer Bank einzuzahlen. Aber die Banken öffneten nicht mehr. Er hatte das Geld also in seine Wohnung mitgenommen, er hatte es sorgfältig versteckt. Auch die Russen, die einige Male plündernd zu ihm kamen, hatten es unter der schmutzigen Wäsche nicht gefunden. Aber Herr Masche hatte keine ruhige Minute mehr gehabt, hatte nicht mehr gut geschlafen, war nicht mehr ausgegangen, ohne den Rucksack mit den Scheinen mitzunehmen.
Und wenn er jetzt festgenommen würde? Wenn er eine Leibesvisitation zu überstehen hätte? Würde man ihm glauben, dass er das Geld nicht gestohlen hatte? Würde man ihm glauben, dass er sich noch immer als Prokurist der Firma Schwartzkopff fühlte, die eigentlich nicht mehr existierte, deren Direktoren verschwunden oder verhaftet, deren Gebäude und Maschinen zerstört waren? Die Russen haben die Banken geschlossen, haben das Geld der Banken konfisziert. Das Guthaben von Schwartzkopff betrug vierzehn Millionen Reichsmark. Wenn Masche die 80'000 RM noch hätte einzahlen können, wären den Russen eben 80'000 RM mehr in die Hände gefallen. Aber er könnte ruhig schlafen.
Nicht nur die vierzehn Millionen Reichsmark sind den Russen in die Hände gefallen. Sie haben die Werkzeugmaschinen aus der Scheringstrasse abgeschleppt. Sie haben die Telephone und Schreibmaschinen abgefahren. Sie haben demontiert. Sie demontieren immer noch.
Herr Masche kann es mit eigenen Augen sehen, jetzt, da er vor dem Werk in der Scheringstrasse steht. Gerade fährt ein sowjetischer Lastwagen heraus, voll bepackt mit Maschinen. Herr Masche ist empört – und zum erstenmal froh, dass er die 80'000 RM nicht zur Bank gebracht hat. Vielleicht kann er wenigstens die für seine Firma retten.

Er putzt seine verstaubte Brille und setzt sie wieder auf, nimmt sie ab und putzt sie noch einmal. Er kann nicht fassen, was er sieht. So schlimm hat er sich das nicht vorgestellt. Das dreistöckige Fabrikgebäude und die grosse Montagehalle schwer beschädigt. . . Löcher in den Decken . . . ganze Stockwerke durchgebrochen . . . überall Mauerschutt, zerbrochene Fensterscheiben. Ein Kranhaken pendelt im Winde. In der Giessereihalle ausgelaufenes Gusseisen – es sieht aus wie riesige Wasserlachen, die erstarrt sind. Der Wind pfeift durch die Ruinen. Regen hat dafür gesorgt, dass sich an der Stahlkonstruktion bereits Rost angesetzt hat.
An diesem Tag hätte die Firma ihr fünfundsiebzigjähriges Jubiläum feiern können.

Louis Schwartzkopff, der Sohn des Besitzers der Gastwirtschaft ‚Das goldene Schiff' in Magdeburg, hatte bei Borsig in Berlin gearbeitet, war Maschinenmeister in der neuerbauten Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn geworden, hatte Studienreisen nach England unternommen, kaufte 1851 in Berlin in der Chausseestrasse ein Grundstück, baute Werkzeugmaschinen.
In den nächsten Jahren hatte er viel Pech, das Land befand sich in einer schweren Wirtschaftskrise, ein Teil der Werkstätten Schwartzkopffs brannte ab. Aber die Vorpommersche Eisenbahn, gerade ins Leben gerufen, erteilte ihm einen Auftrag in Höhe von mehreren hunderttausend Talern auf Weichen, Drehscheiben und Wasserstationen. Und später kamen andere neue Bahnlinien, darunter die Ostpreussische Eisenbahn und die Berlin-Görlitzer Bahn, hinzu: nun gab es kein Aufhalten mehr.
Der Bau von Lokomotiven wurde aufgenommen.
Rückschläge durch den preussisch-französischen Krieg 1870/71, dann wieder Aufstieg; schon gab es siebzehnhundert Arbeiter und Angestellte.
1897 erwarb Schwartzkopff ein zweihundertfünfunddreissig Morgen umfassendes Grundstück in Wildau bei Berlin, später kaufte er noch mehr Land dazu, neue Werkanlagen wurden gebaut, dazu Wohnhäuser für Arbeiter und Angestellte. Um die gleiche Zeit wurde ein sehr entscheidender Vertrag mit dem Amerikaner Ottmar Mergenthaler geschlossen, der Schwartzkopff – jetzt hiess die Firma übrigens schon Berliner Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft – das alleinige Herstellungsrecht der amerikanischen Linotype-Setzmaschinen auf dem europäischen Kontinent zusicherte.

Weltkrieg, Inflation. Riesenverluste durch die Inflation. Aber der Anschluss an den Weltmarkt wurde wieder erreicht. Die Krise der zwanziger Jahre. Der Aufstieg in den dreissiger Jahren, in den

Jahren der erst geheimen und später offenen Aufrüstung Hitlers, in denen die Zahl der Beschäftigten auf 5896 anstieg.
Als Hitler in Paris einmarschierte, war die Firma gerade siebzig Jahre alt. Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum sollte, wie das fünfundzwanzig- und das fünfzigjährige mit einem gewissen Pomp gefeiert werden.
Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum fiel, wie gesagt, auf den Tag, an dem Herr Masche vor den Trümmern des Werkes I stand.

Herr Masche überlegt, ob er seine 80'000 RM nach Wildau bringen sollte. Aber es gibt ja keine Verbindung, er müsste die fast vierzig Kilometer zu Fuss zurücklegen. Und überdies erfährt er, dass die Russen in Wildau genauso gehaust haben, wie in der Scheringstrasse. Auch besteht keine Aussicht, dass das anders wird, denn Wildau liegt in dem Teil Deutschlands, der bald als sowjetische Zone deklariert wird, dort, wo die Russen mit den Deutschen und dem deutschen Eigentum tun, was sie wollen.
In der Scheringstrasse freilich ändert sich die Situation Anfang Juli. Die Amerikaner und Briten kommen nach Berlin. Und die Scheringstrasse wird britischer, später französischer Sektor.
Herr Masche macht sich also von Neuem nach der Scheringstrasse auf. Er trifft dort Meister und Arbeiter und einige Angestellte des Betriebsbüros. Es sind fünfunddreissig Mann, die er freilich nicht kennt.

Er sagt, wer er ist, und die Männer begrüssen ihn nicht gerade überschwenglich freundlich, eher ein bisschen knapp, mit ironischen Worten wie: «Na, schön sehen wir aus!» oder «Sie sehen, wir sind schon wieder am Aufbau!»
Sie sind es. Mit Spitzhacke, Spaten, mit anderen aus ihren Wohnungen oder Schrebergärten mitgebrachten Werkzeugen gehen sie dem Schutt und den Trümmern zu Leibe. Einer hat einen Schubkarren von irgendwoher ‚organisiert'. Alle buddeln und schippen den Schutt in den Karren. Einer schleppt eine Kiste an, ein anderer zerrt an einer Eisenstrebe, die aus dem Schuttberg herausragt, vier Mann mühen sich um einen grösseren Mauerbrocken, den sie aus dem Wege wälzen wollen.
Auf den ersten Blick sieht das alles ein bisschen unsystematisch aus, fast so, als sei jeder ganz mit sich beschäftigt, als suche jeder etwas, was die anderen nichts angeht. Aber es herrscht doch eine gewisse Einmütigkeit, eine gewisse stumme Verbissenheit. Und morgen werden diese Männer wiederkommen, werden dieses oder jenes Werkzeug mitbringen, das ihnen heute gefehlt hat.
Und Herr Masche? Er ist müde von der langen Wanderung. Er würde sich gern hinsetzen. Er geht ins Pförtnerhaus, das fast

unbeschädigt ist. Er hält Umschau. Es müsste sich doch eine Kiste finden lassen, am besten eine Kiste mit Vorhängeschloss oder ein Schrank, den man wenigstens abschliessen kann: damit er endlich seine 80'000 RM los wird.
Er findet ein Plätzchen für seine 80'000 RM und wandert wieder nach Hause. Aber auch er wird wiederkommen. Schon hat er sich im Pförtnerhaus eine kleine Tischecke reserviert, hat sich dort niedergelassen und rechnet. Was rechnet er denn? Er rechnet für jeden Arbeiter aufs Genaueste aus, wieviel Lohn er zu bekommen hat, vergisst auch nicht, jedem die Steuer- und Sozialabgaben abzuziehen, genau nach der Steuergruppe, in die er gehört.
Und am kommenden Freitag zahlt er zum erstenmal aus. Jetzt weiss er, wozu er die 80'000 RM die vielen Wochen herumgeschleppt hat.

Ende Juli 1945 war die Zahl der Schwartzköpffe, die buddelten und wühlten, bereits auf vierundsechzig angewachsen.
Etwa dreissig Mann räumen die Giesserei auf, schaufeln die Kupolöfen frei – das sind Ofen aus feuerfestem Mauerwerk, in denen Gusseisen erschmolzen wird –, mauern die schadhaften Stellen der Ofen aus, säubern die herumliegenden Formkästen von Schmutz und Dreck, sieben den Formsand, sammeln den herumliegenden Gussbruch und stapeln ihn zu einem Haufen. Tatsächlich gelingt es, den ersten Kupolofen am 20. September 1945 wieder anzublasen, und das erste nach dem Zusammenbruch erschmolzene Gusseisen fliesst in die unter diesen primitiven Umständen hergestellte Form.
Schnell spricht es sich in Berlin herum: «Schwartzkopff giesst wieder!»
Der erste Kunde findet sich ein. Er bringt auf wackligem Handwagen ein zerbrochenes Gehäuse irgendeiner Maschine an. Ein Schwartzkopff-Zeichner entwirft schnell eine Modellzeichnung, ein Tischler baut ein Holzmodell, ein Former formt es in seinen Formkasten ein. Nun kann das Gussstück abgegossen werden. Der erste Kunde ist zufriedengestellt.
Karl Masche ist auch nicht unzufrieden. Mehr Kunden kommen. Die ‚unproduktive' Enttrümmerungsarbeit tritt in den Hintergrund, die ‚produktive' Arbeit, das heisst die, die Geld einbringt, tritt in den Vordergrund.
Freilich, die Hälfte der Arbeiterschaft beschäftigt sich, nach Herrn Masches Ansicht, noch immer unproduktiv, sie buddelt und wühlt weiter, enttrümmert, schafft den Schutt fort. Später wird festgestellt, dass insgesamt fünfzehntausend Kubikmeter Schutt beseitigt wurden . . .

Sehr bald kann Herr Masche feststellen, dass auch die Buddler und Wühler nicht ganz unproduktiv arbeiten. Sie finden nämlich eine völlig verdreckte Linotype-Setzmaschine, die mitzunehmen die Russen nicht für wert gehalten haben; unter normalen Umständen hätte man sie längst auf den Schrotthaufen geworfen. Die Buddler finden Einzelteile, sie finden ein ganzes Lager von allen möglichen Ersatzteilen für Linotype-Maschinen. Wären sie nicht alte Schwartzköpffe, die sich mit all diesen tausend Einzelteilen auskennen, die die Abmessungen im Kopf haben, so könnten sie wenig mit diesen Ersatzteilen anfangen. So bringen sie die Linotype-Maschine wieder in Ordnung.
Fast alle Berliner Zeitungssetzereien sind in den letzten Kriegsjahren zerbombt worden. Die Setzmaschinen, die noch in Ordnung waren, haben die Russen entweder in die Sowjetunion geschickt oder, bevor die westlichen Alliierten kamen, in den Ostsektor der Stadt Berlin geschafft. Denn sie brauchen Setzmaschinen, um die kommunistischen Zeitungen herauszubringen, mit deren Hilfe sie die Berliner Bevölkerung umzuerziehen gedenken.
Grund genug für die Alliierten, im Westen der Stadt Zeitungen herauszubringen, die für den demokratischen Gedanken werben. Männer, die während des Tausendjährigen Reiches in den Konzentrationslagern sassen oder zum Schweigen verurteilt waren, erhalten Lizenzen. Sie finden Redakteure und Mitarbeiter. Die wenigen Druckpressen, die noch in West-Berlin sind, werden in das Ullstein-Druckhaus nach Tempelhof gebracht. Sie reichen knapp aus. Die vorhandenen Linotype-Maschinen reichen keineswegs aus. Im Ullstein-Druckhaus in Tempelhof, wo sämtliche im amerikanischen Sektor lizenzierten Zeitungen gedruckt werden, gibt es nur sechs Linotype-Maschinen, viel zuwenig, um die kommunistische Presse wirkungsvoll zu bekämpfen.
Da spricht es sich herum: die Schwartzköpffe haben eine Linotype-Maschine aus den Trümmern gebuddelt! Innerhalb von wenigen Stunden sind ein Dutzend Verleger und Herausgeber westlicher Zeitungen bei Schwartzköpff.
In der Zwischenzeit haben sich noch andere Setzmaschinen unter dem Schutt gefunden, halbfertige Setzmaschinen, die von den kundigen Schwartzköpffen fertiggestellt werden. Sie alle werden der Firma aus der Hand gerissen, kaum dass der Farbanstrich trocken geworden ist.

Herr Karl Masche lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und reibt seine schmerzenden kurzsichtigen Augen. Die 80'000 Reichsmark, die er so lange mit sich herumgeschleppt hat, sind also nicht ganz sinnlos ausgegeben worden.

Der Erfolg.spornt an. Die Schwartzkopff e buddeln weiter. Sie sind eben Dickköpfe, Starrköpfe. Sie finden Schraubstöcke, Feilen, Werkzeuge, sie finden die Reste einer automatischen Owens Flaschenblasmaschine, wie sie seit 1908 von Schwartzkopff produziert wird, die, gesäubert und ergänzt, sofort verkauft werden kann. Denn auch Flaschen sind ja um diese Zeit rar.
Die Sch wart zköpffe entdecken unter den riesigen Schuttbergen Drehbänke, Bohrmaschinen, Hobelmaschinen, die die Russen nicht gefunden haben, und die noch zu reparieren sind. Man kann die fehlenden Gussteile, die man zur Komplettierung für irgendwelche Maschinen braucht, wieder abgiessen, man kann sie maschinell drehen, bohren, hobeln. Man kann sie wieder anstreichen, sie sehen fast wie neu aus.
Auf dem Werkgelände steht noch eine leere Halle, viel weniger zerstört als die anderen Gebäude. Man findet Glas für die Fenster, man bessert das Dach aus. Nach und nach ziehen achtundzwanzig auf gearbeitete Werkzeugmaschinen dort ein; die Betondecken halten die Belastung aus. In den Keller kommt die Montage, dort werden die Setzmaschinen zusammengebaut.
Die Belegschaft wächst. Der Umsatz steigt. Ende 1946 arbeiten schon wieder fünfhundert Mann bei Schwartzkopff. Jetzt baut und verkauft man hauptsächlich Setzmaschinen, vorläufig zwei Stück pro Monat. Weitere Flaschenblasmaschinen werden komplettiert, Glaskolbenblasmaschinen zur Herstellung von Glühlampen gebaut.

Aber 1948 ist man noch weit von dem Zustand entfernt, den man als normal und friedensmässig ansehen könnte. Es wird schon wieder Geld verdient – aber es wird noch sehr bescheiden verdient.

Es fehlt eben überall an Material, es ist noch alles behördlich bewirtschaftet. Vieles kann nur auf dem Wege des Tausches, der sogenannten ‚Kompensation', beschafft werden. Es wird alles getauscht: rohe Bronzestangen gegen Dachpappe, Gussbruch gegen Schreibmaschinenpapier, Blei, das die Setzmaschine zu gegossenen Zeilen verarbeitet, gegen Gewindebohrer.
Behörden können, wenn sie sehr genau sind, dergleichen auch Schwarzmarktgeschäfte nennen. Die Französische Militärregierung nennt es so. Und das ist der Grund, warum Willi Schubert auf der Bildfläche erscheint.

Willi Schubert – von dessen Existenz um diese Zeit noch niemand bei Schwartzkopff etwas ahnt –, ein Mann Mitte Fünfzig, mittelgross, aber sehr breitschultrig, daher untersetzt wirkend, mit blauen Augen, gräbt um diese Zeit auch. Er buddelt allerdings

nicht in seiner Fabrik, sondern in seinem Garten, er jätet Unkraut, er repariert den Hühnerstall, deckt das beschädigte Dach seiner Villa in Frohnau.
Was seine Fabrik angeht, die «Feinmaschinenbau Willi Schubert' in Reinickendorf – da ist nichts mehr auszugraben; da ist alles von den Russen abgeholt worden. Ihn selbst haben sie auch abholen wollen, denn als Fabrikbesitzer ist er «Kapitalist».
Darum hat er sein Fabrikgelände gar nicht mehr betreten. Warum soll er sich auch einsperren lassen? Er ist sich keiner Schuld bewusst. Er hat nach dem ersten Weltkrieg Fahrkarten-Druckapparate gebaut, hat U-Bahn- und Eisenbahngesellschaften beliefert, hat schliesslich zweihundert Arbeiter in Reinickendorf beschäftigt. Jetzt besitzt er nur noch seine Villa, die nicht wie der Palast eines Kapitalisten wirkt.
Trotzdem geht wohl kaum ein Tag vorbei, ohne dass nicht irgend jemand bei ihm erscheint und nicht irgendetwas bei ihm beschlagnahmen will. Eines Tages erscheint auch ein französischer Offizier – und will nichts beschlagnahmen, sondern fragt nur sehr höflich, ob Willi Schubert ihm sein Segelboot verkaufen würde, das draussen an der Einfahrt zum Tegeler See vor Anker liegt, ein schönes hochseetüchtiges Boot.
Man einigt sich auf einen Betrag in Reichsmark, der Willi Schubert und seiner Familie den Lebensunterhalt für die nächsten Jahre sichert. Der französische Offizier ist nicht kleinlich, er zahlt auch pünktlich.
Schon ein paar Tage später erhält Schubert die schriftliche Weisung des neu eingerichteten Arbeitsamtes, sich im nahegelegenen Mörtelwerk zur Arbeit zu melden. Offenbar will man den «Kapitalisten» ein bisschen schikanieren, denn dass er in seinem Alter keine schwere körperliche Arbeit leisten kann, ist klar. Trotzdem wird ihm angedroht, dass man ihm im Weigerungsfälle die Lebensmittelkarten entziehen würde.
Er geht zur Französischen Militärregierung und findet den Offizier, der sein Boot gekauft hat. Er setzt ihm auseinander, dass er kein Kriegsverbrecher sei, dass er keine Rolle in der Partei gespielt hat, dass er glaubt, nützlichere Arbeit tun zu können. «Nützlichere Arbeit?» Der Offizier will mehr wissen.
«Nun ja, ich habe einmal eine Fabrik gehabt... ich beschäftige mich mit technischen Problemen. ..»
Der Franzose erklärt sich bereit, Schubert zu helfen und teilt dem Arbeitsamt offiziell mit, dass der zum Arbeitseinsatz angeforderte Schubert, Willi, bei der Französischen Militärregierung beschäftigt sei.

Schubert kann wieder nach Hause gehen, behält seine Lebens-

mittelkarte, baut aber – er ist ein vorsichtiger Mann – in seinem Garten weiterhin Kohl und Kartoffeln an, denn, wie er zu seiner Frau sagt: «Man kann nie wissen. . .»
Es bleibt ihm viel Zeit. Und da er nun nicht mehr segeln kann, tut er in seiner Freizeit das, was er sein Leben lang getan hat: er konstruiert, er zeichnet. Er findet irgendwo ein Stück Packpapier und versucht ein technisches Problem seiner Lösung näher zu bringen, ohne Reissbrett, ohne Lineal, ohne Hilfsmittel – es sei denn, dass man seinen Kopf als Hilfsmittel ansieht. Das Stück Packpapier hebt er in seiner Brieftasche auf, verschliesst es in seinem Schreibtisch oder versteckt es im Wäscheschrank. Vielleicht wird er später einmal ein Patent anmelden . ..
Noch ahnt er nichts davon, dass seine Beziehung zu dem französischen Offizier bald die entscheidende Wendung in seinem Leben bringen wird. Ja, er hat den Franzosen ganz vergessen, als dieser Anfang April 1948, also mehr als zwei Jahre nach der ersten Begegnung, in seinem kleinen Haus erscheint.
«Sie waren also einmal Fabrikbesitzer, mein Lieber?»
«Es ist schon lange her.»
«Sie verstehen immerhin einen Betrieb zu leiten, Sie verstehen Ordnung zu schaffen! Sie sind ausserdem Ingenieur?»
Willi Schubert wartet.
«Kommen Sie mit. Sie werden als Treuhänder bei Schwartzkopff eingesetzt.»
Was ist geschehen? Warum braucht Schwartzkopff einen Treuhänder? Es muss doch Direktoren geben! Es muss doch Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder geben.
Es gibt keine Direktoren und keine Aufsichtsratsmitglieder. Ein Direktor hat sich das Leben genommen, andere wurden von den Russen verhaftet und ins KZ gesteckt. Andere waren nach Westdeutschland geflohen und waren nicht zu bewegen, nach Berlin zurückzukehren. Sie fürchten, dass auch sie von den Russen'verhaftet werden würden.
übriggeblieben war eigentlich nur der ehemalige Direktionsbuchhalter und Prokurist Karl Masche.
Vor Kurzem hatte es nun irgendwelche Unregelmässigkeiten gegeben – welcher Art diese Unregelmässigkeiten waren, konnte Willi Schubert allerdings nicht erfahren. Vermutlich nahm die Militärregierung Anstoss an gewissen Kompensationsgeschäften, die Masche getätigt hatte, um den Betrieb auf recht zuerhalten.
Wie dem auch sei: die Franzosen wollten plötzlich von Masche nichts mehr wissen und setzten Schubert als Treuhänder ein. Er war bereit, das Amt anzunehmen – aber nicht ohne Masche. Schliesslich war Willi Schubert reiner Techniker, kein Kaufmann.

Ausserdem brauchte er einen Mann, der Bescheid darüber wusste, was sich bei der Firma Schwartzkopff vor dem Krieg und während des Krieges ereignet hatte. Die Franzosen sahen das ein. Herr Masche durfte bleiben.
Schubert und Masche trafen sich zu einer ersten Konferenz im Pförtnerhaus. Schubert sah sich betreten um. Der Putz bröckelte von den Wänden, die Büroeinrichtung bestand aus einem Schreibtisch und einem uralten Kassenschrank, die Stühle wackelten, wenn man sie nur ansah. Bevor er sich mit Masche hinsetzte, hatte ihn dieser durch die notdürftig reparierte Halle geführt, hatte ihm gezeigt, was da war: die Setzmaschinen, die im Keller montiert wurden, die Werkzeugmaschinen im ersten Stock.
Willi Schubert war enttäuscht. «Das ist alles?» fragte er. Unter Schwartzkopff hatte er sich etwas anderes vorgestellt: Lokomotiven, Kompressoren, Kolbenpumpen. Jetzt musste er hören, dass die Lokomotivenfabrik Wildau längst von den Russen enteignet war. Wo sollte Schwartzkopff Lokomotiven oder grosse Maschinen bauen? Torpedos – ein grosses Geschäft vor dem Krieg und während des Krieges – konnten logischerweise nicht mehr gebaut werden. Die grossen Kompressoren, die die chemischen Werke und die Bergwerke benötigten, konnten ebenfalls nicht mehr gebaut werden. Selbst wenn man sie hätte bauen können: wer war in der Lage, grosse Kompressoren zu kaufen? Übrigens gab es gerade auf diesem Gebiet schwerste Konkurrenz. Die Firma Borsig zum Beispiel war auf Kompressoren spezialisiert.
Dies alles ging Willi Schubert durch den Kopf, und er sah nicht recht, wie die Firma Schwartzkopff in ihrer alten Grösse wieder auf gebaut werden konnte. Herr Masche litt unter solchen Zweifeln und Depressionen nicht. Er war stolz auf das Erreichte, auf die paar mittleren Werkzeugmaschinen, die wieder standen, auf die Reparatur der Linotype-Setzmaschinen und die Herstellung der Flaschenblasmaschinen, die sich wieder zu einem guten Geschäft entwickelten.
«Und Ihre Giesserei?» fragte Willi Schubert jetzt. «Was machen Sie damit? Nur Lohnguss für andere Kunden? Zu achtzig Pfennig das Kilo?»
Karl Masche nickte und ärgerte sich über den neuen Mann, der so tat, als sei das alles nichts, und der jetzt erklärte: «Bessere Preise liessen sich erzielen, wenn man für die eigene Produktion gösse!»

Als ob Herr Masche das nicht wüsste. Als ob er nicht wüsste, dass die mechanische Werkstatt noch recht bescheiden war, dass die Werkzeugmaschinen zu alt waren, dass es an allen Ecken und Enden haperte. Aber die Knappheit an Material und Rohstoffen war

ja so gross, dass man die meisten Aufträge nicht einmal annehmen konnte, wenn die Kunden nicht bereit waren, sich mit der Lieferung auf unbestimmte Zeit vertrösten zu lassen.
«Sie hätten mal hier sein sollen, als wir anfingen!» erklärte Herr Masche schliesslich gereizt.
Willi Schubert lenkte ein. Natürlich war viel geleistet worden, das gab er zu, er sei der letzte, das zu verkennen, aber: «Wir müssen mehr Geld verdienen! Sonst wird Schwartzkopff mit dem Wiederaufbau nie fertig.»
Schon sprach er von Schwartzkopff als ‚wir'.
«An dem Lohnguss ist nichts zu verdienen. Den machen bald auch genügend andere Giessereien in Berlin. Wir müssen grosse, schwere Gussstücke giessen! Grosse Gehäuse! Wir haben hier doch noch bei Schwartzkopff das gute, alte Verfahren der Lehmformerei für schwere Gussstücke. In Berlin kennt das kein Mensch mehr ausser bei Schwartzkopff, in Westdeutschland kennen es nur ein paar Firmen. Das ist unsere Chance!»
Und Willi Schubert stürzte sich in die Arbeit. Er sagte sich mit nüchterner Logik; wo der Krieg am schlimmsten gewütet hat, werden am meisten Reparaturen nötig sein. Also setzte er sich mit den betreffenden Städten in Verbindung. Und in der Tat, da waren überall Pumpen und Kompressoren, in jedem Wasserwerk, in den Gaswerken, in allen Abwässeranlagen. Er erklärte sich bereit, die Reparaturen zu übernehmen.
In der Giesserei von Schwartzkopff ging es jetzt erst richtig los. Grosse Gussstücke, Maschinenfundamente, Pumpen- und Turbinengehäuse wurden in Lehm eingeformt, dann abgegossen.
Und wo sollten diese schweren Brocken mechanisch bearbeitet werden? fragte sich Herr Masche, fragten sich alle bei Schwartzkopff.
Willi Schubert wusste schon die Antwort. Er liess die grossen Gussstücke, wenn sie erkaltet waren, in die Borsig-Werke schaffen, wo sie auf den grossen Langhobelmaschinen und den riesigen Karusselldrehbänken bearbeitet wurden.
«Wer soll denn bloss die Unkosten bezahlen?» fragte Karl Masche entsetzt.
«Die Kundschaft!» entgegnete Willi Schubert. «Die ist uns dankbar, wenn sie uns die Unkosten bezahlen darf. Denn die Kundschaft hat lieber einen neuwertigen Kompressor, eine neuwertige Kolbenpumpe in Betrieb, als fünfzig Tonnen Gussbruch herumliegen!»

Er hatte recht. Schubert hatte den rechten Begriff von dem ungeheuren Reparatur- und Nachholbedarf, er wusste: wer schwere Maschinen reparieren kann, bekommt jeden Preis dafür. Er war

auch nicht schüchtern, wenn es darum ging, Preise zu verlangen, Und Herr Masche durfte halb ärgerlich, halb bewundernd feststellen: es wird wieder Geld verdient, richtiges Geld. Und dafür konnte Willi Schubert einkaufen: Werkzeugmaschinen, Steine, Zement, Eisenträger, Moniereisen, Profileisen, Bauholz, Fensterglas, Dachziegel, Heizungsrohre, Elektromaterial, Schalter, Elektromotoren.
Das Werk Scheringstrasse wurde von Grund auf wieder aufgebaut. Bald war das untere Stockwerk verglast, bald wurden Heizrohre gelegt, Werkzeugmaschinen aufgestellt, die Fundamente vergossen. Elektriker kamen, verlegten elektrische Leitungen, schlossen die Werkzeugmaschinen an die Stromversorgung an. Man konnte das erste Stockwerk beziehen.
Da begann die Blockade Berlins.

Es kommen keine Züge mehr durch, es kommen keine Lastwagen mehr durch, Nahrungsmittel werden knapp, Kohlen werden knapp. Das Schlimmste: die Russen sperren den Westberlinern den Strom ab. Das können sie, denn die grossen Kraftwerke liegen alle auf sowjetischem Gebiet. Die Amerikaner müssen Kohle nach Berlin einfliegen, um wenigstens den notwendigen Strom zu erzeugen. Aber der Strom langt keineswegs zur Aufrechterhaltung der Industrie. Viele tausend grosse und kleine Werke müssen schliessen. Die Glücklichen, die Stromzuteilungen erhalten, können damit allenfalls ein oder zwei Stunden am Tag arbeiten.
Schwartzkopff beschäftigt siebenhundert Arbeiter und Angestellte. Die Firma darf eintausend Kilowattstunden pro Monat verbrauchen, etwa so viel Strom wie sieben Zwei-Personen-Haushalte in normalen Zeiten verbrauchen. Willi Schubert wird bei den Franzosen vorstellig. Die können ihm nicht helfen. Er fährt zum West-Magistrat, er fährt zur westlichen Elektrizitätsgesellschaft BEWAG, er fährt zur östlichen Elektrizitätsgesellschaft, aber er begreift bald: nur die Russen können ihm helfen. Er begibt sich also nach Karlshorst und steht endlich, nach stundenlangem Warten, dem sowjetischen Wirtschaftsoffizier gegenüber.
«Ich brauche Strom!» eröffnet Willi Schubert ein wenig unzeremoniell das Gespräch. Der Russe scheint nicht im Geringsten interessiert. Aber als Schubert ausführt, er brauche den Strom für die Reparaturen von Pumpen und Kompressoren, die den sowjetischen Aktiengesellschaften und anderen Industriewerken der Ostzone gehören, wird er aufmerksamer.
«Wenn ich keinen Strom bekomme, stehen meine Werkzeugmaschinen still!» beendet Schubert seine Ausführungen.
«Dann werden wir selbst reparieren!»

«Das können Sie nicht! Es handelt sich um Schwartzköpff-Pumpen. Die können nur wir reparieren.»
Als der Offizier beeindruckt scheint, stösst Schubert nach: «Lange können Sie sowieso nicht mehr warten, sonst fallen Ihnen Ihre Reservepumpen auch noch aus. Dann ersticken Sie in Ihren Abwässern!»
Der Offizier gehört zu jenen Russen, denen es nicht völlig gleichgültig ist, wie es in den Gebieten aussieht, die von ihnen verwaltet werden. «Gutt», erklärt er schliesslich. «Wieviel Strom brauchen Sie?»
«Fünfundsiebzigtausend Kilowattstunden!»
«Pro Jahr?»
«Pro Monat!»
«Für einen Monat!»
«Jeden Monat, solange die Blockade anhält.»
Der Russe runzelt die Stirn. «Blockade? Technische Störungen, mein Lieber. Technische Störungen! .. .»
Willi Schubert bekommt seine fünfundsiebzigtausend Kilowattstunden. Die Umleitung des Stromes ist nicht schwierig, denn die Scheringstrasse liegt dicht an der Grenze des sowjetischen Sektors. Es muss nur ‚richtig' geschaltet werden.
Es wird richtig geschaltet.
Ein paar Wochen später fragt der französische Offizier, der seinerzeit Willi Schuberts Segelboot kaufte und ihn als Treuhänder zu Schwartzköpff holte: «Es ist uns bei der Militärregierung auf gefallen, dass bei Schwartzköpff Tag und Nacht gearbeitet wird, und dass trotz Blockade und gedrosseltem Stromverbrauch immer genug Licht und Strom da ist. ..»
«Wir haben so viele Aufträge . . .», sagt Willi Schubert.
«Man muss Sie beglückwünschen», sagt der Offizier. «Sie haben nicht nur Aufträge, sondern auch den nötigen elektrischen Strom.»
Und ganz nebenbei kommt die Frage: «Wo bekommen Sie den eigentlich her?»
«Den Strom mache ich mir allein!» antwortet Willi Schubert.
«Ihre Erklärung genügt mir vollkommen, Herr Schubert», beendet der Franzose, der sehr wohl weiss, dass diese Erklärung keine ist, das Gespräch. «Ich bewundere Ihr Geschick.»
Die zuständigen Franzosen, Amerikaner und Briten sind sich natürlich im Klaren darüber, woher Schuberts Strom kommt, aber sie ziehen es vor, offiziell nichts zu wissen.

Die Berliner Blockade ist vorüber. Die Belegschaft bei Schwartzkopff ist auf eintausendeinhundert Mann angestiegen.
Im Sommer 1949 erscheint der amerikanische Präsident der Lino-

type-Maschinen-Fabrik, ein Mr. Reed, in Berlin und besieht sich, was von dem Schwartzkopff-Werk noch oder schon wieder steht. Die Herren Schubert und Masche sind mit Recht stolz auf das Erreichte. Mr. Reed ist entsetzt. Er bezeichnet die Fabrik als «Schrotthaufen» und erklärt, dass er keinen Cent für sie geben würde. Das liesse sich tragen, denn niemand beabsichtigt, die Firma Schwartzkopff an Mr. Reed zu verkaufen. Bedenklicher schon ist, dass Mr. Reed den Vertrag nicht erneuern will, der Schwartzkopff das alleinige Recht gibt, Linotype-Maschinen in Europa herzustellen. Er sagt, vielleicht nicht zu Unrecht, dass der Vertrag unter anderen, wesentlich anderen Voraussetzungen geschlossen worden sei. Aber er hat nicht mit Willi Schubert gerechnet.

«Wir haben einen Vertrag», erklärt er, «und wir werden Linotype-Maschinen bauen, ob es Ihnen passt oder nicht, Mr. Reed!» Ende 1949 hat Schubert die Produktion soweit gesteigert, dass er zwanzig Maschinen pro Monat herstellen kann. Im Jahre 1950 sind es schon vierzig Maschinen pro Monat. Als Mr. Reed nach einem Jahr wiederkommt, ist er sichtlich beeindruckt, nicht zuletzt von den neuen schweren Werkzeugmaschinen, die Willi Schubert in der Zwischenzeit hat anschaffen können. Mr. Reed spricht nicht mehr von «Schrotthaufen», er macht Schubert sogar ein Angebot, mit ihm nach Amerika zu gehen.

Dies Angebot muss freilich abgelehnt werden, denn inzwischen ist die Treuhänderschaft über Schwartzkopff aufgehoben worden, und Willi Schubert und Karl Masche sind durch den Aufsichtsrat zu Vorstandsmitgliedern bestellt worden.

Und dann kommt Willi Schuberts grosser Coup. Die Geschäfte gehen so gut, dass Willi Schubert der Maschinenfabrik Borsig eine Maschinenhalle zu 1'000 D-Mark pro Tag abmieten kann, um die schweren Gussstücke dort bearbeiten zu lassen, für die die Werkzeugmaschinen bei Schwartzkopff noch nicht ausreichen – und dass er trotz dieser ausserordentlichen Belastung noch ein grossartiges Geschäft macht.

Aber es wird Willi Schubert immer klarer, dass nur die äusserste Ausnutzung der Möglichkeiten der Giesserei die Chance bietet, das Werk in seiner Ganzheit wieder aufzubauen und, was entscheidender ist, ihm seine frühere Weltgeltung wieder zu verschaffen. Er hat knapp ein Jahr gebraucht, um zu begreifen, dass schwere Gussstücke, die zur Reparatur grosser Kolbenpumpen und Kompensatoren gebraucht werden, die Möglichkeiten der Giesserei bei Weitem nicht ausnutzen. Mit solchen Lohnarbeiten kann man Lücken ausfüllen, Arbeiter beschäftigen, die sonst nichts zu tun hätten, aber nicht eine Firma wieder hochbringen. Willi Schubert

hat ausgerechnet: Verkaufe ich die fünf Tonnen Gusseisen, die der Inhalt eines Kupolofens bei einer einzigen Füllung hergibt, an die Kundschaft als rohen unbearbeiteten Guss, so bekomme ich rund gerechnet 4'000 bis 5'000 D-Mark dafür. Maschinell bearbeiteter Guss dagegen bringt mindestens 5 bis 10 D-Mark das Kilo, in Sonderfällen sogar bis zu 20 D-Mark; also schafft mir jede Füllung eines Kupolofens mindestens 25'000 D-Mark Umsatz, wenn ich den Guss bearbeitet verkaufe.
Eine primitive, aber durchaus richtige Rechnung. Eine Rechnung, die jeder Giessermeister einmal angestellt hat, freilich meist, ohne weiter gegangen zu sein. Denn die Bearbeitung des Gusses – das ist ja gerade die Schwierigkeit! Nun, Willi Schubert ist kein Giessermeister, er ist Konstrukteur, und er kann rechnen.
Er sieht folgende Lösung: Schwartzkopff wird hochwertige Maschinen mit grossem Gussgewicht herausbringen, also sehr schwere Maschinen, und zwar mit hoher Präzision und hoher Leistung. Leistung wird überall bezahlt, Präzision macht sich immer bezahlt, und dass man hohes Gewicht bezahlt, ist schliesslich selbstverständlich. Hohes Gewicht aber bedeutet für Schwartzkopff: volle Ausnutzung der Giesserei. Das ist also kein Problem. Die Giesser und Former werden es schon schaffen! Davon ist Willi Schubert überzeugt.

Aber wie steht es mit der Präzision? Um die zu schaffen, bedarf es erstklassiger Konstrukteure, bedarf es der besten Facharbeiter. Facharbeiter sind noch da, allerdings lange nicht genug, aber erstklassige Konstrukteure sind gar nicht mehr da. Selbst wenn sie da wären – wie lange würde es dauern, bis sie eine Entwicklungsarbeit durchgeführt hätten? Ein Jahr? Mehrere Jahre? Willi Schubert hat keine Zeit. Er muss schneller schaffen.
Eine weitere Schwierigkeit: Schwartzkopff hat bisher nie Werkzeugmaschinen gebaut, hat also auf diesem Gebiet keinen Namen. Infolgedessen müsste man mit einer Firma zusammenarbeiten, die auf dem Gebiet der Werkzeugmaschinen einen Namen hat. Willi Schubert hat Verhandlungen in dieser Richtung schon seit einiger Zeit geführt, und nun bringt er sie zum Abschluss. Er übernimmt die Herstellung der schweren Zahnrad-Abwälzfräsmaschinen, die bis Kriegsende bei Hermann Pfauter in Chemnitz gebaut wurden. Pfauter ist in der Ostzone längst enteignet. Die verantwortlichen Männer sind nach Westdeutschland geflüchtet.
Herr Masche ist mit alledem durchaus nicht einverstanden. Er ist entsetzt, als er hört, dass neue Konstrukteure und Ingenieure eingestellt werden sollen, um Werkzeugmaschinen zu bauen, und noch dazu die kompliziertesten Werkzeugmaschinen. Er ist der Überzeugung, dass die Firma weder Konstrukteure noch Ingenieure

braucht – sondern nur Schlosser. Über das Pfauter-Projekt sagt er: «Das kostet uns Kopf und Kragen!»
Willi Schubert verkennt nicht die Schwierigkeiten, eine völlig neue Art von Maschinen herzustellen. Aber für die Wildauer Lokomotiven muss Ersatz geschaffen werden. Denn so wie das Unternehmen nach der Blockade dasteht, kann es auf die Dauer nicht weitergeführt werden. Die Firma kann nur krisenfest werden, wenn sich ihre Basis verbreitert. Schubert antwortet Masche also: «Schwartzkopff wird sich eben umstellen müssen.»
Schwartzkopff stellt sich um. Schwartzkopff baut die Zahnrad-Abwälzfräsmaschine von Pfauter.
Willi Schubert engagiert neue Konstrukteure und koppelt ihre Arbeit geschickt mit der bewährter Schwartzkopff-Konstrukteure. Probleme der Konstruktion? Das bedeutet für ihn, ein paar Nächte schlaflos zu liegen, dann plötzlich irgendwo ein Stück Papier zu ergreifen und ohne Reissbrett, ohne Lineal, ohne irgendwelche Hilfsmittel etwas aufzuzeichnen, um das jeweilige Problem seiner Lösung näherzubringen.
Er sagt: «Wenn ich mir eine unserer Setzmaschinen oder Flaschenblasmaschinen ansehe, kann mir niemand weismachen, dass wir nicht auch Textilmaschinen bauen könnten!»
Aber es erstaunt ihn immer wieder, dass tüchtige Konstrukteure an bewegungstechnischen Problemen herumarbeiten, für die auf anderen Fachgebieten eine Lösung schon längst gefunden ist, – und nicht weiterkommen; oder dass die Konstrukteure, die ausgezeichnet mit Metallen umzugehen verstehen, völlig ratlos werden, wenn sie mit Wolle oderSeide zu tun haben. Kurz, dass keiner, wie er es ausdrückt, «mal so richtig über'n Zaun in Nachbars Garten geschielt hat... Alle haben sich selbst Scheuklappen angelegt!»
Es ist nicht ganz einfach, ‚über'n Zaun in Nachbars Garten zu schielen . . .' Oder das Schielen mag einfach sein, aber die Konsequenzen zu ziehen, ist schwierig, besonders für den Leiter einer Maschinenfabrik. Denn die Umstellung, die neue Produktion kostet Hunderttausende, wenn nicht Millionen.
Da ist ein Mann im Berliner Magistrat, der die kühne Idee hat, die sächsische Textil-Industrie nach Berlin zu verpflanzen. Er will die in den ersten Nachkriegsjahren mit dem Wegräumen von Trümmern beschäftigten Frauen in der neuen Berliner Textil-Industrie unterbringen. Schwartzkopff soll Textil-Ausrüstungs-Maschinen bauen. Konferenzen finden im Rathaus statt. Schubert ist misstrauisch. Er glaubt nicht so recht daran, dass in Berlin eine Textilindustrie entstehen wird. Wenn es nicht glückt – dann ist das Geld, das er in die Entwicklung der Textil-Ausrüstungs-Maschinen gesteckt hat, verloren.

Er verlangt zehn Millionen Kredit. Die Herren des Magistrats zucken mit keiner Wimper. Zehn Millionen? Nichts einfacher als das! Schwartzkopff wird sie natürlich erhalten.
Schwartzkopff erhält die zehn Millionen nicht. Die Entwicklung der Textil-Ausrüstungs-Maschinen, insbesondere des Krempelwolfs zum Auf lockern, Mischen und Reinigen von Wolle, Baumwolle und Zellwolle und des doppelten Webstuhls, müssen später aus ERP-Geldern bezahlt werden.
Dann wird eine Maschine zum Veredeln von Schokolade entwickelt, eine sogenannte ‚Schokoladen-Conche', wie sie in Schokoladen-Fabriken gebraucht wird. Eine gute Maschine, aber – der Umsatz lässt zu wünschen übrig. Schwartzkopff verfügt nicht über eine Verkaufsorganisation, die eine solche Maschine vertreiben könnte. Das gleiche gilt für die Maschinen zum Zerkleinern von grösseren Fleischstücken, sogenannte ‚Fleischwölfe'. Es stellt sich heraus, dass es für solche Maschinen keine Grossabnehmer gibt, und dass man sie einzeln an Fleischer oder Restaurants verkaufen muss; das bedeutet einen Umsatz von drei oder sechs Stück pro Monat. Für Schwartzkopff würde sich das Geschäft erst lohnen, wenn eine Serie von fünfzig Stück pro Monat hergestellt werden könnte.
Für die schlimmste Panne jener Zeit ist Herr Masche verantwortlich, der jedes Geschäft mitnehmen will. Herr Masche repariert Kompressoren für die grossen chemischen Werke der Ostzone. Es handelt sich nicht gerade um verbotene Geschäfte, aber es handelt sich um Geschäfte, die den Amerikanern und Briten keinesfalls genehm sind. Denn, wenn auch die Blockade aufgehoben worden ist – der kalte Krieg geht weiter, verschärft sich von Tag zu Tag. Als die Amerikaner von den Ost-Geschäften der Firma Schwartzkopff erfahren, ziehen sie ihre eigenen Aufträge zurück, sperren Kredite und Materiallieferungen. Es sieht so aus, als würde Schwartzkopff schliessen müssen. Willi Schubert eilt nach Bonn, verhandelt mit den Besatzungsbehörden. Man einigt sich. Es geht weiter. Es geht vorwärts.

Das alles ist erst ein paar Jahre her und scheint doch schon so lange her zu sein. Wenn man jetzt in das Werk I von Schwartzkopff in der Scheringstrasse kommt, sieht man nichts mehr von Trümmern, Schutt oder Ruinen. Man sieht ein wuchtiges, langgestrecktes dreistöckiges Fabrikgebäude mit vielen hundert mittelgrossen Werkzeugmaschinen. Der Setzmaschinenbau, das erste Geschäft der Firma nach dem Zusammenbruch, braucht heute ein Stockwerk für sich allein. Und obwohl nicht mehr wie 1945 zwei Setzmaschinen pro Monat aufgearbeitet, sondern fünfzig fabrik-

neue Setzmaschinen pro Monat herausgebracht werden, spielt das innerhalb des gesamten Werkstättenkomplexes von Schwartzkopff kaum noch eine Rolle.
Der Mietvertrag mit Borsig ist längst gelöst. Heute stehen die schweren, überschweren Werkzeugmaschinen, die man für das Fabrikationsprogramm braucht, in einer riesigen Halle, die sich an das dreistöckige Hauptgebäude anschliesst. Die Giesserei mit ihren vier Fünfzig-Tonnen-Kranen läuft auf vollen Touren.
Als Ersatz für das Werk II in Wildau in der Ostzone, heute von den kommunistischen Machthabern ‚VEB Heinrich Rau' genannt, hat Schwartzkopff sich noch ein Werk III in Berlin-Reinickendorf und das Werk IV, eine fünfunddreissig Meter breite und einhundertfünfzig Meter lange Montagehalle in Berlin-Borsigwalde, angegliedert.
Schon lange arbeitete der einstmalige Prokurist und spätere kaufmännische Direktor Karl Masche nicht mehr im Pförtnerhaus, sondern in seinem soliden Direktionsbüro im Hauptgebäude. Eines Tages musste er sich infolge seiner zunehmenden Kurzsichtigkeit einer Staroperation unterziehen, von der er sich nicht mehr erholte. Als er starb, hatte er der Firma – in des Wortes tiefster Bedeutung ‚seiner' Firma – siebenundvierzig Jahre treu gedient.
Ein paar Monate früher schon war der technische Direktor Willi Schubert ausgeschieden. Es hatte bis zuletzt Streitigkeiten mit Herrn Masche gegeben, der immer wieder die Hände über dem Kopf zusammenschlug – in Wirklichkeit oder im Geiste – über das viele Geld, das Schuberts Planungen kosteten, obwohl sie das Geld immer wieder hereinbrachten und viel mehr.
Schubert stand gerade vor dem Abschluss eines grossen Vertrages mit der Konstruktionsfirma C. W. Berthier in Paris, die an Schwartzkopff die Lizenz für den Bau grosser Bohrwerke vergeben wollte. Das wäre ein grosses Geschäft geworden, denn die Berthier-Maschinen wurden in Turbinen-Fabriken und Schiffswerften der ganzen Welt gebraucht.
Herr Masche sah nicht das Geschäft, er sah nur das Risiko. Er war überzeugt, dass das nicht gut gehen würde. Seine Überzeugung wurde von dem Aufsichtsrat geteilt, der aus Bankleuten bestand, die Herrn Masche mehr Vertrauen schenkten als dem Techniker Schubert. Einer der Herren des Aufsichtsrates sagte immer wieder zu Schubert: «Bauen Sie doch Lokomotiven!» Er wollte oder konnte nicht einsehen, dass man Lokomotiven nicht bauen konnte, wenn man keine Lokomotivenfabrik besass.
So schied Willi Schubert schliesslich aus der Firma aus und zog sich wieder in seine Villa in Frohnau zurück. Er überliess der Firma Schwartzkopff den Bau seiner Koordinaten-Maschine, die er ent-

wickelt hatte, eine automatische Bohrmaschine, die auf der Technischen Messe in Hannover 1952 grosses Aufsehen erregt hatte, und die in grossen Mengen bestellt wurde und noch bestellt wird. Er kümmert sich wieder um seinen Garten und um viele technische Probleme, die ihn nachts nicht schlafen lassen, bis er dann plötzlich aufspringt, nach einem Stück Papier greift und zu zeichnen beginnt: ohne Reissbrett, ohne Lineal, ohne Hilfsmittel, es sei denn, dass man seinen Kopf als Hilfsmittel ansieht. Insbesondere beschäftigt sich Willi Schubert mit den Problemen des hydraulischen Motors und der Fernsteuerung. Er hat bereits Patente angemeldet, die auf die Fernsteuerung von Geschützen, von Flugabwehr, von schwerer Artillerie und Schiffsartillerie Bezug haben, aber auch im Frieden Verwendung finden können.

Wenn man mit ihm über seine Jahre bei Schwartzkopff spricht und darüber, dass das Werk ihm doch eigentlich eine Menge verdanke, wehrt er ab. Was geschaffen wurde, sei nicht das Werk eines einzelnen, sondern das Werk von vielen, die an prominenter oder kaum sichtbarer Stelle mitgewirkt hätten. Er selbst habe gelegentlich fördernd oder bremsend eingegriffen, habe diese oder jene Anregung gegeben, vielleicht auch mal eine gute Idee gehabt.. . Nun, warum auch nicht?

Es kann sein, dass Willi Schubert lächelt, wenn er das sagt, es kann aber auch vorkommen, dass sein Gesicht sich plötzlich verdüstert. Denn wenn er an Schwartzkopff denkt, denkt er daran, wie er zu Schwartzkopff kam, und dann denkt er an den französischen Offizier, der ihm sein Segelboot abkaufte, das er jetzt schmerzlich vermisst.

«Viel zu billig habe ich es damals hergegeben», sagt Willi Schubert dann. «Ich hätte das Doppelte verlangen sollen.»

Sechsunddreissig Millionen nackte Beinchen

Hans Thierfelder und seine junge Frau Uschi packen zwei Handkoffer und nehmen den Personenzug von Auerbach im Erzgebirge nach Chemnitz. Er hat in seinem Büro angesagt, er würde morgen, allenfalls übermorgen zurückkehren. Sie hat ihrem Dienstmädchen die gleiche Auskunft gegeben. Es ist besser, vorsichtig zu sein, die Russen haben ihre Spione überall. Nur die Mutter Hans Thierfelders, Frau Rosel Peters, ist über die Absichten ihres Sohnes im Bilde. Aber sie schweigt wie das Grab.

Thierfelders halten sich in Chemnitz nur einige Stunden auf. Dann besteigen sie den D-Zug nach Berlin. Der D-Zug: ein paar alte verdreckte Wagen, die meisten ohne Fenster, ungeheizt, obwohl es noch recht kalt draussen ist; aber dieser Zug hat einen grossen Vorteil: er wird nicht kontrolliert. Und selbst wenn sowjetische Beamte durchkämen: im Frühjahr 1946 ist es noch nicht illegal, aus der Ostzone nach Berlin zu fahren.

Hans Thierfelder, gerade dreiunddreissig Jahre alt geworden, steht seit dem Tode seines Grossvaters 1940 der Firma ARWA vor. Er weiss seit Wochen, was er seit Monaten geargwöhnt und gefürchtet hat: dass an Wiederaufbau des Werkes Auerbach nicht zu denken ist. Es geht nicht nur ihm so. Der Krieg ist seit einem Jahr vorbei. Seit einem Jahr haben die Russen Sachsen besetzt, sitzen überall dort, wo Strümpfe hergestellt werden. Seither war die Fabrikation nur unter grossen Schwierigkeiten aufrechterhalten worden und,

verglichen mit früher, nur in kleinstem Massstabe. Aber selbst wenn sich früher oder später alles wieder normalisieren würde – er, Hans Thierfelder, hatte in Auerbach nichts mehr zu suchen. Zwar ist er noch pro forma das Oberhaupt der ARWA; aber er hat seine Informationen. Er weiss, dass Fritz Selbmann, der Kommunist, der Sachsens Wirtschaft vorsteht, bereits den Auftrag erteilt hat, Hans Thierfelder nach erfolgter Enteignung als Betriebsführer abzuberufen. Es mag noch ein paar Wochen oder gar Monate dauern, bis es so weit ist. Aber warum sollte er in Auerbach warten, bis es so weit ist?

Er kommt am Anhalter Bahnhof in Berlin an und fährt mit seiner Frau in die Hotelpension «Stephanie», Bleibtreustrasse Ecke Kurfürstendamm. Man hat ihm diese Hotelpension empfohlen, sie ist für das Berlin von 1946 ganz annehmbar, man kann in richtigen Betten schlafen, und es wird sogar ein wenig, allerdings nicht allzusehr geheizt. Auch brennt in jedem Raum eine elektrische Birne.

Der kleine recht agile junge Mann, der an jenem Abend im Frühjahr 1946 in Berlin ankommt und in der Hotelpension «Stephanie» absteigt, hätte allen Grund, mit Argwohn, ja mit Pessimismus in die Zukunft zu blicken. Er sieht auch recht schlecht aus und ist – wie könnte es bei der Ernährung im Osten anders sein? – ziemlich mager. Aber trotzdem spürt man, wenn man mit ihm spricht: er ist ein Optimist. Er lacht gern. Alles in seinem Gesicht kann lachen, seine Augen, sein Mund, sogar seine Nase. Man spürt auch: er ist sehr beweglich. Mag sein, dass er im Augenblick nicht sehr viel Geld hat, dass er geradezu verarmt genannt werden muss, wenn man bedenkt, dass er eben noch der Besitzer einer grossen gutgehenden Strumpffabrik war,- wenn man bedenkt, dass er vielleicht auf Jahre hinaus kein Geld verdienen wird; das Geld, das er mitgebracht hat, schwindet mit erschreckender Schnelligkeit. Trotzdem: er ist ein Mann, von dem man spürt, er wird es schaffen.

Warum ist Hans Thierfelder nach Berlin gekommen? Um sich umzusehen. Um Männer zu finden, mit denen er sich beraten kann. In Sachsen, umgeben von Spitzeln der Russen und Kommunisten, kann man schon gar nicht über das sprechen, was Thierfelder am Herzen liegt.

Was liegt ihm am Herzen? Seine Fabrik liegt ihm am Herzen, das ist doch ganz verständlich. Er will sie wiederhaben. Aber er weiss, so einfach wird das nicht sein. Die Russen werden aus Sachsen nicht abziehen. Also muss er seine Fabrik anderswo wieder aufbauen.

Wie beginnt man dergleichen im Frühjahr 1946, zu einer Zeit, da von einem Aufbau absolut nicht die Rede sein kann? Hans

Thierfelder schreibt Briefe. Er schreibt seinen Bekannten oder Geschäftsfreunden in Berlin oder in Westdeutschland, unterhält sich auch persönlich mit diesem oder jenem.
Die entscheidende Besprechung führt er mit einem Mann, der einige Zeit später recht überraschend in Berlin auf taucht. Sein Name: Robert Reiner. Sein Wohnsitz: New York, von wo er täglich durch den Holland-Tunnel unterhalb des Hudson nach Weehawken im Staate New Jersey fährt. Dort steht nämlich seine Fabrik, die Robert Reiner Incorporated, und in dieser Fabrik werden alle möglichen Textilmaschinen hergestellt,
Robert Reiner stammt aus Schwaben und ist in jungen Jahren nach Amerika gegangen, um dort Chemnitzer Cotton-Maschinen zu importieren. Er wurde ein reicher Mann und erwarb später unter anderem die Majorität der Maschinenfabrik Einsiedel bei Chemnitz. Die ist jetzt auch von den Russen beschlagnahmt worden und dann, nachdem sie die Fabrik freigeben mussten, weil sie schliesslich amerikanisches Eigentum ist, von Selbmann zum volkseigenen Betrieb erklärt worden. Mr. Reiner ist nun nach Berlin gekommen, um sich bei General Clay und bei dem zuständigen sowjetischen Marschall Sokolowskij zu beklagen. Sokolowskij zuckt die Achseln. Er behauptet, nicht zuständig zu sein, das sei eine innerdeutsche Angelegenheit». Mr. Reiner ist Realist genug, um zu wissen, dass er seine Fabrik Einsiedel abschreiben kann. Darüber ist er ziemlich ungehalten. Und er möchte den Herren, die ihm da so einfach seinen Besitz weggenommen haben, gern ein Schnippchen schlagen.
Als er hört, dass Hans Thierfelder sich in West-Berlin befindet, erscheint er in der Hotelpension «Stephanie».
«Ich kannte Ihren Grossvater», beginnt er, «ich kannte den alten Wieland gut. Er war ein geschätzter Kunde der Maschinenfabrik Einsiedel. Er war ein Mann, vor dem wir alle sehr, viel Respekt hatten. Einer der wirklich grossen Kaufleute. Schon um seinetwillen möchte ich Ihnen gern behilflich sein.»
Hans Thierfelder hört nicht zum erstenmal, dass sein Grossvater ein Mann war, der das Vertrauen der Textilbranche besass. Jeder, mit dem er sich bis jetzt unterhalten hat, äusserte das; jeder erklärte, er wolle schon um des Grossvaters willen etwas für den Enkel tun. Oder eigentlich nicht so sehr für den Enkel als für ARWA...

Der Name ARWA ist nichts anderes als eine Zusammenziehung der Initialen des Grossvaters; das letzte A steht für Auerbach, wo er seine Fabrik baute. Der alte Wieland hatte eine Tochter. Die heiratete einen Thierfelder, der die von ihm gegründete ARWA

eigentlich hätte übernehmen sollen. Aber als er im ersten Weltkrieg fiel, entschloss sich der alte Wieland, die Firma weiterzuführen, bis sein Enkel, der junge Hans Thierfelder, weit genug sei, um das Werk zu übernehmen.
Hans Thierfelder wuchs nicht wie der übliche Kronprinz eines grossen Industrie-Unternehmens heran. Der Grossvater sorgte dafür, dass er alles lernte, dass ihm keine Arbeit zu unbedeutend, zu niedrig war. Er musste von der Pike auf dienen. Als der Grossvater 1940 die Augen schloss, war nicht nur er, waren alle seine Mitarbeiter und nicht zuletzt die Arbeiter überzeugt: wenn Hans Thierfelder etwas anpackt, klappt es!
«Zuerst schien es nicht so», erzählt Hans Thierfelder seinem amerikanischen Besucher. «Ich tat alles, um zu verhindern, dass die Strumpfwirkmaschinen während des Krieges in den Westen verlagert wurden. Damals wurde unsere Fabrik von Focke-Wulff übernommen, die Flugzeugrümpfe in Auerbach herstellte ... Ich fand es sinnlos, meine Maschinen weit fort zu schicken, da ja nach dem Kriege die Strumpffabrikation wieder anrollen müsse, ohne dass auch nur eine Minute verloren würde. Daher liess ich die Maschinen nur verpacken und beiseite stellen. So fanden die Russen sie, als sie nach Auerbach kamen, packten sie erst gar nicht aus, sondern transportierten sie nach Kiew weiter!»
Das hatte also nicht ‚geklappt'.
«Gut, dass Ihr Herr Grossvater das nicht mehr erlebt hat», bemerkt Mr. Reiner.
Vertrauen in den Grossvater, Vertrauen in ARWA, das ist eigentlich das ganze Kapital, das ich besitze, denkt Thierfelder, und langsam reift in ihm der Entschluss, dieses Vertrauen zu kapitalisieren. Er sagt: «Wenn die Männer, die ein Leben lang mit ARWA arbeiteten und mit ARWA-Strümpfen Geld verdienten, wirklich soviel Vertrauen zu ARWA haben, werden sie es mir beweisen, indem sie es mir ermöglichen, die ARWA-Fabrik wieder aufzubauen; dort aufzubauen, wo sie dem Zugriff der Kommunisten entzogen ist!»
Kurz: diejenigen, die Geschäfte mit ARWA gemacht haben und in Zukunft Geschäfte mit ARWA machen wollen, sollen den Aufbau von ARWA finanzieren.
Mr. Reiner ist interessiert. «Eine neue Idee. Allerdings keine ganz neue. Eigentlich stammt sie von Henry Ford.»
Und er erzählt von Fords Bedeutung für Amerika, ja, für die Welt, von der Revolutionierung des modernen Lebens durch das billige Auto, das Ford als Erster herstellte, und von dem ungeheuren Vermögen, das Ford damit verdiente, das er freilich bis zum letzten Cent in seine Fabriken steckte.

«Es kam eine Zeit in Fords Leben, da er sich plötzlich in Geldnot befand. Nicht, dass er arm geworden wäre. Er war auch damals einer der reichsten Männer der Welt, nur war sein Geld, viele Hunderte von Millionen, festgefroren in seinen Werken, in seinen Maschinen, in den ungeheuren Materialmengen, die er eingekauft hatte, und konnte sich erst in einiger Zeit, in einem halben Jahr, in einem Jahr vielleicht realisieren lassen. Kurz, Ford war illiquid. Das wollte die Wallstreet ausnutzen, die es Ford sehr verübelte, dass er all die Jahre ohne sie ausgekommen war, dass er sich nicht von Wallstreet finanzieren, das heisst Wallstreet nicht mitverdienen lassen wollte. Jetzt schien ihr Moment gekommen. Sie war bereit, ihm das Geld, das er brauchte, vorzustrecken. Als Bezahlung wollte sie die Aktienmajorität, wollte die Kontrolle der Ford-Werke, wollte Ford selbst ausbooten . . .»

Ford hatte sein Leben lang einen Wallstreet-Komplex gehabt, er hasste die Bankiers, die, er für Schmarotzer der menschlichen Gesellschaft hielt. Lange Zeit hatte er auch einen jüdischen Komplex gehabt, er glaubte, die Juden – von denen übrigens nur ganz wenige eine Rolle im amerikanischen Bankleben spielten – seien das Unglück Amerikas. Von diesem Komplex wurde er geheilt und nahm später jede Gelegenheit wahr, um sich für die albernen antisemitischen Äusserungen, die er getan hatte, zu entschuldigen. Von dem Wallstreet-Komplex wurde er nie geheilt. Er starb als ein erbitterter Gegner der grossen Banken.

Er hatte ja auch allen Grund dazu. Wallstreet wollte ihm die Kehle zuschnüren, wollte sein höchst persönliches Werk an sich reissen. Mr. Reiner fuhr fort: «Da hatte der alte Ford eine geniale Idee.» Er wandte sich an die Ford-Autohändler, an die Männer, die viele Jahre lang viel Geld durch ihn verdient hatten. Er erklärte ihnen ohne Umschweife, er brauche Geld. Er schlug ihnen vor, einen bestimmten Prozentsatz der Wagen, die sie bestellt hatten oder zu bestellen gedachten, bar zu bevorschussen. Das würde ihm Luft schaffen.

Innerhalb von Wenigen Tagen bekam er die Antwort. Er bekam sie in Form von Schecks seiner Autohändler, die ein Vielfaches des; Betrages ausmachten, den er benötigte. Seine Leute hatten ihn nicht enttäuscht, hatten ihm bewiesen, dass sie in ihn und seine Zukunft Vertrauen setzten.

«Ich kannte diese Geschichte», sagt Hans Thierfelder, «jemand hat sie mir vor Jahren erzählt, damals, als ich in den Staaten war ... übrigens fuhr ich damals mit dem Zeppelin . .. Aber eigentlich hat meine Lage mit der Situation Henry Fords nicht viel Ähnlichkeit. Ford besass immerhin seine Werke, ich besitze nQçh Geld genug, um ein paar Monate in Berlin durchzuhalten.».

«Ford besass das Renommee seiner Werke. Und Sie besitzen das Renommee von ARWA. Es dürfte viele hundert Kaufleute in Westdeutschland geben, die allen Grund haben, ARWA dankbar zu sein.»

Hans Thierfelder siegt. Aber als er die Verhandlungen mit seinen Geschäftsfreunden aufnimmt, ist von Dankbarkeit nicht die Rede. Es ist die Rede von der grossen Gefahr, in der sich die Geschäftsfreunde befinden. Thierfelder setzt ihnen auseinander: «Warum hatte es Genosse Fritz Selbmann so eilig, die Strumpffabriken zu enteignen?»

Warum hat es der Genosse Selbmann eigentlich so eilig? Warum enteignet er Hans Thierfelder und andere Strumpffabrikanten so schnell? Dahinter steckt mehr als man auf den ersten Blick vermutet. Selbmann weiss: Sachsen hat ein Monopol auf Strümpfe. Nur in Sachsen werden Strümpfe hergestellt und, was fast wichtiger ist, nur in Sachsen werden Cotton-Maschinen gebaut, die man zur Strumpfherstellung braucht. Wenn er diese Fabrikation kontrolliert und den Export nach Westdeutschland abdrosselt, wird Westdeutschland – das heisst die amerikanische und britische Generalität, die dort das letzte Wort hat – auf seine Bedingungen eingehen müssen. Die Bedingungen sind: «Stahl und Kohle gegen Strümpfe.»

Solchen Argumenten können sich die Geschäftsfreunde Thierfelders nicht verschliessen. Zwar hat Selbmann noch nicht alle Textilfabriken enteignet. Er glaubt, dass er vielleicht besser und schneller in das gewünschte Geschäft mit dem Westen kommt, wenn er sich der alten Besitzer der Firmen bedient. Noch bis in den Herbst 1948 hinein werden die Russen die Besitzer von Strumpf- und Stoff-Fabriken anspomen: «Sie haben doch Waren? Tauschen Sie! Kompensieren Sie!» Erst als die Russen merken, dass ihnen die Strümpfe nicht genüg Stahl und Kohle einbringen, reissen sie das Steuer herum, und Selbmann muss auch die letzten Textilfabriken konfiszieren.

Dergleichen ist vorauszusehen, schon zu dem Zeitpunkt, da Thierfelder mit seinen westdeutschen Geschäftsfreunden spricht, und sie sehen voraus, dass es so kommen muss. Sie wissen, dass sie über kurz oder lang Strümpfe aus Sachsen nicht mehr bekommen werden.

Und da schlägt Thierfelder ihnen ein grosses Geschäft vor.

Es leben in Westdeutschland etwa achtzehn Millionen Frauen. Das bedeutet sechsunddreissig Millionen Beine, die mit Strümpfen versehen sein wollen.

Die aus der Kriegszeit herübergeretteten Strümpfe kommen quantitativ gar nicht in Betracht. Der grösste Teil, der nicht den Bomben

zum Opfer fiel, ist inzwischen aufgetragen, zerrissen oder zu den Bauern gebracht worden, um gegen Lebensmittel eingetauscht zu werden oder aus dem gleichen Grund auf dem Schwarzen Markt verschwunden.
Was ist hinzugekommen? Die Strümpfe, die die Amerikaner mitgebracht haben. Aber auch die fallen mengenmässig nicht ins Gewicht. Sie kommen ja kaum auf den Markt; sie verschwinden in den Taschen der ‚Fräuleins' die für solche Ware bereit sind, ihre Gunst vorübergehend zu verschenken.
Bleibt der sogenannte Graue Markt, der von verschiedenen Ländern mit Frauenstrümpfen beliefert wird. Schätzungen zufolge handelt es sich um ein bis zwei Millionen Paar in den letzten Jahren, allerdings durchweg unmoderne Farben, minderwertiges Material, Ausschussware. Das Ausland sagte sich mit Recht, dass man alles in Deutschland loswerden kann, da es in Deutschland keine Strümpfe gibt.
«Aber», fragt Thierfelder seine Geschäftsfreunde, «soll das nun immer so bleiben? Sie haben in den vergangenen Zeiten gute Geschäfte mit den ARWA-Strümpfen gemacht. Wollen Sie jetzt keine guten Geschäfte mehr mit ARWA machen?»
Er rechnet ihnen vor: «Noch im letzten Friedensjahr 1938 verbrauchte jede Frau in Deutschland im Jahr durchschnittlich sieben Paar Strümpfe. Wenn der Bedarf so geblieben ist – und sieben Paar Strümpfe pro Jahr ist ja gar nicht sehr viel – bedeutet das für die achtzehn Millionen Frauen einen jährlichen Bedarf von einhundertsechsundzwanzig Millionen Paar Strümpfen; Voraussetzung, dass die Strümpfe zu erschwinglichen Preisen auf den Markt kommen.»
Die Geschäftsfreunde wissen das alles genauso gut wie Hans Thierfelder. Aber wie stellt sich Thierfelder die Herstellung von einhundertsechsundzwanzig Millionen Paar Strümpfen im Jahr vor?
«Ich brauche Maschinen», erwidert Thierfelder.

Natürlich kommen nur Cotton-Maschinen in Frage, mit denen seit 1868 auf der ganzen Welt Strümpfe hergestellt worden sind, Cotton-Maschinen$_z$ wie sie in Sachsen fabriziert wurden. Es gibt um diese Zeit noch fünf grosse Fabriken in Sachsen, die Cotton-Maschinen bauen. Es gibt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einige Cotton-Maschinen-Fabriken, darunter Reiner. In Westdeutschland gibt es keine Fabrikanten von Cotton-Maschinen. Und wie steht es mit den Cotton-Maschinen aus zweiter Hand?
Als der Krieg zu Ende ging, gab es noch etwa sechstausend Cotton-Maschinen in Sachsen. Viele, darunter die von ARWA, verschwan-

den in der Sowjetunion. Von denen, die übriggeblieben sind, wird Herr Selbmann nicht eine einzige abgeben, denn er braucht sie ja selbst, wenn er weiterhin Strümpfe herstellen will, und selbst wenn er sie nicht brauchte, würde er alles tun, um die Monopolstellung Sachsens sicherzustellen.
In Westdeutschland gibt es nur einige wenige verlagerte Cotton-Maschinen. Sie sind in fester Hand, man kommt nicht an sie heran. In Amerika gibt es allerdings so viele gebrauchte Cotton-Maschinen, wie man will. Und während die neuen zwischen dreissig- und fünfzigtausend Dollar pro Stück kosten, kann man gebrauchte schon für etwa zehn- bis zwölftausend Dollar haben. Freilich, Thierfelder hat keine Dollars – niemand in Deutschland besitzt Dollars.
Trotzdem erklärt Thierfelder seinen Geschäftsfreunden: «Erteilen Sie ARWA einen Auftrag auf Strümpfe. Zahlen Sie zehn Prozent des Auftrages in bar voraus». Er bietet kunstseidene Damenstrümpfe zu einem recht vernünftigen Preis an. Auf dem Schwarzen Markt kostet damals das Paar Nylonstrümpfe fünfunddreissig D-Mark.
Aber wann kann Thierfelder denn liefern? Die Geschäftsfreunde brauchen die Ware so bald wie möglich.
Thierfelder erwidert, dass er weder Maschinen noch Rohstoffe noch Facharbeiter zur Verfügung habe. «Ich kann keinen Schritt tun, bevor ich nicht Geld genug habe, um Maschinen zu kaufen.» Wenn Thierfelder das Geld jetzt bekäme – wäre er in der Lage, zu Pfingsten 1949 die Strümpfe zu liefern? Das heisst, so rechtzeitig zu Pfingsten, dass man das Pfingstgeschäft noch mitnehmen könnte? Thierfelder erklärt sich bereit dazu. Mit dem Preis sind die Geschäftsfreunde mehr als einverstanden. Freilich; was wird geschehen, wenn die Rohstoffpreise sinken?
«Dann wird ARWA entsprechend mehr Strümpfe liefern.»
«Und wenn die Rohstoffpreise steigen?»
«Dann werde ich alles tun, um den Vertrag trotzdem in der vorgesehenen Form zu erfüllen.»
Kurz, das Risiko wird von Hans Thierfelder getragen.
Das erkennen die Geschäftsfreunde an. Sie haben Vertrauen zum Grossvater gehabt, sie haben Vertrauen zum Enkel. Sie geben ihre Orders, sie zahlen zehn Prozent in bar – in D-Mark, der recht kostbaren D-Mark, die erst vor wenigen Wochen an die Stelle der alten Reichsmark getreten ist.
Hans Thierfelder erhält dadurch nach und nach eine Million D-Mark, eine Million ohne jede Sicherheit, eine Million auf den guten Namen ARWA, auf seinen eigenen guten Namen.
Mit dieser Million müsste er jetzt Maschinen kaufen. Wo?

Genosse Selbmann – er ist inzwischen Minister geworden – verkauft keine Maschinen. Bleiben also nur die Vereinigten Staaten.
Gibt es für einen Deutschen eine Möglichkeit, D-Mark in Dollars umzuwandeln? Bisher gibt es noch keine solche Möglichkeit, es sei denn, er steckte die Millionen in die Tasche, schmuggelte sie in die Schweiz und wechselte sie dort. Das wäre Betrug. Und ausserdem ist der schwarze Kurs viel zu niedrig – der Dollar kostet schwarz zwanzig Mark.
Zum offiziellen Dollarkurs für 4,20 D-Mark pro Dollar wechselt nur die JEIA, jene Institution in Frankfurt am Main, die unter Aufsicht der Amerikaner und Engländer die Fragen des Exports und Imports für Westdeutschland regelt. Bis jetzt ist es noch niemals geschehen, dass die JEIA derartig hohe Beträge transferiert hat, es sei denn, nachdem viele Monate verstrichen, in denen Verhandlungen gepflegt und Unterlagen geprüft wurden. Kurz, die JEIA braucht Zeit, die Thierfelder nicht hat. Denn sein ganzes Unternehmen steht und fällt mit dem Pfingsttermin 1949.
Er wendet sich in seiner Not an ein paar hohe amerikanische Offiziere. Sie begreifen: Hier ist einer bereit, eine neue Industrie für Westdeutschland aufzubauen. Hier ist die Chance für Westdeutschland, sich wenigstens auf einem Gebiet von Ostdeutschland unabhängig zu machen. Hier ist ein erstklassiger Fachmann, der Hilfe braucht, einer, der übrigens weder Nationalsozialist war noch Kommunist ist.
Dem Fachmann kann geholfen werden. In wenigen Tagen wird der Transfer des immerhin für damalige Verhältnisse nicht gerade niedrigen D-Markbetrages in Dollar genehmigt. Und wieder ein paar Tage später fliegt Thierfelder nach Amerika.
Das alles ist damals unendlich viel schwerer und komplizierter, als man es heute glauben mag. Damals haben die Russen über Berlin die Blockade verhängt. Und es ist fast unmöglich, Thierfelder zu den verschiedenen Verhandlungen, die in Frankfurt stattfinden, aus Berlin herauszubringen und dann wieder nach Berlin zurück; dies geschieht mit den Kohlenflugzeugen der Luftbrücke. Dann kommt der Flug nach Kopenhagen, und von dort geht es nach New York.
«Wenn Thierfelder etwas anfasst, klappt es immer!» pflegten seine Arbeiter in Auerbach zu sagen. Es klappt alles so schnell, dass Thierfelder nicht einmal Zeit hat, sich einen kleinen Koffer zu packen. Er fliegt mit einer Aktentasche nach New York.

New York.
Mr. Reiner ist auf dem Flugplatz erschienen. Er hat einige Geschäftsfreunde mitgebracht, die Thierfelder von seinen früheren Besuchen in Amerika her kennen oder durch Reiner über den

Zweck seines Kommens ins Bild gesetzt worden sind. Die Herren sind etwas überrascht, dass Thierfelder nur mit einer Aktentasche ankommt. Aber schliesslich sind die Dollars, über die er verfügen kann, wichtiger als elegantes Privatgepäck.
Noch am Tage der Landung geht es nach Philadelphia weiter. Dort gibt es einen Klub, der den schönen deutschen Namen ‚Erzgebirgs-Verein' trägt. Die Mitglieder sind Männer, die aus Sachsen eingewandert sind, sowohl Hersteller von Cotton-Maschinen, als auch Angestellte und Strumpfarbeiter; es sind auch Männer dabei, deren Väter schon in Amerika geboren wurden; aber sie sprechen noch immer Deutsch oder, um es genauer zu sagen, sie sächseln.
Sie umringen Thierfelder. Sie wollen von ihm hören, wie es um die alte Heimat steht. Sie wollen detaillierte Berichte, wie es in diesem oder jenem Dorf – ihrem Dorf –, in dieser oder jener Stadt – ihrer Stadt – aussieht, übrigens sind sie nicht mit leeren Händen gekommen. Sie haben eine Kollekte veranstaltet, sie überreichen Thierfelder einen stattlichen Betrag. Davon soll er leben, solange er in Amerika weilt, damit er seine mitgebrachten Dollar nicht angreifen muss. Mit denen soll er soviel Cotton-Maschinen kaufen, wie irgend möglich.
Mr. Reiner hat schon vorgearbeitet. Cotton-Maschinen gibt es genug zu kaufen, neue Maschinen und alte Maschinen. Thierfelder ist von Anfang an entschlossen, wenn irgend möglich, gebrauchte Maschinen zu erwerben, um das Geld, das ihm zur Verfügung steht, möglichst nutzbringend anzulegen. Es dürfen keine überalterten Maschinen sein. Immerhin ist jetzt eine Menge Cotton-Maschinen auf dem Markt, die für deutsche Begriffe zunächst Wunder wirken können.
Thierfelder beginnt zu kaufen. Insgesamt kauft er zwölf bereits gebrauchte Maschinen, darunter viele, die ursprünglich in Sachsen hergestellt worden waren.
Es kommt jetzt auf Tage an. Jeder Tag, der verlorengeht, kann die Pfingstfrist gefährden. Immer wieder muss sich Thierfelder fragen: werden die Maschinen noch zür rechten Zeit nach Deutschland kommen und wird die Produktion noch anlaufen können? Wird er in der Lage sein, sein Versprechen zu halten, werden die Kundinnen seiner Kunden zu Pfingsten die neuen Strümpfe tragen?
Er treibt die Spediteure zur äussersten Eile an. Als er hört, dass Wochen darüber vergehen würden, die Maschinen auseinanderzunehmen und sie im Schiffsbauch zu verfrachten – gar nicht zu sprechen von den Wochen, die es kosten würde, die Maschinen in Bremen wieder zusammenzusetzen –, bestimmt er: die Maschinen sollen so, wie sie sind, mittels Kranen auf die Frachter gebracht werden.

So kommen sie am zweiten Weihnachtsfeiertag 1948 in Bremen an. Da stellt sich heraus, dass die Frachtkosten erheblich höher sind, als Thierfelder sie ursprünglich kalkuliert hatte, eben weil man die Maschinen nicht auseinandergenommen hatte, weil sie in voller Länge auf dem Schiff verstaut worden waren. Die ganze Kalkulation ist über den Haufen geworfen. Thierfelder braucht dringend fünfunddreissigtausend Mark, um die Fracht zu bezahlen. Er telegraphiert einem alten Geschäftsfreund, dem breiten, schweren Gustl Feldmeier vom Rathauseck, dem berühmten Münchener Detaillisten. Wäre Feldmeier bereit, ihm die fünfunddreissigtausend Mark auf kurze Zeit zu leihen? Feldmeier telegraphiert zurück. Fünfunddreissigtausend Mark will er gern vorschiessen.
Die Fracht kann bezahlt werden, die Maschinen werden ausgeladen.
Aber wohin mit ihnen? Noch hat Thierfelder keine Fabrik, keine Räumlichkeiten. Natürlich hat er schon Umschau gehalten, seitdem er aus Amerika zurückgekommen ist. Er hat auch ein halbes Dutzend Angebote. Aber alle diese Angebote stammen von Leuten, die wissen, dass er, Thierfelder, in höchster Zeitnot ist, dass er unbedingt so schnell wie möglich seine Maschinen aufstellen und mit der Arbeit beginnen muss. Auch ist denen, die ihm Räume zur Verfügung stellen wollen, nicht unbekannt, welches ausserordentliche Geschäft Thierfelder machen wird, falls es ihm gelingen sollte, ARWA-Strümpfe herzustellen. Also wollen sie für die Überlassung von Räumen Beteiligung am Geschäft.
Thierfelder sagt nein. Dazu hat er nicht zwei Jahre lang in einer Pension im Berliner Westen gesessen und verhandelt, dazu hat er nicht auf den guten Namen seines ehemaligen Werkes eine Million aufgenommen, dazu ist er nicht mit einer Aktentasche nach Amerika geflogen. Er sucht weiter. Und er findet schliesslich das geeignete Gebäude im Städtchen Backnang, im schwäbischen Land, eine gute Autostunde von Stuttgart entfernt. Um welches Gebäude handelt es sich? Um das Haus, in dem in den letzten Jahren die Spruchkammer Entnazifizierungen vorgenommen hat.
Hier also lässt Hans Thierfelder seine Maschinen aufstellen.

Und wie steht es mit dem Rohstoff? Bis 1939 hat ARWA, haben alle deutschen Strumpffabriken Damenstrümpfe aus Kunstseide hergestellt. Jetzt, das hat Thierfelder in Amerika erfahren, ist Kunstseide völlig aus der Mode gekommen; Nylon ist Trumpf. IG-Farben hatte schon 1936 etwas Ähnliches wie Nylon, nämlich Perlon, entwickelt. Perlon- wie Nylongewebe bestehen aus vollsynthetischen Fasern. Aber zur Strumpffabrikation war es nie

gekommen. Perlon wurde vor und während des Krieges nur zur Herstellung von Fallschirmen verwendet. Und nach dem Kriege stand IG-Farben unter alliierter Kontrolle und war praktisch stillgelegt.
Glücklicherweise haben sich aber die Kontrollen inzwischen gelockert, und Bayer in Leverkusen und Bemberg/Wuppertal haben wieder begonnen, Kunstseide herzustellen. Das muss vorderhand genügen. Nylon... Wer denkt damals in Deutschland an Nylon oder an Perlon?
Im Übrigen ist ja keine Zeit mehr zu verlieren, keine Minute mehr. Schon ist es Januar. In drei, vier Monaten müssen die ersten Strümpfe ausgeliefert sein.
Und wie steht es mit den Facharbeitern, die Thierfelder unbedingt braucht, um ARWA im Westen aufzuziehen? Es gibt genug Facharbeiter, und sie sitzen in der Gegend von Chemnitz zu Zehntausenden herum. Die demontierten Betriebe können sie nicht mehr beschäftigen. Aber werden diese Männer, die seit Generationen in ihrem Städtchen oder Dörfchen gelebt haben, ihre Heimat mit dem Westen vertauschen? Vielleicht haben sie einen kleinen Garten, vielleicht wollen sie sich nicht von ihren Eltern oder Kindern trennen.
Und doch braucht Thierfelder diese Facharbeiter aus dem Osten, denn Arbeiter im Westen anlernen – nein, dazu ist keine Zeit. Eine Strumpfmaschine kann nur ein Mann bedienen, der von Kindheit an diese Arbeit gemacht hat, dessen Hände sich an diese Arbeit gewöhnt haben, als sie noch jung und geschmeidig waren. Es würde Jahre kosten, Arbeiter, die andere Maschinen bedient haben, auf diese Spezialarbeit umzustellen. Und der Erfolg wäre keineswegs sicher . . .
Das anscheinend unlösbare Problem wird auf überraschende Weise gelöst: durch Flüsterpropaganda.
Thierfelders Mutter, die alte Frau Rosel Peters, ist 1946 in Auerbach zurückgeblieben. Sie hat den Kontakt mit den früheren ARWA-Arbeitern nicht verloren. Im Erzgebirge kennt man einander, wie sich die Eltern, wie sich die Grosseltern gekannt haben. Es ist nicht selten vorgekommen, dass die alte Frau in der einen oder anderen Familie eines ARWA-Arbeiters erschien und ein bisschen geplaudert hat. Und in den letzten Wochen hat sie einfliessen lassen: «Der Hans fängt drüben wieder an!»
Der Hans fängt drüben wieder an ... In Auerbach und Umgebung flüstern es die Menschen einander zü. Der Hans! Wer erinnert sich nicht an den kleinen strammen Jungen, den Enkel des alten Herrn Wieland, der seinen Vater kaum richtig gekannt hatte? An den hübschen Kerl, der so gut lachen konnte, der so viel Energie

entwickelte, und von dem bald alle sagten: «Wenn Hans Thierfelder etwas anfasst, klappt es immer!» An den jungen Hans Thierfelder, der mit seiner bildschönen Frau plötzlich wegfuhr, angeblich nur ein paar Tage nach Chemnitz, und der nicht wieder zurückkam?

Die ehemaligen ARWA-Arbeiter besprechen sich mit ihren Frauen. Vielleicht wäre es nicht das Schlechteste, wenn man nach dem Westen gehen und für den Hans arbeiten würde? Strumpfwirker, so hört man ja allgemein, sollen drüben mit Gold aufgewogen werden. Hier in Auerbach jedenfalls ist ja nichts mehr los! Die Kommunisten nehmen zwar den Mund voll, Herr Selbmann verkündet dauernd, Sachsen sei ein Paradies der Arbeiter. Aber die Maschinen, an denen sie gestanden haben, sind in Kiew, das wissen sie. Und die würden wohl auch nicht mehr zurückkommen.
Solche Gedanken gehen ihnen durch den Kopf, und eines Tages verschwinden sie, einer nach dem andern, lautlos, ohne Mitnahme von viel Gepäck, über die grüne Grenze. Oder sie fahren nach Ost-Berlin und von dort mit der Untergrundbahn oder Strassenbahn nach West-Berlin. Und eines Tages stehen sie bei Hans Thierfelder in Backnang.
Schon laufen die Maschinen. Bevor das Pfingstfest herannaht, gehen die ersten Sendungen heraus an die Geschäfte und Kaufhäuser, die vor einem knappen Jahr auf den Namen ARWA eine runde Million vorschossen.
Thierfelder hat sein Rennen gewonnen.

Hat er es schon ganz gewonnen? Das Rennen geht ja nicht nur um eine einmalige Lieferung, nicht nur darum, einen grossen Teil der achtzehn Millionen Frauen Westdeutschlands mit einem Paar kunstseidener Strümpfe zu versorgen,- das Rennen geht nicht um das Pfingstgeschäft. Das Rennen geht um ARWA; die Firma soll im alten, im neuen Glanz erstehen. Eine Industrie soll wieder aufgebaut werden. Die achtzehn Millionen Frauen in Westdeutschland sollen mit Strümpfen versorgt sein.
Ein Markt ist zu erobern.
Hans Thierfelder ist der erste, der diesen Markt für sich reklamiert. Aber er weiss, es werden noch andere kommen, er wird nicht lange allein bleiben. Schon spürt er die Konkurrenz; weiss auch, dass er früher oder später gegen die langsam, aber sicher über den Schwarzen und den Grauen Markt eindringenden amerikanischen Nylonstrümpfe wird kämpfen müssen.
Es genügt durchaus nicht, soviel Strümpfe wie möglich zu fabrizieren und sie so schnell wie möglich an die Frau zu bringen. Es genügt vor allen Dingen nicht, weil die Strümpfe, die ARWA

herstellt, weit davon entfernt sind, ideale Strümpfe zu sein. Hans Thierfelder sieht, was die meisten seiner Kunden in ihrer ersten Begeisterung nicht sehen oder nicht sehen wollen, oder was diejenigen, die es sehen, nicht ernst nehmen; Die Strümpfe sitzen nicht.

Wie ist das möglich? Die Strümpfe werden genauso hergestellt, wie sie früher hergestellt wurden, und da sassen sie. Thierfelder hört in Detailgeschäften herum, kauft Konkurrenzwaren, kauft auch teure, sündhaft teure Nylonstrümpfe. Auch die Nylonstrümpfe sitzen nicht, es sei denn, dass man sie eine Nummer grösser nimmt, als man eigentlich sollte.
Gibt es dafür eine Erklärung? Es gibt eigentlich nur die eine Erklärung, dass die Beine der deutschen Frauen sich verändert haben. Aber wie haben sie sich verändert? Wie bekommt man das heraus?

Nicht durch Umfragen. Nicht durch Konsultationen von Ärzten oder Orthopäden. Nicht, indem man Messungen veranstaltet. Wie viele Frauen würden schon ihre Beine messen lassen?
Wie viele?... Vielleicht gäbe es doch eine Möglichkeit. Wenn man. .. Wenn man zum Beispiel einen Wettbewerb organisierte.
Wenn man nach den schönsten Beinen Deutschlands fahndete? An Stelle einer Schönheitskönigin – eine Beinkönigin. Warum eigentlich nicht? In diesem Fall hätte man die Möglichkeit, Messungen vorzunehmen an jeder Teilnehmerin, könnte die Länge der Schenkel, die Waden, die Füsse, die Fesseln vermessen; könnte viele hundert, viele tausend, viele zehntausend Messungen vornehmen und so das notwendige statistische Material bekommen.
Also eine Bein-Konkurrenz. Sie wird im grossen Stile aufgezogen. Es gibt ein ‚Fest der Strümpfe und der Beine' in einem grossen Hotel Münchens. Hübsche junge Mädchen schreiten über den Laufsteg und zeigen, ihre langen Abendkleider raffend, ihre ungewöhnlich attraktiven Beine. Währenddessen wird ein Festmahl serviert, mit einer ‚ARWA-Visitenkarte' aus Marzipan zum Eis, mit ‚ARWA-Spätlese' und mit ‚ARWA-Queen-Champagner' in gläsernen Kelchen, zart und schlank wie schöne Frauenbeine geformt. Schliesslich wird gewählt. Der Name der Bein-Königin, der eine juwelengeschmückte Krone aufs Haupt gedrückt wird, ist Gonda Sureen, ein Künstlername natürlich. Gonda Sureen ist gross, schlank, hat veilchenblaue Augen, eine freche Stupsnase, Grübchen.
Von Beruf Artistin; im Augenblick ihrer Krönung im Regina-Palast in München, arbeitslos. Gonda darf als erste deutsche ARWA-Beinkönigin nach Amerika reisen und das Land von New York bis Hollywood besichtigen. Ihr Bild erscheint in allen illustrierten Zeitungen, natürlich auch in den Wochenschauen.

Eine gute Reklame für ARWA. Aber wichtiger als alle Reklame sind die Zahlen, die die vielen tausend Vermessungen ergeben haben, und die als Basis für die künftige Produktion der ARWA-Strümpfe dienen sollen.
Haben sich die Beine der Frauen in Deutschland wirklich verändert? Sie haben sich verändert. Sie sind kräftiger geworden, die Waden sind stärker geworden, vermutlich ein Resultat des vielen Stehens in der Fabrik während des Krieges, des vielen Stehens vor den Lebensmittelläden, der Hamsterfahrten mit den schweren Koffern, des schlechten Schuhwerkes, das seit Jahren nicht mehr ergänzt wurde.
Und nun kann Hans Thierfelder den Strumpf fabrizieren, der besser passt als je ein Damenstrumpf zuvor.
Die Beine der deutschen Frauen sind stärker geworden. Aber das ist nicht die einzige Veränderung. Die Frauen in Deutschland haben sich seit dem Ende des Dritten Reiches sehr verändert. Mag sein, dass viele yon ihnen wirklich an das Schönheitsideal, aufgestellt von der Reichsfrauenschaftsleiterin Gertrud Scholz-Klink und anderer ähnlich langweiliger Typen, einmal geglaubt hatten. Mag sein, dass sie wirklich Schlagworte ernst nahmen wie: «Die deutsche Frau schminkt sich nicht!» Dass sie es wirklich als entehrend empfanden, ihre Nägel modisch zu lackieren. Jedenfalls schminken sie sich jetzt, lackieren ihre Nägel, wollen vorteilhaft und interessant aussehen.
Eben noch waren sie ohne Strümpfe. Jetzt wollen sie nicht nur Strümpfe, sie wollen die schicksten Strümpfe kaufen. Sie merken, dass Strümpfe nur sehr kurze Zeit ‚schick' sind, dass sie schnell aus der Mode kommen, genau wie ein Kleid oder ein Hut oder ein Haarschnitt.
Wenn ARWA führend bleiben, wenn ARWA den Markt beherrschen will, kann Hans Thierfelder an dieser neuen Tatsache nicht vorübergehen. Er denkt auch gar nicht daran, sie zu ignorieren. Die Frage ist nur: wie erfährt er, wie erfährt ARWA rechtzeitig, was die Frauen wollen, in welcher Richtung sich ihr Geschmack verändert?
Hans Thierfelder hat eine Helferin, und das ist seine junge schöne Frau Uschi, eine Ostpreussin, die auf der Flucht vor den Russen nach Auerbach kam.
Frau Uschi schaltet sich ein. Sie hat Wochen und Monate in Detailgeschäften verbracht, hat dort – inkognito übrigens – gelernt, Strümpfe zu verkaufen. Sie hat nicht nur das Technische gelernt; sie hat auch Gelegenheit gehabt, einen Blick in eines der abgrundtiefen Mysterien unserer Zeit zu tun: in die Seele einer Frau, die etwas kaufen will, aber nicht weiss, was oder warum; kurz,

die nicht weiss, was sie will. Sie hatte Gelegenheit, auf die ausgefallensten Fragen der Kundinnen zu antworten – und die meisten Fragen von Kundinnen gehören in diese Kategorie. Sie hat diese ihre täglichen Erfahrungen gesammelt und sie ihrem Mann und seiner Firma zur Verfügung gestellt.
Später ist Frau Uschi unter ihrem eigenen Namen auf der Bildfläche erschienen, hat in den grossen Warenhäusern oder Strumpfgeschäften der wichtigsten Städte sogenannte Strumpfberatungs-Tage abgehalten, die rechtzeitig vorher durch Rieseninserate in den Tageszeitungen angekündigt wurden. Jetzt erfährt sie nicht nur das, was die einkaufenden Frauen denken, wenn sie überhaupt etwas denken, jetzt ist sie auch in der Lage, die Meinung der einkaufenden Frauen zu beeinflussen – soweit sie überhaupt eine Meinung haben.
Die meisten haben eine Meinung. Sie wollen elegante Strümpfe. Sie wollen ebenso elegante Strümpfe wie die Amerikanerinnen; sie wollen Nylonstrümpfe. Noch gibt es keine Nylonstrümpfe in Deutschland – oder es gibt nur welche auf dem Schwarzen Markt, und nur wenige Frauen haben durch besondere Beziehungen ein Paar solcher Raritäten. Nuri wollen alle Nylonstrümpfe haben.
Das ist das Ende des kunstseidenen Strumpfes. Nylon ist ein amerikanisches Patent. Aber IG-Farben – davon wurde schon gesprochen – hat ja bereits vor dem Krieg eine Perlonfaser entwickelt, und Perlonstrümpfe sind den Nylonstrümpfen sicher gleichwertig. Seit 1948 haben die Amerikaner, die nach dem Krieg die Fabrikation von IG-Farben stillgelegt haben, die Erlaubnis zur Weiterentwicklung von Perlon erteilt, obwohl sie das eigentlich laut Kontrollratsgesetz Nr. 43 nicht hätten tun dürfen.
Aber um diese Zeit sind sie wohl schon entschlossen, die strengen Bestimmungen zu lockern. 1949 rollt die IG-Farben-Perlon-Produktion an. 1950 kann Hans Thierfelder beginnen, Perlonstrümpfe herzustellen.
Das bedeutet eine entscheidende Umwälzung der gesamten Produktion. Ein feinerer Faden verlangt feinere Nadeln in der Cotton-Maschine, feinere Nadeln bedeuten eine Erhöhung der Maschenzahl.
Die Konstrukteure suchen nach einem Ausweg und finden ihn, indem sie beide Wege beschreiten: sie steigern die Geschwindigkeit der Maschinen und verfeinern die Nadeln. Der Begriff gg (sprich geetsch) beginnt eine Rolle zu spielen. Nur die Konstrukteure verstehen es, statt 45 und 51 gg 66 und sogar 75 gg Maschinen zu bauen. Thierfelder stellt den grössten Teil seiner Produktion auf diese international begehrten hohen Qualitäten um.
Die Frauen, die diese hauchdünnen Gebilde tragen, verstehen et-

was von Strümpfen. Sie wollen nicht nur irgendwelche Strümpfe, sie wollen das Beste, das Modernste – und es darf nicht so teuer sein. Sie haben sich in den letzten Jahren sehr verändert.
Wie lange ist es her, da trugen sie noch gestopfte Strümpfe. Perlonstrümpfe kann man allerdings nicht stopfen, man kann aber die Maschen aufnehmen lassen. In Amerika oder Frankreich denkt wohl keine Frau daran, einen Strumpf zu tragen, der nicht mehr tadellos ist. Allerdings würde es wenig nützen, den deutschen Frauen zu raten, sich an den Ausländerinnen ein Beispiel zu nehmen. Das wäre ein schlechter Slogan. Hans Thierfelder findet einen besseren. Er erklärt – und bald wird es seine Propagandamaschine hunderttausendmal über Deutschland verbreiten: «Sie werden doch nicht auf eine Million verzichten!» (Nämlich auf die Million Maschen, die ARWA mehr bietet!)
Das zieht.

Das Problem jeder Fabrikation: wird nicht irgendwann die Sättigung des Marktes erreicht? Strümpfe zerreissen ja, tragen sich ab, haben nur eine relativ geringe Lebensdauer. Trotzdem kommt der Tag, an dem die Produktion den Bedarf an Strümpfen erreicht. 1950 werden immerhin nur neun Millionen Paar Strümpfe in Westdeutschland angefertigt. Drei Jahre später schon achtundfünfzig Millionen Paar. Wird nicht der Tag kommen, da es genug oder zu viel Strümpfe gibt?
Hans Thierfelder bestreitet, dass dieser Tag in Sicht ist. Seine Rechnung: es gibt nach wie vor achtzehn Millionen Frauen, die mit Strümpfen versorgt werden müssen, wobei die jungen Mädchen unter einundzwanzig nicht einmal mitgerechnet sind, dafür allerdings die Damen reiferen Alters, die vielleicht auf elegante Strümpfe keinen so grossen Wert mehr legen. 1938 brauchte die Frau in Deutschland etwa je sieben Paar kunstseidene Strümpfe pro Jahr, ein lächerlich geringer Verbrauch verglichen mit dem Verbrauch der Amerikanerin, die in der gleichen Zeit heute vierzehn Paar Strümpfe verschleisst. Aber auch der Verbrauch von sieben Paar Strümpfen würde eine Fabrikation von hundertsechsundzwanzig Millionen Paar Strümpfen pro Jahr notwendig machen oder zweieinhalbmal soviel, wie heute produziert wird.
Von den Cotton-Maschinen aus gesehen, die zur Verfügung stehen, sieht die Situation wie folgt aus: Es sind 1953 in Westdeutschland sechshundert Cotton-Maschinen an der Arbeit oder, genauer gesagt, sechsundzwanzigtausend Fonturen. Jede Fontur stellt in rund fünfzig Minuten einen Strumpf her, während eines Achtstundentages also zehn Strümpfe. Das sind zweihundertsechzigtausend Strümpfe pro Tag und pro Jahr achtundsiebzig

Millionen, oder neununddreissig Millionen Paar Strümpfe. Da aber achtundfünfzig Millionen Paar produziert werden, muss in mehr als einer Schicht gearbeitet werden. Und wenn hundertsechsundzwanzig Millionen Paar fabriziert würden, könnten die Maschinen nicht ausreichen, selbst wenn sie dauernd in drei Schichten liefen. Die Fabrikation von hundertsechsundzwanzig Millionen Paar aber würde erst einen Verbrauch von sieben Paar Strümpfen pro Jahr decken.

Und alle diese Zahlen berücksichtigen nicht den sich ständig steigernden Export deutscher Strümpfe ins Ausland, einen Export, der aber noch nicht annähernd das ist, was er einmal war: um 1900 versorgte Sachsen den Weltmarkt an Strümpfen zu fünfundsiebzig Prozent; heute zu etwa fünf Prozent. Und wenn auch ARWA heute schon nach vierundzwanzig Ländern exportiert und zwanzig Prozent der Strümpfe fabriziert, die in Deutschland verbraucht werden, so wäre es lächerlich zu sagen: dies ist das Ende. Dies ist erst der Anfang.

Und Hans Thierfelder übertreibt gewiss nicht, wenn er erklärt: «Wer von Marktsättigung redet, versteht eben nicht, Strümpfe zu verkaufen!»

Er selbst versteht es. Er hat sein Rennen um den Pfingsttermin 1949 gewonnen. Mehr noch: Er hat sein Duell mit Fritz Selbmann gewonnen, der inzwischen zum ostdeutschen Minister avanciert ist. Er hat den Russen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Frauen Westdeutschlands brauchen nicht mehr Strumpf los durchs Leben zu gehen – und Ruhrkohle und Stahl werden trotzdem nicht an den Osten geliefert.

Nein, die Frauen Westdeutschlands müssen nicht strumpflos gehen. Thierfelders neues Werk im Schwäbischen Wald läuft auf hohen Touren. Die Zahl seiner Arbeiter ist so angeschwollen, dass sie heute eine kleine Ortschaft für sich bilden: ARWA-Tal. Thierfelder hat eine zweite Fabrik im landschaftlich herrlichen Bischofswiesen bei Berchtesgaden gebaut, über diese Fabrik wäre viel zu erzählen. Sie hat nicht nur zahllosen Flüchtlingen in der Umgegend, die in Baracken hausen, zu Arbeit und dadurch wieder zu einem menschenwürdigen Dasein verhülfen. Sie ist nicht nur eine der modernsten Fabriken, die es heute irgendwo auf der Welt gibt, ja man darf wohl sagen, sie ist eine Art Schmuckkästchen. Sie wurde aus diesem Grunde ein Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr.

Jawohl, ein Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr. Es ist im allgemeinen nicht üblich, dass Touristen Fabriken besichtigen. Sie besteigen Berge, sie erklettern Aussichtstürme, sie durchwandern Museen, sie weilen mit Ehrfurcht in alten Kirchen. Thierfelder hat

es geschafft, dass eine Fabrik von Fremden besichtigt wird. Mehr als 100'000 Fremde sehen sich jährlich die neue Fabrik Thierfelders an. Schon im Umkreis von vielen Kilometern weisen Tafeln darauf hin, dass es hier etwas zu sehen gibt. Und es gibt hier etwas zu sehen. Allein schon die Tatsache, dass jeder Aussenstehende die ganze Fabrik sehen kann, von glasverkleideten Galerien herab den Fabrikationsvorgang studieren und miterleben kann, wie ein Strumpf entsteht, vom Labor bis zum Cottonsaal, von der Färberei bis zur Packerei, fasziniert die Menschen mehr als sie selbst glauben würden. Selbst diejenigen, die niemals auch nur das geringste für Strumpfe übrig gehabt haben, sind für eine halbe Stunde nur noch an Strümpfen interessiert.

Und das wollte Hans Thierfelder ja wohl, als er diese kleine Sehenswürdigkeit von Fabrik baute. Jeder kann es mit eigenen Augen sehen: «Wenn Hans Thierfelder etwas anpackt, klappt es!»

Die gnädige Frau macht alles mit der linken Hand

Erna Lindner, eine Frau etwa Anfang Fünfzig, hochgewachsen, breit, resolut wirkend, verlässt ihre Fabrik, die, wie durch ein Wunder, während der ganzen Kriegsjahre von Bomben fast unversehrt geblieben ist. Sie geht durch den Park mit seinen Tannen und Buchen, Kastanien- und Ahombäumen, mit seinen überhängenden Weiden und grünenden Ziersträuchern; sie schreitet noch einmal den sauber geharkten, mit gelblichem Kies bestreuten Weg entlang. Vielleicht zum letztenmal. Von der Einfahrt aus wirft sie noch einen Blick auf das vierstöckige Bürogebäude im Hintergrund und auf die Hallen mit ihren hohen Glasfenstern. Dann dreht sie sich nicht mehr um.

Es ist ein Uhr mittags.

Es ist sehr still, die Strassen des Vororts Wittenau liegen verödet. Die S-Bahn fährt nicht mehr, und Frau Lindner muss den Weg nach Hause zu Fuss zurücklegen. Es sind zehn Kilometer bis zu ihrer Villa in Frohnau. Sie begegnet kaum zwei Dutzend Menschen. Berlin erwartet an diesem Nachmittag des 21. April 1945 den Einmarsch der Russen.

Um 9 Uhr 30 abends läutet das Telephon in der Frohnauer Villa. Es ist der Luftschutzleiter des Werkes. «Amtlicher Befehl. Sämtliche Werke sind lahmzulegen!»

Erna Lindner lächelt grimmig. Sie hat diesen Befehl längst erwartet. Sie hält ihn für idiotisch. Glauben die Nazi-Experten, dass

man ein Werk in kurzer Zeit, mit ein paar Handgriffen sozusagen, ausser Betrieb setzen kann, so endgültig, dass die Eroberer nichts mehr damit anfangen könnten?
Aber es hat keinen Zweck, mit Nazis zu diskutieren. «Reissen Sie die Hauptsicherung heraus! Strom gibt es ja sowieso nicht. Und leisten Sie keinen Widerstand.»
«Jawohl, gnädige Frau», antwortet der Luftschutzleiter.
Alle Arbeiter der Fabrik nennen Erna Lindner ‚gnädige Frau'. Gewiss, die gnädige Frau tut nichts, um die gnädige Frau hervorzukehren, fasst überall mit an, ist wirklich nicht nur dem Namen nach die Leiterin der Fabrik. Trotzdem würde keiner der Arbeiter oder Angestellten auf die Idee kommen, sie die ‚Alte' oder die ‚Chefin' zu nennen. Sie ist die ‚gnädige Frau'.
Am nächsten Morgen besetzen die sowjetischen Truppen Wittenau und die Fabrik. Ein Oberingenieur wird, als er gerade telephonieren will, niedergeschlagen. Die Luftschutzwarte werden für zwei Tage in den Bunker gesperrt.
Dies alles erlebt Erna Lindner nicht mit. Ihre Arbeiter kommen nach Frohnau heraus. Sie berichten ihr laufend während der nächsten zehn Tage – es sind die Tage, in denen überflüssigerweise noch um Berlin gekämpft wird. Immer wieder fragen sie: «Was wird aus uns? Was wird aus dem Werk? Sie werden uns doch nicht allein lassen, gnädige Frau?»
Ja, was wird aus ihnen? Was wird aus dem Werk? Der Krieg hat es verschont. Es ist niemals direkt getroffen worden. Kein einziges der hohen Fenster in den Fabrikhallen ist zerbrochen. Wird der Friede so gnädig sein wie der Krieg?
Nachts liegt Frau Lindner wach, hört im Geiste die Fragen der Männer, mit denen sie so lange zusammengearbeitet hat.
Am 2. Mai – der letzte Widerstand in Berlin hat aufgehört – geht sie trotz des Protestes ihres Dienstmädchens nach Wittenau zurück. Von weitem sieht es aus, als habe sich nichts geändert in diesen letzten Tagen. Die Fabrikhallen stehen noch. Das Verwaltungsgebäude steht noch. Ein sowjetischer Oberst kommt der gnädigen Frau entgegen; er hat gerade das Gelände inspiziert. Er schaut sie verdutzt an. «Frau! Was ist.. .? Ist Fabrik ...? Ist Sanatorium?» fragt er in seinem stark gebrochenen Deutsch. «Warum Fabrik in Kurpark, wie in Liwadija auf Krim?»
Dann geht er weiter. Gleich darauf ist er zurück. Man hat ihm gesagt, wer die hochgewachsene Frau ist. «Du mir erklären, was wird produziert? Wo Vorräte?» Und, ohne sie zu Wort kommen zu lassen: «Alles neu! Nix kaputt! Alles neu!» Er schüttelt den Kopf. «Haben wir nirgends gesehen, so grossartige Fabrik!»

Dann: «Und diese Fabrik wird von Ihnen geleitet – von einer Frau?»
Die gnädige Frau lächelt. «Jemand musste es ja tun.»

Herbert Lindner ist wenig mehr als ein Jahr tot. Er starb plötzlich, im März 1944, an einem Herzschlag. Überarbeitung. Er war erst zweiundfünfzig Jahre alt. Im Testament vermachte er das Werk seiner Frau. «Meine Frau ist meine Nachfolgerin im besten Sinne des Wortes.» Kein leichtes Erbe, eine solche Fabrik, im Frühjahr 1944. Erna Lindner weiss, dass Deutschlands Schicksal bereits besiegelt ist. Und dieses Erbe antreten, bedeutete: dass keine Zeit blieb, sich dem Schmerz um den Verlust des Mannes und Kameraden hinzugeben. Sie musste die Ärmel hochkrempeln. Sie musste an die Arbeit.
Nun, ganz unvorbereitet war sie nicht für die Aufgabe, die sie übernahm. Eigentlich begann die Vorbereitung schon in frühester Jugend. Der Vater hatte sich so sehr einen Sohn gewünscht. Er zog die Tochter als Sohn auf. Schon von klein auf weckte er ihr Interesse für Bastelarbeiten, für Technisches, für alles das, was eigentlich Jungens machen. Für Puppen, für Nähen, für Sticken hatte sie keine Zeit und später kein Interesse. Herbert Lindner sagte einmal scherzend zu ihr, sie hätte sicher nie einen Mann bekommen, wenn er sie nicht geheiratet hätte. Nun, eine Frau konnte mit Lindner nicht so eine lange Zeit verheiratet sein, ohne eine Menge Technisches zu lernen. Sie musste es lernen, denn Lindner stand zum Beispiel auf dem Standpunkt, dass Reparaturen, die auf dem Landgut, das er sich gekauft hatte, nötig waren, von ihr vorgenommen werden müssten. Sein ständiger vertrauensvoller Ausspruch war: «Das machst du mit der linken Hand!»
Und die gnädige Frau machte alles mit der linken Hand. Sie machte es – ob es sich nun darum handelte, eine Turbine zu reparieren, eine Pumpe instand zu setzen oder eine elektrische Leitung zu legen – mit Hilfe der wenigen Arbeitskräfte, die noch zur Verfügung standen. Der schwere grosse Herbert Lindner lächelte. «Du bist schliesslich der einzige Lehrling, den ich in meinem Leben selbst ausgebildet habe, und ich scheine meine Sache gar nicht so schlecht gemacht zu haben .. .»

Zwei Tage nach der Unterhaltung der gnädigen Frau mit dem sowjetischen Offizier steht ein Arbeiter schreckensbleich vor Frau Lindner.
«Was ist los? Was ist geschehen?»
«Sie... sie demontieren!»
Die Russen sind mit grossen Lastwagen gekommen, sie reissen die

Werkzeugmaschinen mit Brechstangen von den Fundamenten. Sie werfen die Präzisionswerkzeuge zu Boden, sie kneifen die elektrischen Kabel und Anschlüsse für die Antriebsmotoren ab. Sie zerschlagen die Schalter und Steuerpulte mit ihren roten, grünen und weissen Signallämpchen.
Auch Spass muss sein. Die sowjetischen Soldaten bombardieren einander mit den weissen Kunststoffkugeln, die auf die Schalthebel der Werkzeugmaschinen gehören, und Fensterscheiben gehen dabei kaputt. Es wird auch ein wenig geplündert und – so nebenbei – werden Karteikästen umgestürzt und Zeichnungen verbrannt. Das alles gehört zur ‚Vernichtung des faschistischen Rüstungspotentials'. Es dauert auf den Tag zwei Monate.
Es gelang Erna Lindner nicht, ihre Fabrik in dieser Zeit zu betreten. Es würde auch ein Unglück geben, denn sie wäre wohl kaum fähig, die Vernichtung schweigend mit anzusehen.
Ach, es hätte ja keinen Sinn, zu protestieren. Was hat überhaupt noch Sinn? Was kann sie tun? Und doch: Nichts scheint ihr schwerer zu sein, als dass sie nichts tun darf, dass sie diese zwei Monate zu Hause sitzen muss. Zu Hause? Das Haus ist beschlagnahmt. Man hat ihr zwei Kellerräume gelassen.
Zwei Monate sind eine lange Zeit, wenn man gar nichts zu tun hat, wenn es so aussieht, als würde man nie wieder etwas zu tun haben. Zwei Monate sind viel Zeit zum Nachdenken.
Dann plötzlich eines Abends erscheinen zwei sowjetische Offiziere in der Villa Erna Lindners. «Du Frau! Du mitkommen zur Vernehmung!»
Sie weigert sich energisch. Was ist mit ihrem Schwager geschehen, den man verschleppt hat?
Die Offiziere zucken die Achseln. Sie haben keine Ahnung.
«Man hat ihn verschleppt. Wenn ich jetzt mit Ihnen gehe, werde auch ich nicht wieder zurückkehren», erklärt Frau Lindner mit bemerkenswertem Mut. Ihre alte Wirtschafterin beginnt zu weinen, klammert sich an die gnädige Frau. Sie will sie nicht Weggehen lassen.
Die sowjetischen Offiziere beraten flüsternd. Dann sagt einer: «Melde dich morgen früh – auf Sowjet-Kommandantura!»
Das tut Erna Lindner. Ein sowjetischer Oberst, hinter seinem Schreibtisch sitzend, vernimmt sie in durchaus höflicher Form. Schon nach den ersten Sätzen ruft Erna Lindner aus: «Darf ich fragen, warum das Werk demontiert worden ist?»
Der Russe lächelt. «Sie haben schliesslich den Krieg verloren.»
Frau Lindner lächelt nicht. «Ich habe ihn nicht einmal geführt. Das heisst, die Firma produzierte nichts für die Rüstung.»
«Ich weiss», gibt der Oberst zu.

«Dann wissen Sie vielleicht auch, dass wir keine Nationalsozialisten waren, weder mein Mann noch ich.»
«Es ist wahr, politisch liegt nichts vor. Weder gegen Ihren Mann noch gegen Sie.»
«Also warum die Demontage?»
Der Oberst: «Wir wollen eben auch so ein schönes Werk haben, wir in der Sowjetunion. Wissen Sie, wieviel bei uns im Krieg zerstört worden ist? übrigens, ein so schönes Werk haben wir meines Wissens nie gehabt...»
Schliesslich verabschiedet er Frau Lindner mit dem guten Ratschlag: «Bauen Sie Ihr Werk doch wieder auf!» Und dann ist die Vernehmung zu Ende.
Und die gnädige Frau wandert hoffnungsvoll nach Wittenau. Als sie sieht, was aus dem Werk geworden ist, muss sie an sich halten, um nicht zu heulen. Zerbrochene Scheiben, verwüstete Hallen, unvorstellbarer Schmutz, die Maschinen verschwunden. Keine Messgeräte, keine Materialvorräte mehr, in den Büros keine Möbel und keine Schreibmaschinen.
Frau Lindner geht durch die leeren Hallen, denkt: Wie gut, dass mein Mann das nicht mehr erleben musste ...

Herbert Lindner, der grosse schwere Mann mit dem gütigen Gesicht, war auf dem väterlichen Gut in Westpreussen aufgewachsen. Schon frühzeitig war er zu einem Schlossermeister in dem benachbarten Städtchen in die Lehre gekommen. Vierzehn Stunden musste er arbeiten; es handelte sich hauptsächlich um Reparaturen an landwirtschaftlichen Maschinen. Vierzehn Stunden, Tag für Tag. Dann hatte Herbert Lindner genug. Er wollte aus der kleinen Stadt heraus, er wollte nach Berlin, er wollte in die Industrie. Mit seinen geringen Ersparnissen machte er sich selbständig. Während des ersten Weltkrieges, der kurz darauf ausbrach, fabrizierte er mit seinen Gesellen einfache Armaturen. Später baute er auch kompliziertere Zusatzgeräte für Fräsmaschinen.
Schon damals interessierte, ja faszinierte ihn das Problem, höchste Präzision, die bis dahin nur durch Handarbeit erzeugt werden konnte – also viel Zeit und viel Geld kostete –, maschinell zu erzielen. Auf einer seiner Reisen hatte er böhmischen Glasschleifern bei der Arbeit zugesehen und mit Erstaunen festgestellt, wie sie mit einer sehr dünnen, zum Rande hin stark zugespitzten rotierenden Schleifscheibe kunstvolle Ornamente in Glaskelche schliffen, ohne die hauchdünne Wandung des Glases zu zerstören. Hierdurch inspiriert, kam ihm die Idee, diese Methode für die Bearbeitung hochfester Stahlsorten anzuwenden.

Herbert Lindner war überzeugt davon, dass durch eine Werkzeugmaschine von hoher Genauigkeit Gewinde und Profile wenn möglich noch präziser erzeugt werden konnten.
Eine Werkzeugmaschine: Es gab einfache Werkzeugmaschinen – etwa die Kreissäge, die Blechschere, die Hobelmaschine, die Drehbank –, ohne die die technische Entwicklung der letzten zweihundert Jahre nicht denkbar gewesen wäre. Es gab Werkzeugmaschinen, die bis auf wenige hundertstel Millimeter genau arbeiteten. Lindner aber wollte eine Werkzeugmaschine – von der Schleifscheibe ausgehend – bauen, die mit einer Präzision von einigen tausendstel Millimeter arbeitete.
Natürlich ging es nicht um das Einschleifen von Ornamenten in Glaskelche. Es ging vor allen Dingen um Stahl. Bis jetzt war zum Beispiel das Gewinde auf Drehbänken hergestellt worden, und zwar dergestalt, dass der Arbeiter mit einem Profilstahl das Gewinde in das Werkstück hineingeschnitten hatte – ein langwieriger Arbeitsprozess. Der bearbeitete weiche Stahl musste später noch gehärtet werden, wobei er sich oft verwarf.
Lindner wollte – und dies war die neue Idee – das Gewinde aus dem Vollen in bereits gehärtetem Stahl schleifen. Wie war das möglich, da gehärteter Stahl doch härter war als alle Werkzeuge, die bisher gebraucht wurden? Die. Antwort: er musste Schleifscheiben finden, die die notwendige Standfestigkeit hatten, um das Gewindeprofil gewisse Zeit zu behalten.
Er konzentrierte sich auf diese Aufgabe mit seinem ganzen Eigensinn und seiner ganzen Zähigkeit. 1923 brachte er die erste wirtschaftlich arbeitende Gewindeschleifmaschine heraus. Bald war sie in der Fabrikationstechnik ein Begriff.
Aus der Gewindeschleifmaschine mit einprofiliger Schleifscheibe entwickelte Lindner bald die Gewindeschleifmaschine mit mehrprofiliger Schleifscheibe. Er stellte wissenschaftliche Untersuchungen über die Struktur von Schleifscheiben an, entwickelte dazu genaue Prüfverfahren, schaffte Unterlagen für die Bestimmung von Schleifscheibenleistung und Schleifzeiten und stellte allgemeingültige Tabellen für das Gewindeschleifen auf.
In den nächsten Jahren entwickelte er seine Lehren-Bohrwerke. Der Markt kannte bereits Lehren-Bohrmaschinen, Schweizer und amerikanischer Herkunft, Wunderwerke der Präzision, die freilich ungemein teuer waren. Diese Lehren-Bohrwerke hatten die Aufgabe, den Arbeitstisch mit dem darauf befestigten Werkstück durch Drehen von Gewindespindeln um wenige tausendstel Millimeter dem Bohrer gegenüber zu bewegen, oder umgekehrt den Bohrer dem Werkstück gegenüber positionell zu verändern. Lindner wollte ein Lehren-Bohrwerk konstruieren, das wesent-

lich billiger war als die Lehren-Bohrwerke, die sich auf dem Markt befanden.
An einem Sonntagvormittag zu Hause, mitten in einer Unterhaltung mit seiner Frau, bat er plötzlich um ein Stück Papier. Sie reichte ihm einen Briefumschlag, und auf ihm entwarf er das erste Lehren-Bohrwerk, dessen Einstellung auf die Koordination durch ein völlig verschleissfreies optisches Messsystem erfolgen sollte. In seiner Konstruktion war es völlig anders als die bisher bekannten aus der Schweiz und aus Amerika. 1929 brachte er sie auf den Markt, vervollkommnete sie in den nächsten Jahren immer mehr, entwickelte stärkere, grössere, genauere und wirtschaftlichere Typen.
Gewinde-Schleifmaschinen und Lehren-Bohrwerke, die mit einer Präzision von einem tausendstel Millimeter arbeiten: dies war das Lebenswerk Herbert Lindners, der zwanzig Jahre vorher als Lehrling in einer bescheidenen Reparaturwerkstatt in einem westpreussischen Städtchen angefangen hatte. Seine ersten Jahre hatte er nie vergessen. Oft sagte er sich: ‚Wenn ich einmal eine Fabrik besitze, werden meine Arbeiter nicht in Dreck und Russ arbeiten müssen. Sie sollen auf Bäume und Blumen blicken.'
Als die Fabrik im Osten Berlins zu klein geworden war, wurde ein Architekt bestellt. Lindner erklärte ihm: «Bauen Sie mir eine Maschinenfabrik zwischen Bäumen und Blumen!» Der Architekt glaubte, nicht recht gehört zu haben. Er glaubte im Verlaufe der nächsten Jahre, als er die Fabrik baute, noch oft, nicht recht gehört zu haben, denn Lindner äusserte recht seltsame Ideen, an denen er indessen unverrückbar festhielt, über das, was er haben wollte. 1932 war das neue Werk fertig, die Maschinenfabrik im Park, die wie eine Kuranlage wirkte. Die Hallen, in denen zu arbeiten eine Freude war, waren so hoch und luftig, man konnte durch die Fenster ins Grüne blicken und sich entspannen; das war gut, denn die Augen der Leute ermüdeten leicht bei der Präzisionsarbeit.
Die Arbeiter liebten ihren Chef Herbert Lindner. Aber dann begann die Deutsche Arbeitsfront, sich für Lindner zu interessieren. Wie gut wäre es für die Partei und für die Arbeitsfront, wenn gesagt werden könnte, dass dieser mustergültige Arbeitgeber ein Anhänger Hitlers sei. Aber das konnte nicht gesagt werden. Lindner wollte von Nationalsozialismus, wollte von Adolf Hitler, von Robert Ley nichts wissen. Die Fabrik im Park wurde eine Art Hochburg der Opposition. Niemand hob dort die Hand zum deutschen Gruss. Selbst in dem nicht weit entfernten Konzentrationslager Sachsenhausen flüsterte man einander zu: «Wenn du hier rauskommst, geh zu Herbert Lindner!»
Das Resultat: Lindner bekam keine Rüstungsaufträge. Er zuckte

die Achseln. Er war eigentlich froh, dass er auf diese Weise auch nicht indirekt für Hitler arbeiten musste. Lag ein tieferer Sinn darin, dass die Hallen Lindners während des ganzen Krieges nicht ein einziges Mal von Bomben getroffen wurden?

Die Bomben haben die Fabrik verschont. Die Russen haben die Fabrik nicht verschont. Lind jetzt soll die gnädige Frau gewissermassen mit der linken Hand das Werk aufbauen, von dem nichts mehr steht als leere Hallen? Sie gewinnt wieder etwas Mut, als Anfang Juli die Amerikaner und Briten nach Berlin kommen und Wittenau schliesslich unter französische Verwaltung gestellt, also der sowjetischen Gewalt entzogen wird. Sie sieht im Abzug der Russen ein Signal.
Sie zählt ihre Barschaft. Die besteht aus dreizehn Mark und fünfunddreissig Pfennigen. Damit kann man nicht viel anfangen; eher schon mit zwei gesunden Händen und einem klaren Kopf.
Am Morgen nach dem Abmarsch der Russen erscheint die gnädige Frau im Werk mit Besen, Schaufel und Eimer und beginnt auszukehren und zu säubern. Vierzig Arbeiter und Angestellte finden sich in den nächsten Tagen ein, helfen mit, schuften mit ihr drei Monate lang. Es ist heiss geworden. Das Schlimmste sind die Millionen Fliegen, die einen bei der Arbeit belästigen. Man konnte ihrer Herr werden, wenn nicht das Wasserbassin im Park völlig verseucht wäre. Es enthält dreitausend Kubikmeter Wasser. Bei der Feuerwehr zuckt man die Achseln. Wie steht es mit der Genehmigung vom Gesundheitsamt?
Frau Lindner weiss nicht einmal, dass es schon wieder ein Gesundheitsamt gibt. Das Gesundheitsamt, zu dem sie sich durchfragt, erteilt schliesslich die Genehmigung.
Die Feuerwehr erscheint ein paar Tage später. Aber bevor der Brandmeister die Schläuche anlegen lässt, verlangt er Benzin. Das hat Erna Lindner nicht. Sie verhandelt. Der Brandmeister will nicht verhandeln. Schon gibt er seinen Leuten das Zeichen, wieder abzufahren. Da fällt der Blick Erna Lindners auf eine mechanische Feuerleiter. Die kennt sie doch! Die Arbeiter, die neben ihr stehen, nicken.
Darauf sagt Frau Lindner zum Brandmeister: «Diese Leiter bleibt hier! Sie gehört mir! Man hat sie gestohlen!»
Der Brandmeister denkt gar nicht daran, die Leiter herzugeben. Aber das nützt ihm nichts. Trotz Protest, trotz Schimpfen muss er schliesslich ohne Leiter abrücken. Die Leiter ist die erste Beute, die die gnädige Frau zurückerobert hat.
Freilich, das Wasser bleibt im Bassin, und so bleiben auch die Fliegen, wo sie sind.

«Gnädige Frau!» Ein Arbeiter eilt herbei. Er hat in einem Schuppen eine alte Pumpe gefunden, die die Russen zurückgelassen haben, weil sie nicht mehr funktionierte. Die gnädige Frau untersucht die Pumpe. Wie oft hat sie solche Pumpen auf dem Gut repariert! Ein paar Stunden gemeinsamer Arbeit – und die Pumpe dreht sich wieder.
Der Elektriker wirft ein: «Aber wir haben doch keinen Strom . ..»

Erna Lindner erinnert sich. «Drüben auf der anderen Seite der Strasse haben die Leute doch gestern wieder Licht gebrannt. Wenn wir da heran könnten!»
Sie erinnert sich auch eines Stückes Kabel, das sie vor ein paar Tagen im Luftschutzbunker liegen sah. Es genügt. Zusammen mit dem Elektriker findet sie die Stelle am Hauptstrang, wo sie das Kabel ans Netz anschliessen kann.
Die Pumpe läuft wieder. Der Saugtopf wird angeschlossen. Das verseuchte Bassin entleert sich allmählich. Die Fliegen verschwinden.
Die gnädige Frau betrachtet ihre Arbeiter mit kritischem Blick. Manche können sich kaum aufrecht halten, so kraftlos sind sie. Man müsste ihnen zu essen geben. «Jeder kann sich ein Stück Land hier im Park nehmen, kann anbauen, was er will», erklärt sie. Ausserdem fährt sie, wann immer sie sich einen Tag frei machen kann, aufs Land hinaus, verkauft ihre Habseligkeiten, bringt Kartoffeln mit für ihre Getreuen.
O Ironie! Sie selbst bekommt nur die Lebensmittelkarte V, wegen ihrer geringen Zuteilungen allgemein die ‚Sterbekarte' genannt. Einige ihrer Arbeiter erhalten Karte I für Schwerstarbeiter und Spezialisten oder als Schwerarbeiter Karte II. Ist nicht auch die gnädige Frau ein Schwerstarbeiter? Nein, sie ist eine ehemalige Kapitalistin.

Wer sie jetzt sieht, würde schwerlich auf diesen Gedanken kommen. Jeden Tag wandert sie die zehn Kilometer von ihren beiden Kellerräumen in Frohnau nach Wittenau und abends die gleiche Strecke zurück. Jeden Tag schleppt sie sich ab und bringt Hammer, Zangen, Feilen, einen Schraubstock, eine Blechschere in ihrem Rucksack mit. Das Werk braucht ja alles. Jeden Tag fegt sie den Schmutz zusammen, karrt ihn weg. Sie denkt nicht daran, sich geschlagen zu geben.
Seit Tagen sucht sie nach Bleistiften. Im Werk ist kein einziger geblieben. Ein sowjetischer Soldat kommt ihr entgegen, zwölf Bleistifte lugen aus seiner Brusttasche heraus. Erna Lindner bittet um einen Bleistift. Der Russe versteht nicht. Da zieht sie ihm einen

Bleistift aus der Brusttasche und geht weiter. Der sowjetische Soldat starrt ihr verblüfft nach.
Jeder Lohnzahltag bedeutet schlaflose Nächte. Sie verkauft alles: Entbehrliches und auch Unentbehrliches. Und wirklich liegt jeden Freitag das Geld für die Löhnung der Getreuen bereit.
Statistiker haben später ausgerechnet, dass rund fünfzehn Prozent der bei Kriegsende in Berlin noch vorhandenen Werkzeugmaschinen die ersten drei Monate Frieden überstanden. Aber diese Statistik berücksichtigt auch alle kleinen Handwerksbetriebe mit ihren alten, kaum noch brauchbaren Werkzeugmaschinen, wie etwa Drehbänke, Hobel- oder einfache Fräsmaschinen. Die hochwertigen Werkzeugmaschinen wurden allesamt demontiert und fortgeschleppt. In den vielen Betrieben und Betriebchen, die jetzt mit den alten Werkzeugmaschinen wieder zu arbeiten beginnen, fehlen vor allem Gewindebohrer, um Tausende, Hunderttausende von Löchern mit Gewinden zu versehen. Niemals zuvor sind Gewindebohrer so vonnöten gewesen.
Ein Arbeiter, der täglich durch den Bezirk Tiergarten kommt, hat inmitten von Trümmern eine Lindner-Gewindeschleifmaschine entdeckt. Er berichtet: «Das Maschinenbett sieht noch ganz stabil aus, gnädige Frau!» Am Abend geht Erna Lindner mit ihm hin. Die sechs zusätzlichen Kilometer machen ihr nichts aus. Sie sieht sich die Gewindeschleifmaschine etwas genauer an. Verdreckt und verrostet ist sie ja, aber man könnte sie wieder flottmachen. Wenn man nur den Eigentümer wüsste! Sie fragt in der Nachbarschaft herum. Der Mann, dem die Fabrik hier gehört hat, ist weg. Warum sie sich nicht ans Bergungsamt wendet?
Also zum Bergungsamt. Der zuständige Beamte verhält sich zuerst sehr ablehnend. Schliesslich hat ja die Maschine jemandem gehört, man kann sie nicht einfach wegnehmen. Schliesslich könnte ja dann jeder kommen und sich eine Maschine aus den Trümmern herausholen.
Die gnädige Frau öffnet ihre Tasche. Sie bietet einen Ring an. Der zuständige Beamte nimmt den Ring in Zahlung. Ein paar Arbeiter kommen, montieren die Maschine auseinander, verladen die Teile auf Handwagen, bringen sie nach Wittenau.
In der leeren Fabrikhalle sieht man sich die Maschine näher an. Ja, wenn man noch ein paar Werkzeugmaschinen hätte, eine Drehbank, eine Bohrmaschine, eine Hobelmaschine, ja, dann könnte man wohl die gerettete Gewindeschleifmaschine wieder in Ordnung bringen.
Eine von den Russen übersehene alte Bohrmaschine steht noch in dem Schuppen, aus dem man die Pumpe herausgeholt hat. Eine Drehbank? Die gnädige Frau hat ein wenig herumgehorcht. Zwei

gebrauchte Drehbänke wären wohl zu haben.. . Aber nicht umsonst.
Die gnädige Frau verkauft eine goldene Kette, legt schliesslich noch zwei Abendkleider dazu. Drehbänke sind jetzt wichtiger als Abendkleider. Die erste Lindner-Gewindeschleifmaschine wird wieder aufgearbeitet. Und dann läuft sie, läuft mit friedensmässiger Präzision.
Und nun? Verkaufen?Das kommt gar nicht in Frage. Die Industrie, der die Firma Lindner Präzisionsmaschinen verkauft hatte, die sie zur Fertigung von Autos und Nähmaschinen und hundert anderen Bedarfsartikeln brauchte, ist noch nicht so weit. Autos und Nähmaschinen werden noch nicht fabriziert. Also ist die Zeit noch nicht gekommen, Gewindeschleifmaschinen zu verkaufen.
Infolgedessen behält Frau Lindner die Gewindeschleifmaschine und stellt mit ihrer Hilfe Waren her, die jetzt besonders gebraucht werden: etwa präzis geschliffene Gewindebohrer aus härtestem Stahl, die ihr zu Tausenden aus der Hand gerissen werden. Nach ein paar Wochen schon ernährt die auf gearbeitete Gewindeschleifmaschine die vierzig Mann Belegschaft.
In Berlin, in der Westzone spricht es sich herum: «Bei Herbert Lindner machen sie wieder Präzision!» Es kommen Aufträge: Lindner-Werkzeugmaschinen sollen repariert werden, Werkzeugmaschinen, die gerettet oder gefunden worden sind. Als die erste fertig ist, als die gnädige Frau sie mit hellgrauer Farbe anstreicht, brechen die vierzig Getreuen in Jubel aus. Nur die gnädige Frau selbst weiss, dass die graue Farbe geborgt ist, noch weiss sie nicht, wie sie sie bezahlen soll. Aber davon verrät sie kein Wort. Es würde die Stimmung der anderen stören,
Die gnädige Frau muss Rechnungen schreiben, Lieferscheine, Bestellungen machen. Die gnädige Frau macht das alles allein auf ihrer mühselig geretteten Schreibmaschine.
Eigentlich ist es nun schon geschafft. Oder ist es voreilig, so etwas zu sagen? Der Winter steht vor der Tür. Die Kälte ist unerbittlich. Auch die gnädige Frau friert in ihren schlecht geheizten Kellerräumen. In den Hallen wird es so kalt, dass man dort nicht mehr arbeiten kann. Also wird eine Halle geteilt, werden sechshundert Quadratmeter durch eine Mauer abgetrennt. Alle helfen mit, diese Mauer zu bauen. Aus Metallresten werden Blechöfen angefertigt. Im Park wird das nötige Holz geschlagen.
Trotzdem: Es kommen Stunden der Verzweiflung, Stunden, in denen es aussieht, als würde es nicht mehr weitergehen, in denen manch einer der vierzig Getreuen den Kampf aufgeben möchte. Aber die gnädige Frau verzweifelt nicht. Sie wird weiterkämpfen.

Es gelingt ihr, von den Besatzungsmächten eine Reisegenehmigung nach Westdeutschland zu bekommen. Sie reist zu Fuss, auf Lastwagen, auf Tankwagen. Sie sucht Material: Stahl, Werkzeuge, Kupferdraht, Motoren. Es gelingt ihr, an ihr privates Bankkonto heranzukommen. Zum Unterschied von Berlin haben die Besatzungsmächte in Westdeutschland die Bankkonten nur vorübergehend gesperrt. Von dem Geld kauft sie, was am nötigsten gebraucht wird: Elektromaterial, Stahl, einige Werkzeugmaschinen.
Das Schlimmste scheint überwunden zu sein.
Dann kommt, Mitte 1948, die Blockade. Der Strom wird kontingentiert. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hat die Fabrik der gnädigen Frau nur zwei Stunden lang Strom zur Verfügung.
Das Werk muss stillgelegt, die meisten Getreuen müssen entlassen werden. Die wenigen, die Zurückbleiben, richten einen Notdienst ein, bleiben frierend, hungernd im Werk, kämpfen einen aussichtslosen Kampf gegen eingefrorene Wasserleitungen, gegen den Rost, der sich auf den Werkzeugmaschinen bildet.
Erna Lindner verschwindet wiederholt in die Ostzone, um, wie sie sagt, Kartoffeln für ihre Arbeiter zu holen. Es gelingt ihr auch, die Kartoffeln durch die östlichen Kontrollen durchzuschmuggeln.
Als die Blockade West-Berlins im Mai 1949 zu Ende geht, als es wieder Strom gibt, als alle Lichter erstrahlen und als der Anschluss an den Westen wiederhergestellt wird, könnte man die Zeichnungen der Neukonstruktionen nach den letzten Ideen Herbert Lindners gut brauchen. Da man sie nicht lückenlos hat, werden sie aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren versucht.
Es gelingt. 1950 bringt die Firma Herbert Lindner ein ganz neues Modell der Gewindeschleifmaschine heraus. Nun kommen ständig Aufträge aus West-Berlin und aus Westdeutschland, und vor allen Dingen aus dem Ausland. Neue Gewindeschleifmaschinen und Lehren-Bohrwerke verlassen das inzwischen wieder aufgebaute Werk. Kunden von einst melden sich wieder. Alles, was die Firma früher hergestellt hat, ist Mangelware geworden. So viel ist im Krieg zerstört worden! Der Nachholbedarf an Werkzeugmaschinen – nicht nur in Deutschland – ist riesig. Wer Werkzeugmaschinen bauen kann, braucht sich um den Absatz keine Sorgen zu machen.
Die Lieferfristen werden länger. Nicht in drei und nicht in sechs Monaten kann geliefert werden, es dauert ein Jahr, es dauert bald fünfzehn oder achtzehn Monate. Ja, wenn die gnädige Frau mehr Arbeiter einstellen, mehr Maschinen anschaffen könnte! Arbeit genug wäre da. Aber dazu wäre Kapital nötig ...
Die gnädige Frau bekommt ERP-Gelder. Aber die Bank, die den Kredit vermittelt, verlangt Sicherheiten. Erna Lindner verpfändet

ihre Grundstücke. Mit dem Geld kauft sie neue Werkzeugmaschinen.

Die Belegschaft des Werkes wächst. Aber sie wächst nur recht langsam. Die gnädige Frau weiss aus langjähriger Erfahrung: es dauert Monate, bis ein Durchschnittsarbeiter angelernt werden kann. Und von zehn Arbeitern, die angelernt werden, erweisen sich allerhöchstens zwei oder drei als brauchbar. Es handelt sich ja schliesslich um eine Tausendstel-Millimeter-Präzision.

Immerhin, im August 1952 beschäftigt die gnädige Frau schon fast wieder vierzig Prozent des Vorkriegsstammes. Allmählich werden es fünfzig und sechzig Prozent. Aber da die Aufträge sich rapid mehren, werden trotz der Mehreinstellungen die Lieferfristen länger. Viele Kunden bleiben voll Misstrauen. Sie glauben nicht recht, dass die Fabrik wieder das leisten kann, was sie einmal leistete. Sie haben von der hundertprozentigen Demontage Berlins gehört.

Die gnädige Frau lädt die Kunden ein, nach Berlin zu kommen, sich die Werkstätten anzusehen und sich selbst davon zu überzeugen, dass nicht alte zusammengestoppelte Werkzeugmaschinen, sondern neue, nagelneue Gewindeschleifmaschinen und Lehren-Bohrmaschinen hergestellt werden. Manche Kunden scheuen sich zuerst, der Einladung Folge zu leisten. «Und wenn die Russen plötzlich nach West-Berlin kommen?»

Diese Kunden würden nur zu gern ihre Gewindeschleifmaschinen und Lehren-Bohrwerke anderswo kaufen. Aber sie haben ja keine Wahl. Was sie brauchen, gibt es nur bei Herbert Lindner in Berlin.

Bei Frau Lindner hat sich wenig geändert: früh am Morgen schon verlässt sie ihre Villa, deren Beschlagnahme inzwischen wieder aufgehoben worden ist, und fährt in die Fabrik. Und wenn man spät am Abend nach ihr fragt, erklärt der Pförtner am Portal: «Ja, die gnädige Frau ist noch im Werk!»

Manchmal wartet der Chauffeur bis spät in die Nacht hinein auf sie. Schliesslich kommt sie, und er öffnet, die Mütze in der Hand, den Schlag des alten schwarzen Horch-Wagens. «Diese modernen Vehikel sind mir alle zu klein», erklärt sie, «zu unterirdisch, wenn Sie wissen, was ich meine. In die Wagen kann man ja gar nicht richtig einsteigen, da klemmt oder wälzt man sich hinein. In meinen alten Horch, ja, da kann ich noch richtig einsteigen, ohne mir alle möglichen oder unmöglichen Körperteile zu verrenken.»

Über das, was hinter ihr liegt, spricht sie nicht allzu gern. «Ein Wunder? Wir haben nur bewiesen, dass der Wille, sich einzusetzen, dass Zähigkeit, Energie und Zusammenhalten aller aus einem Chaos wieder etwas auf bauen können.»

Und dann: «Ein bisschen Glück muss man auch haben!»

Die Persönlichkeit entscheidet

Der längere Atem

Joachim Wussow, der Generaldirektor der Olympia-Büromaschinenwerke AG in Erfurt, hatte während des zweiten Weltkrieges erreicht, dass die Fabrik, obwohl sie auf Kriegsbetrieb umgestellt war und Pumpen und Tragkörbe für die Wehrmacht fabrizierte, eintausend Schreibmaschinen im Monat herstellen durfte. Das war nicht viel, aber man blieb im Schreibmaschinengeschäft. Und das wollte Wussow.

Denn er konnte sich an seinen fünf Fingern abzählen, dass die Bomben einen grossen Teil, wenn nicht den grössten Teil der existierenden Schreibmaschinen vernichtet hatten, ganz abgesehen von dem angestauten Bedarf in Deutschland und darüber hinaus in der ganzen Welt.

Früher oder später würde Olympia wieder in grossem Massstab exportieren, dessen war Wussow sicher. Der Export war nie eingestellt worden, denn das Dritte Reich brauchte Devisen, und das war wohl auch der Grund, warum die Olympia-Werke in Erfurt mehr oder weniger in Ruhe gelassen worden waren; mehr, als in Ruhe gelassen zu werden, wollte Wussow von Hitler gar nicht. ..

Joachim Wussow verlor auch in den letzten Kriegstagen den Kopf nicht, auch dann nicht, als es aussah, als würde sich das Kriegsende, zumindest soweit Erfurt in Frage kam, auf dem Gelände der Olympia-Werke abspielen. Der Kommandant der Truppen, die in Erfurt standen, hatte sich auf den Petersberg zurückgezogen, um von dort

aus die Stadt zu verteidigen. Am Fusse des Petersberges aber lagen die Olympia-Werke.
Das hätte schlimm ausgehen können. Aber die Olympia-Werke kamen, sozusagen, noch mit einem blauen Auge davon. Einige Brandgeschosse zerstörten zwar das Verwaltungsgebäude, einige Fabrikationsgebäude wurden beschädigt, aber als die amerikanischen Jeeps durch Erfurt rollten, bestand die Fabrik im Wesentlichen noch.
Die ersten Wochen der amerikanischen Besetzung verliefen genau so, wie die Erfurter Bevölkerung sich den Frieden erhofft hatte. Es wurde nicht mehr geschossen, es fielen keine Bomben mehr, es war Ruhe. Ruhe bedeutete für Wussow und die Olympia-Werke Zeit, den Schutt zu beseitigen. Wussow gedachte, mit der Fabrikation baldigst wieder anzufangen.
Er wurde oft von amerikanischen Offizieren besucht, denn er sprach Englisch wie Deutsch. Er sprach sieben Sprachen. Er hatte schon früh begriffen, wie wichtig es war, die Welt auch jenseits der Grenzen des Landes kennenzulernen, in dem man zufällig zur Welt gekommen war. Schon als Schüler eines humanistischen Gymnasiums in Berlin beschäftigte er sich in seiner Freizeit vor allem mit modernen Sprachen, mit Englisch, Französisch, Spanisch und Russisch. Ihn interessierten Sprachen, weil ihn die Völker interessierten, die sie sprachen; und weil ihn fremde Völker interessierten, ging er nach seinem Abitur zu einer Hamburger Exportfirma in die Lehre. Dann wechselte er zu einer Deutsch-Südamerikanischen Bank in Berlin über und ging von dort zu einem Bleibergwerkskonzem nach Madrid. Die nächsten Stationen waren Malaga, der Nahe Osten, Alexandrien und schliesslich Kairo. Und dann kehrte er nach Berlin zurück, wo ihn die AEG in ihrer Auslands-Abteilung anstellte. Die AEG fabrizierte in einem Tochterwerk Schreibmaschinen.
Schon seit dem Beginn des Jahrhunderts. Die erste AEG-Schreibmaschine hiess ‚Mignon' und ein solcher Apparat in einem Pappkoffer kostete 98 Mark, was damals nicht so wenig Geld war, wie es heute scheint. Die ‚Mignon' war noch eine sogenannte Zeiger-Schreibmaschine; man musste mit der linken Hand mittels eines Zeigers die Buchstaben einstellen, mit der rechten dann auf die Taste drücken. Erst 1912 kamen die sogenannten Tasten-Schreibmaschinen unter dem Namen AEG auf den Markt, damals ‚Klaviatur'-Maschinen benannt.
Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Produktion dieser AEG-Maschinen auf zehn Stück pro Tag erhöht, wieder ein paar Jahre später auf vierzig Stück.
1923 wurde die Fabrikation nach Erfurt verlegt in einen jetzt

überflüssig gewordenen Rüstungsbetrieb. Zweihundert Schreibmaschinen pro Tag konnten ausgeliefert werden. 1930 wurde die Erfurter Firma in ‚Europa Schreibmaschinen AG' umgetauft. Europa: der Name sollte sich exportsteigernd auswirken und wirkte sich auch so aus. Schon gab es eine Reihe von Tochtergesellschaften in anderen europäischen Ländern, ja, auch in Amerika, Asien, Afrika. Von ‚Europa' bis zu ‚Olympia' war nur ein Schritt.
Wussow, der mit fünfundzwanzig Jahren die Leitung des Schreibmaschinenwerkes übernahm, hatte seinem Temperament entsprechend alles getan, um den Export weiterhin zu fördern. Er rechnete nur in internationalen Massstäben. Und das Ende des zweiten Weltkrieges bedeutete auch in diesem Sinn Befreiung für ihn und die Olympia-Werke. Jetzt brauchte er nicht mehr militärische Ausrüstungsstücke zu fabrizieren, die einen sinnlosen Krieg doch nicht gewinnen helfen konnten. Jetzt konnte er die Welt wieder mit Olympia-Schreibmaschinen beliefern.
So dachte Wussow, als er den Tip bekam; ein hoher amerikanischer Offizier gab ihn. Die Amerikaner, so meinte er, würden in Erfurt nicht bleiben. Die Russen würden früher oder später nach Erfurt kommen. Früher oder später. Wann, wusste der Offizier selbst nicht, als er das erstemal darüber sprach. Dann kam er noch ein paarmal zu Wussow und jedesmal, wenn er kam, war seine Miene düsterer. Und eines Tages sagte er: «Lange wird es nicht mehr dauern. Wenn ich Sie wäre, Herr Wussow ...»

Wussow wollte es zuerst nicht glauben. Er konnte sich nicht recht vorstellen, dass die Amerikaner das eroberte Erfurt wieder räumten. Übrigens bestätigten andere amerikanische Offiziere diese seine Zweifel. Sie lächelten bei dem Gedanken, dass man den Russen die Stadt oder gar das Land Thüringen überlassen würde. Da erschienen eines Tages zwei Herren bei Wussow. Es waren Abgesandte des Vorstandes der AEG. Geheimrat Bücher, der die Geschicke des Mammutkonzerns leitete, hatte sich von Berlin nach Hamburg abgesetzt. Berlin war in der Zwischenzeit längst in der Hand der Russen, die begonnen hatten, die Maschinen der AEG zu demontieren und in die Sowjetunion zu verfrachten. Geheimrat Bücher liess Wussow wissen, dass er es für wünschenswert hielt, wenn Wussow seinem Beispiel folge: der Vorstand der AEG wünsche nicht, dass die Olympia-Büromaschinenwerke AG mit Haut und Haaren den Russen anheimfielen.
Dies gab Wussow zu denken. Wusste man in Hamburg mehr als in Erfurt? Er sah sehr plötzlich einen Schlussstrich unter alle seine geschäftlichen Pläne gesetzt. Wenn Erfurt russisch würde, oder,

was auf dasselbe hinauslief, unter die Kontrolle der Russen käme, würde es schwerhalten, das Werk wieder zu dem zu machen, was es einmal gewesen war, gar nicht zu sprechen von Entwicklungen über den bisherigen Stand hinaus.
Hinzu kam, dass er selbst keine allzu grosse Lust verspürte, seine Frau und seine Kinder in einem sowjetisch regierten Lande zu wissen. Der Zufall kam Wussow zu Hilfe. In einer der schönsten Villen Erfurts, in der früher ein ihm befreundeter Arzt gelebt hatte, dessen Testamentsvollstrecker er war, residierte jetzt ein amerikanischer Oberst. Der liess ihn eines Tages zu sich kommen. «Sie sollen doch sehen», sagte er zu Wussow, «dass wir nicht wie die Vandalen hausen!» Er zeigte ihm den Garten und das Haus, und Wussow musste zugeben, dass der Besitz in keiner Weise gelitten hatte. Die beiden kamen ins Gespräch, und der Oberst bestätigte, dass die Russen bald in Erfurt erscheinen würden. Da sagte Wussow: «Stellen Sie mir Pässe aus für mich und meine Mitarbeiter und deren Familien, die uns berechtigen, Thüringen zu verlassen.»

Der amerikanische Oberst stellte die nötigen Papiere aus. Noch immer zögerte Wussow, denn er wusste, wenn er jetzt Erfurt verliess, würde er ganz von vorn anfangen müssen. Er hatte für die Ausführung seiner Pläne mit den Maschinen, mit den Arbeitern, mit der Kapazität des Erfurter Werkes gerechnet. Wenn er sich absetzte, besass er keine Maschinen mehr, keine Facharbeiter, nichts als seine Erfahrung und die Erfahrung einiger seiner Mitarbeiter, und die drei Millionen, die im Safe lagen. Aber was bedeutete das Geld, das schon jetzt entwertet war, da er doch wusste, dass ein einziges Schreibmaschinenmodell zu entwickeln und zur Massenherstellung vorzubereiten viele Jahre kostete.

Und doch entschloss er sich, schon einen Tag nach Erhalt der Pässe, zu fliehen. Es war eine Flucht vor dem, was nicht aufzuhalten war, was nicht bekämpft werden konnte. Es war eine Flucht, nicht so sehr um der Sicherheit der Person willen, als um der Sicherheit der Zukunft seines Werkes willen, von dessen Zukunft Wussow überzeugt war, obwohl er dieses erst wieder aufbauen musste.
Ein Lastwagen wurde bereitgestellt. Wussow verständigte seine engsten Mitarbeiter, den kaufmännischen Direktor Wilhelm Brok und den technischen Direktor Diplom-Ingenieur Otto Reichert. Nur das Nötigste sollte mitgenommen werden. Etwas zum Anziehen, ein bisschen Wäsche, vor allem auch für die Kinder, der Schmuck natürlich, und das flüssige Geld. Nichts von den Möbeln. Das Wichtigste: die detaillierten Pläne der Konstruktion der

Olympia-Büromaschinen. Die wurden in einen Pappkoffer gelegt, und den liess Wussow nicht mehr aus den Augen. In dem Pappkoffer lag die Zukunft der Olympia-Werke, die auch seine eigene Zukunft war.

Vielleicht ist das Wort Flucht gar nicht am Platze, denn es handelte sich um eine höchst offizielle Abreise. Wussow stellte noch Vollmachten aus, bevor er ging, setzte bewährte Mitarbeiter an die Stelle derjenigen, die mit ihm fuhren – Mitarbeiter, die nicht glauben wollten, dass die Russen kommen würden und die überzeugt waren, dass die Russen nicht so schlimm wären, wie die Goebbels-Propaganda sie gezeichnet hatte. Das alles kostete Zeit, und so kam es, dass Wussow in Erfurt zurückblieb, als die anderen abfuhren.

An einem der letzten Junitage 1945 ging es los. Es war noch sehr früh am Morgen. Aber schon nach den ersten drei, vier Kilometern konnte der Wagen nur noch im Schritt fahren. Und dann wurde die Fahrt wie ein böser Traum. Meist blieb man stehen. Die Strassen waren völlig überfüllt. Es schien, als wüssten recht viele Leute, dass die Russen kämen. Es schien, als hätten sie alle Todesangst vor den Russen. Dann wieder wollten manche zurückkehren, ohne dass sie selbst wussten, warum.

Es wär alles wie ein böser Traum. Zwar wollten die Olympia-Leute nur hundert Kilometer weit kommen – bis nach Burgkunstadt jenseits der künftigen Zonengrenze. Aber es sah nicht so aus, als ob sie das schaffen würden, heute oder morgen oder irgendwann. Ein paar Meter, dann musste man warten, stundenlang. Dann wieder ein paar Meter, dann wieder warten.

In Saalfeld gab es einen Zusammenstoss mit einem anderen Lastwagen. Es geschah nichts Schlimmes, nur der Kühler wurde leck. Also Reparatur. Also warten ... warten...

Die Kinder wurden müde und unruhig. Die Frauen konnten nur mühsam die Angst verbergen. Vielleicht war man doch zu spät losgefahren? Würde man es schaffen?

Nach fünf zehnstündiger Fahrt kam man um zehn Uhr abends in Burgkunstadt an.

Wussow selbst fuhr erst zwei Tage später. Viel länger hätte er seine Abreise nicht aufschieben dürfen. Als er Erfurt verliess, gab es schon keine Zweifel mehr, dass die Russen in den allernächsten Stunden einrücken würden, waren die Kommunisten unter den Arbeitern der Olympia-Werke bereits misstrauisch geworden gegenüber denen, die sich abgesetzt hatten.

Wussow tat gut daran, erst in der Dunkelheit abzufahren und nicht ganz so offiziell, wie zwei Tage zuvor die anderen es getan hatten.

Burgkunstadt, ein Städtchen von dreitausend Einwohnern bei Lichtenfels an der thüringisch-bayerischen Grenze, war von Wussow gewählt worden, weil Olympia dort ein sogenanntes Ausweichlager besass; das heisst, Wussow hatte von einer Schuhfabrik zwei Lagerräume abgemietet. Nun wurden die Schreibmaschinen und Büromaschinen-Zubehörteile, die in den beiden Lagerräumen verteilt waren, in einen geschafft, und so hatte man wenigstens den anderen Lagerraum zur Verfügung. Die verschiedenen Teilnehmer der Expedition kamen bei Bekannten unter. Man lebte in kleinen Kammern, man schlief in Betten, die übereinander angeordnet waren. In Erfurt standen die Villen leer ...

Noch waren die Russen nicht in Erfurt. Noch würde es vielleicht möglich sein, das eine oder das andere aus Erfurt nach Burgkunstadt zu bringen: Material, vielleicht auch fertige Ware.

Boten wurden nach Erfurt zurückgeschickt. Es wurde in der Tat noch einiges von Erfurt nach Burgkunstadt geschafft, aber doch nur sehr wenig. Der Betriebsrat der Olympia-Werke war überwiegend kommunistisch, wartete auf die Russen wie auf die wahren Befreier und sah in dem Versuch Wussows, Ware aus Erfurt in den Westen zu bringen, nichts als Sabotage.

Andere Boten wurden zu den westlichen Olympia-Filialen geschickt, nach Frankfurt am Main, Köln, München, Hamburg. Wie war die Lage dort? Was rieten die Filialleiter? Konnten sie helfen? Hatten sie Geld?

Die Briefe an die Filialleiter tippte Wussow eigenhändig. Die Boten verbargen die Briefe irgendwo, sie nähten sie in das Futter ihrer Anzüge oder schoben sie zwischen ihre Sohlen, denn sie mussten damit rechnen, kontrolliert zu werden,' und niemand wusste genau, was erlaubt war und was nicht. Die Boten machten sich auf den Weg. Sie brauchten sehr viel Zeit, aber schliesslich kamen sie doch wieder zurück. Und so wurden die ersten Kontakte hergestellt.

Einige Filialleiter liessen wissen, dass sie über etwas Geld verfügten, aber doch nicht über viel mehr als das, was sie selbst brauchten, um ihre Angestellten zu bezahlen. Andere hatten noch ein paar Schreibmaschinen auf Lager, die sie zu Geld machen konnten. Es dauerte manchmal wochenlang, bis diese Nachrichten nach Burgkunstadt kamen. Aber wenn es auch lange dauerte, und wenn die Nachrichten auch nicht gerade ermutigend waren, eines stand ausser Frage: alle Angestellten der Olympia-Büromaschinenwerke AG, wo immer sie sassen, wie immer es ihnen im Augenblick erging, waren der Überzeugung, dass Olympia nicht untergehen dürfe. Olympia-Schreibmaschinen mussten wieder auf den Markt. Und dies hatte Wussow hören wollen.

Nicht, dass er eine solche Bestätigung brauchte. Sein Plan stand ja seit Langem fest. Aber wo sollte man die Fabrik wieder aufbauen?

Er und seine Mitarbeiter waren sich darüber klar, dass es keinen Zweck hatte, zu improvisieren. Nur nichts überhasten! Nur die Ruhe bewahren. Man musste die Fabrik in einer anderen Stadt wieder aufbauen, wo es Raum genug gab, und wo es Arbeiter gab, die Schreibmaschinen bauen konnten – also Feinmechaniker.
Man 2og Erkundigungen ein, man erwog diese oder jene Stadt. Da kam die Nachricht, dass auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration von Erfurt die Olympia-Werke beschlagnahmt worden seien. An die Spitze des Unternehmens war ein gewisser Nikolai Pawlowitsch Parfenow getreten.
Das war Ende Juli. Anfang August fiel die erste Entscheidung in Burgkunstadt: die Olympia-Werke würden in Bielefeld wieder erstehen. In Bielefeld gab es vermutlich Fabrikationsräume, in Bielefeld gab es, was noch wichtiger war, eine Nähmaschinenindustrie und daher Feinmechaniker, die Schreibmaschinen würden bauen können.
Wussow und seine Mitarbeiter Brok und Reichert fuhren in einem alten, recht klapprigen Ford, den sie aufgetrieben hatten, nach Bielefeld, selbstverständlich unter Mitnahme des Pappkoffers mit den Konstruktionsplänen. Es dauerte viele Wochen, bevor sie auch nur die Zuzugsgenehmigung bekamen. Erst viel später kamen dann die Familien nach.
In Bielefeld erhielten die Olympia-Männer nach vielem Suchen zwei Büroraume im Oetker-Haus. Unten wurde Backpulver gemischt, oben über Schreibmaschinen verhandelt. Aber über Verhandlungen ging es nicht hinaus. Es gab Schwierigkeiten. Die Stadt Bielefeld erklärte sich ausserstande, Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Es gab in ganz Bielefeld keine Gebäude, in denen eintausend Arbeiter unterzubringen waren, und mit eintausend Arbeitern wollte Wussow anfangen. Es gab übrigens auch diese eintausend Arbeiter nicht. Die Feinmechaniker von Bielefeld waren voll beschäftigt.
Um die Zukunft der Olympia-Werke sah es düster aus. Das Schlimmste für Wussow war, dass alles so lange dauerte. Was normalerweise in einem Tag hätte erledigt werden können, nahm mindestens eine Woche in Anspruch. Er hatte, als er Erfurt verliess, damit gerechnet, dass viel Zeit vergehen würde, bis er mit der Produktion beginnen könnte. Er hatte sich mit Geduld gewappnet. Aber er hatte nicht damit gerechnet, dass es überhaupt nicht weitergehen würde. Er hatte nicht voraussehen können, dass er mit dem Kopf gegen Mauern rennen würde.

Er beschloss, mit seinem Kopf gegen diese Mauern zu rennen, bis die Mauern nachgaben. Es war ihm klar, dass Sein oder Nichtsein der Olympia und ihrer Mitarbeiter von seiner Fähigkeit abhing, die britische Besatzungsmacht zu überzeugen und für seine Ideen zu gewinnen. Er fuhr zur Britischen Militärregierung nach Münster und stellte einen Antrag: er wollte eine Fabrik mit eintausend Arbeitern aufmachen, um Schreibmaschinen zu produzieren.

Der erste britische Offizier, mit dem er verhandelte, sagte: «Wir sind nach Deutschland gekommen, um Fabriken zu schliessen, nicht um Fabriken aufzumachen!»

Wussow war um eine Antwort nicht verlegen. Er setzte dem Offizier auseinander, dass die Engländer vor dem Krieg jährlich für sechs Millionen Dollar in Amerika gekauft hätten. Diese Devisen konnten sie sparen, wenn sie ihre Schreibmaschinen künftighin von Olympia beziehen würden. Eine interessante Begründung, aber nicht ungefährlich im Herbst 1945.

Wussow gründete auf jeden Fall am 23. November 1945 die Olympia-Schreibmaschinenwerke in Bielefeld. Aber das war auch alles, was er tun konnte. Er fuhr noch einige Male nach Münster und, als sich dort nichts ereignete, nach Minden ins Britische Hauptquartier zur höchsten Wirtschaftsstelle. Er wurde zu irgendeinem Offizier geführt, dem er einen Vortrag von einer Viertelstunde halten durfte.

Der Offizier schien interessiert. Aber auch er hatte Bedenken. «Wir müssen auf die Russen Rücksicht nehmen. In der Ostzone gibt es viele Schreibmaschinenfabriken.»

Wussow fragte: «Glauben Sie, dass die Russen Ihnen Schreibmaschinen liefern werden?» Worauf der Brite mit den Achseln zuckte und erklärte: «Die Welt ist verrückt – aber ich habe sie nicht geschaffen!»

Die Russen forderten von den Briten nicht nur Rücksicht, sondern auch die Verhaftung und Auslieferung von Wussow. Sie denunzierten ihn als Nationalsozialisten, der er nie gewesen war, und als Millionendieb, weil er Gelder aus Erfurt mitgenommen hatte. Aber die Engländer verhafteten Wussow nicht.

Er kam wieder nach Minden, hatte Gelegenheit, sich mit den Briten über seine Pläne zu unterhalten. Er setzte ihnen auseinander, dass es eine sehr komplizierte Sache sei, eine Fabrik für Schreibmaschinen zu errichten. «Die Amerikaner brauchen zu der Entwicklung einer Schreibmaschine etwa vier Jahre», liess er sich vernehmen. Und für die Entwicklung einer Buchungsmaschine wären acht bis zehn Jahre erforderlich. Ausserdem seien gewaltige Kapitalien nötig, um die Werkzeuge zu schaffen. «Abschreibungen kann man frühestens nach fünf Jahren vornehmen ...» Er gab

zum Besten, dass eine kleine Schreibmaschine aus siebzehnhundert Teilen, eine grosse aus zweitausenddreihundert und mehr bestehe.

Auf die Frage, wie lange er brauche, die Fabrikation in Gang zu bringen, falls man ihm den Production Permit, um den er nachsuchte, erteilen würde, erklärte er rundheraus: «Drei Jahre!»
Die Briten sagten: «Andere sind hergekommen und haben erklärt, sie könnten eine Schreibmaschinenfabrik in sechs Monaten errichten.» Wussow verzog keine Miene: «Ich brauche drei Jahre und keinen Tag weniger.»
Die Briten notierten, was er ihnen gesagt hatte und erklärten, sie würden von sich hören lassen. Als Wussow Minden verliess, um nach Bielefeld zurückzukehren, hatte er das Gefühl, es sei alles zu Ende. Dies war vielleicht seine schwerste Stunde. Denn er wusste, wenn er den Production Permit nicht bekommen würde, war alles aus.
Drei Wochen später erhielt er die Nachricht, sein Antrag sei nach London weitergeleitet worden und von dort sei die Weisung ergangen, alles zu tun, um seine Pläne zu fördern – auch wenn die Russen dagegen seien.
Wieder einige Wochen danach wurde er nach Minden gerufen. Zwei britische Offiziere übergaben ihm feierlich den Production Permit. Die Entscheidung über Leben und Tod war gefallen. Die Olympia-Werke würden weiterleben.
Einer der Briten sagte zu Wussow: «Jetzt will ich Ihnen auch sagen, warum alles so glatt gegangen ist.. . Weil Sie uns nicht belogen haben.. . weil Sie uns gesagt haben, dass die Sache lange dauern würde. Das hat uns gefallen. Das hat uns bewiesen, dass Sie ein ehrlicher Mensch sind.»
Aber wo konnte Wussow mit dem Aufbau beginnen? Bielefeld fiel aus. Das entmutigte Wussow nicht. «Wir werden schon etwas finden.» Er setzte sich zusammen mit Brok und Reichert wieder in seinen alten Fordwagen und begann das Terrain zu sondieren.
Es gab um diese Zeit in Deutschland viele Städte, die sich eine neue Industrie wünschten. Die Einwohnerschaft dieser Städte war seit Mitte der dreissiger Jahre in irgendwelchen Kriegsindustrien tätig gewesen, und Kriegsindustrien gab es nicht mehr. Es verging kaum eine Woche, ohne dass Wussow eine Offerte bekam, in dieser oder jener Stadt mit der Fabrikation von Schreibmaschinen zu beginnen. Aber er lehnte alle Offerten ab, nachdem er sie überprüft hatte. Denn es ging ihm nicht darum, irgendwo irgendwie anzufangen. Es kam ihm nicht darauf an, ein paar Monate früher als die Konkurrenz auf dem Markt zu sein, obwohl er recht gut

wusste, dass Zeit Geld bedeutete, besonders in der Schreibmaschinen-Industrie.
Es ging ihm um mehr. Es stand viel mehr auf dem Spiel. Er hatte einen Plan, und diesen Plan wollte er durchführen. Den Plan: die Olympia-Werke so wieder aufzubauen, dass sie expansionsfähig waren, dass sie in der Lage sein würden, den ungeheuren Bedarf, der sich im In- und Ausland ergeben hatte, zu befriedigen. Eine Zeitlang dachte Wussow an Solingen. Dann wies ihn ein Bekannter auf Wilhelmshaven hin. Er schrieb einen Brief an die Stadtverwaltung von Wilhelmshaven – wie er schon viele Briefe geschrieben hatte –, er wolle eine Fabrik aufbauen für eintausend Arbeiter. Die Stadtverwaltung schickte ein Telegramm. Die Stadtverwaltung erklärte sich prinzipiell an dem Projekt interessiert.

Inzwischen war es Sommer 1946 geworden. Wussow, Brok und Reichert erschienen in dem alten Fordwagen in Wilhelmshaven. Die Stadt bot ein geradezu fürchterliches Bild, überall Bombentrichter. Die Strassendecken waren unter den vielen Panzern eingebrochen.

Die meisten Ruinen waren übrigens erst nach Kriegsende entstanden. Gewiss, Wilhelmshaven war mehr als hundertmal während des Krieges bombardiert worden, aber als die Briten einrückten, waren die Werftanlagen im Wesentlichen noch intakt. Die Werftanlagen der Kriegsmarine, die dreissigtausend Menschen Arbeit gegeben hatten. Die Briten sprengten diese Werftanlagen. Zurück blieben die Trümmer und eine Bevölkerung, die in Verzweiflung versank.

Es wäre übertrieben, zu behaupten, dass der leitende Wirtschaftsbeamte der Stadt sich vor Entzücken nicht zu fassen gewusst hätte, als Wussow über seine Pläne zu sprechen begann. Der Beamte wusste nur, dass in Wilhelmshaven noch nie Schreibmaschinen hergestellt worden waren. Er konnte sich unter Schreibmaschinenfabrik auch nichts Rechtes vorstellen und schon gar nicht, dass eine solche Fabrik Arbeit für ein Prozent der Bevölkerung der Stadt Wilhelmshaven, die über hunderttausend Einwohner hatte, schaffen würde.
Aber Wussow liess sich nicht so leicht entmutigen. Er erkundigte sich danach, was an Terrain oder Hallen zur Verfügung stünde. Der leitende Wirtschaftsbeamte fuhr schliesslich mit ihm nach Roffhausen hinaus, etwa sechs Kilometer vor der Stadt. Dort standen Lagerhäuser der Kriegsmarine, einfache Backsteinbauten, in denen die Hängematten, die Taue, die Schiffsleitern und tausend andere Dinge, die zur Ausstattung eines Schiffes gehören, aufgestapelt gewesen waren. Jetzt war von alledem nichts mehr vorhanden.

Die Lagerhäuser waren längst geplündert. Wussow und seine Mitarbeiter sahen sich um. Die Lagerhäuser hatten keine Fenster, sondern nur Luken. Sie besassen keine Heizung. Es gab nicht genug Anschlüsse für Gas oder elektrischen Strom; es gab nicht einmal eine Wasserleitung.
Die Herren aus Erfurt bedankten sich, bestiegen wieder ihren wackligen Ford, und der leitende Wirtschaftsbeamte von Wilhelmshaven glaubte, dass er nie wieder von ihnen hören würde.
Aber Wussow war beeindruckt. «Ich glaube, hier haben wir, was wir suchen»,.erklärte er den beiden anderen, die ihn zuerst fassungslos anstarrten. Er erläuterte: «Natürlich müsste man die Hallen ausbauen. Natürlich müssen wir Fenster haben und Wasser, Strom und Gas . . . aber das alles ist zu machen.»
«Natürlich ist es zu machen. Aber es wird Zeit kosten, viel Zeit.»
«Haben Sie die freien Flächen Land rings um die Hallen gesehen? Haben Sie gesehen, meine Herren, dass wir fast unbegrenzten Raum haben für Erweiterungsbauten? Und schliesslich und endlich wollen wir auch nicht vergessen, dass es in Wilhelmshaven genügend Feinmechaniker gibt, die bei der Kriegsmarine gearbeitet haben.»

Die Drei fuhren noch ein paar Tage herum, sahen sich verschiedenes an und kamen dann wieder nach Wilhelmshaven zurück. Der leitende Wirtschaftsbeamte war ausserordentlich erstaunt, als er hörte, dass sie bereit waren, die Lagerhäuser zu mieten.
Der Vertrag konnte übrigens nicht so ohne Weiteres abgeschlossen werden. Als ehemaliges Eigentum der Kriegsmarine unterstanden die Hallen jetzt den Briten. Aber der Offizier, an den sich Wussow wandte, war die Liebenswürdigkeit in Person. Er zögerte nicht einen Augenblick, den Erfurtern die Erlaubnis zur Niederlassung zu geben.
«Wir in England brauchen ja auch Schreibmaschinen», sagte er, «und die Schreibmaschinen, die wir jetzt aus Amerika beziehen müssen, sind so verdammt teuer!» Wussow hörte also aus britischem Mund ein Argument, das er selbst den Briten gegeben hatte.

Als der Vertrag schliesslich perfekt wurde und die drei Olympia-Männer nach Bielefeld zurückfahren wollten, um ihre Familien zu holen, erschien der leitende Wirtschaftsbeamte noch einmal und legte ihnen zwei Kistchen mit Bücklingen ins Auto. Das war damals eine grosse Kostbarkeit, und der leitende Wirtschaftsbeamte hätte seiner Begeisterung über den Zuzug keinen besseren Ausdruck verleihen können. Ja, auch leitende Wirtschaftsbeamte können manchmal in Begeisterung geraten.

Nun gab es kein Zurück mehr. Wussow und seine Freunde spürten die Schwere der Verantwortung. Und als sie ein paar Wochen später mit achtundzwanzig Mitarbeitern vor den leeren Hallen standen – es war ziemlich stürmisch und kalt, und man scharte sich bald um den kleinen Eisenofen, der als erstes Requisit aufgestellt worden war –, mochten einigen von ihnen doch Bedenken gekommen sein. Wtissow hatte keine Bedenken. Wussow hatte einen Plan, und Wussow war entschlossen, den langen Atem zu haben, der nötig war, um den Plan durchzuführen.

Wohnräume gab es trotz der Zerstörungen merkwürdigerweise genug in Wilhelmshaven. Die Villen und Dienstwohnungen der zahlreichen Beamten der Kriegsmarine, die sich verflüchtigt hatten, standen leer. Schwieriger schon war die Verpflegung. Wussow engagierte einen arbeitslosen Schiffskoch. Der fuhr über Land und kaufte Mohrrüben, Kartoffeln, Kaninchen und was es eben gab und kochte jeden Tag einen Eintopf für die gesamte Belegschaft, und so verhungerte man wenigstens nicht.

Wussow liess seine Beziehungen spielen. Wussow kannte viele wichtige Männer der Industrie, denen er manchen Gefallen getan hatte. Jetzt war es an ihnen, ihm einen Gefallen zu tun. Und so geschah es, dass Baustoffe herankamen und Werkzeuge und dass sieben von den neun Hallen doch für die Produktion von Schreibmaschinen umgebaut und eingerichtet werden konnten, obwohl es jeden Tag so aussah, als würde es nicht weitergehen. Denn damals brauchte man für jeden Nagel einen Bezugschein; wenn man keinen Bezugschein hatte, dann brauchte man Ware, um zu ‚kompensierem. Und Wussow hatte weder Bezugscheine noch Ware, um zu kompensieren.

Er war ganz auf sich allein gestellt. Die mächtige AEG konnte ihm in dieser Zeit keine Hilfe gewähren. Einige Direktoren der AEG waren verhaftet. Andere sassen in einem winzigen Büro in Hamburg und warteten ab. Ihre bedeutendsten Werke lagen im Osten oder in Ost-Berlin, waren also beschlagnahmt und zu volkseigenen Betrieben erklärt worden. Die mächtige AEG war in diesen Tagen gar nicht mächtig.

Allmählich kamen Fenster in die Hallen und elektrisches Licht und Wasser. Die Zahl der Mitarbeiter erhöhte sich. Es erschienen nun noch ein paar Spezialisten aus Erfurt; sie hatten sich über die grüne Grenze nach dem Westen abgesetzt. Es kamen auch ein paar Konstrukteure. Es meldeten sich arbeitslose Werftarbeiter. Dreissigtausend Menschen waren auf den Werften beschäftigt gewesen, in siebzig verschiedenen Betrieben, und wie Wussow richtig gesagt hatte, gab es einige feinmechanische Werkstätten darunter.

Wussow setzte sich immer wieder in den schon recht wackligen Ford, fuhr zu alten Geschäftsfreunden und sagte: «Wir wollen wieder produzieren.» Er legte in den Jahren 1946, 1947 und 1948 mehr als hunderttausend Kilometer im Auto zurück. Jeden Monat, jede Woche war es so, dass er sich sagen musste: Wenn wir diese oder jene Werkzeugmaschine nicht bekommen, sind wir fertig. Und immer bekam er sie in letzter Minute.

übrigens halfen ja auch die Briten mit. Es gab da in Minden einen Offizier, der schrieb ihm Empfehlungen aus und setzte den Stempel der Militärregierung unter alle Anträge, die Wussow ihm unterbreitete; das geschah schliesslich geradezu automatisch. So unbedingt war das Vertrauen der Briten.

Nicht nur das Vertrauen der Briten. Wussow wusste: überall in Deutschland, ja, auch ausserhalb Deutschlands sassen Menschen, die darauf warteten, dass Olympia wieder produzierte. Ihr Leben, ihre Existenz war mit Olympia aufs Engste verflochten. Schon um die Hoffnung dieser Menschen nicht zu enttäuschen, musste er es schaffen. Dies gab ihm besondere Kraft. Dies trieb ihn immer wieder zur Eile an.

Aber dies brachte ihn nicht dazu, auch nur die geringsten Konzessionen zu machen. Er hätte irgendetwas fabrizieren und sich und seine Leute so über Wasser halten können. Er hätte mit irgend etwas Geld verdienen können – fast alle Fabriken in Deutschland mussten sich damals vorübergehend umstellen. Aber das wollte er nicht. Er wollte alles oder nichts. Er wollte alles. Er wollte seinen Plan durchführen, er wollte genau das durchführen, was er durchzuführen beschlossen hatte.

Ende 1947 war zwar das Geld, das Wussow aus Erfurt mitgebracht hatte, noch nicht gänzlich auf gebraucht. Aber welchen Wert hatte Ende 1947 noch die Reichsmark? Was konnte Wussow mit dem Geld anfangen, es sei denn, dass er Löhne davon zahlte? Wie sollte er den Geschäftsfreunden klarmachen, dass sie ihm auch weiterhin helfen müssten, wie er ihnen früher einmal geholfen hatte, als die Schreibmaschinen knapp waren?

Sie halfen.

Es kam die Währungsreform. Und nun schien alles zu Ende. Von den drei Millionen Reichsmark, die Wussow aus Erfurt mitgenommen hatte, war nun fast nichts mehr da, und das Wenige, das noch im Safe lag, war, geteilt durch zehn, weniger als nichts. Dabei hatte Wussow die Löhne von vierhundert Angestellten und Arbeitern zu bezahlen, und bis zu dem Tag, da die Produktion anlaufen würde, verging im besten Falle noch ein halbes Jahr. Ein halbes Jahr – das bedeutete 1,2 Millionen D-Mark.

War es möglich, den Bankdirektoren klarzumachen, dass sie ihm

diese damals enorme Summe vorstrecken mussten, – ohne dass er ihnen Garantien bieten konnte, – es sei denn die Garantie des Namens Olympia?
Damals war gerade eine neue Halle fertig geworden. Aber es war nicht einmal genügend Geld da, um für die Maurer und Zimmerleute das traditionelle Richtfest zu veranstalten.
Die Geschicke der Olympia hingen an einem seidenen Faden. Wussow musste Kredite bekommen, und zwar innerhalb weniger Tage – sonst konnte er seine Arbeiter nicht bezahlen, sonst musste er den Laden schliessen.
Er bekam die Kredite.
In Erfurt hatte der sowjetische Offizier Nikolai Pawlowitsch Parfenow dafür gesorgt, dass die gesamte Produktion in die Sowjetunion ging. Dann, eines Tages, ging er selbst in die Sowjetunion zurück, und als Direktor trat ein deutscher Kommunist an seine Stelle und erklärte, die Fabrik sei nun volkseigen. Danach stellte er ein Leistungs-Soll auf. Aber seltsam genug, es war nie genug Stahl, Gummi oder Messing da, um das Soll zu erfüllen. Der Materialmangel wurde chronisch. Es haperte immer irgendwo. Nur aus den Zeitungen erfuhren dann die Arbeiter, dass sie ihr Soll nicht nur erfüllt, sondern sogar mehr als erfüllt hatten, und dass sie ‚Helden der Arbeit' waren.
Aber obwohl alles immer wieder stockte, wurde niemand entlassen, denn man kann ja schliesslich keine ‚Helden der Arbeit' entlassen. Man führte stattdessen Feierschichten ein. Für diese Feierschichten wurde weniger Geld bezahlt als für normale Schichten. Dafür konnten die Arbeiter in dieser Schicht auch tun, was sie wollten, konnten sich sogar Arbeit von Hause mitbringen: daher der Name Feierschicht.
Späterhin bekam das Olympia-Werk in Wilhelmshaven Schwierigkeiten mit dem volkseigenen Betrieb in Erfurt. In Erfurt nämlich behauptete man, die wahren Olympia-Schreibmaschinen würden nur in Erfurt hergestellt. Zahlreiche Prozesse mussten geführt werden, um festzustellen, dass Wussow die Olympia-Büromaschinenwerke AG rechtsgültig von Erfurt nach Wilhelmshaven verlegt hatte und dass nur den Wilhelmshavener Erzeugnissen das Markenrecht ‚Olympia' zustand. Das Erfurter volkseigene Werk nannte sich daraufhin ‚Mechanik-Optima-Büromaschinen- Werke, Volkseigener Betrieb', und die Büromaschinen, die dort fabriziert wurden, bekamen den Namen ‚Optima'.
Die Pointe hinter dieser Geschichte war, dass die Olympia-Maschinen, die in Wilhelmshaven hergestellt wurden, so gut wie nichts mehr mit der alten Olympia-Maschine gemeinsam hatten, deren Konstruktionspläne unter so romantischen Umständen in einem

Pappkoffer aus Erfurt entführt worden waren. Schon während des Aufbaus der Fabrik in Wilhelmshaven stellte sich nämlich heraus, dass die Konstruktion überaltert war. Die neue Olympia war wirklich in jeder Beziehung neu.

Als die ersten zehn Schreibmaschinen in Wilhelmshaven fertiggestellt waren und Wussow, Brok und Reichert sich mit den Arbeitern zusammensetzten und einen steifen Grog tranken – es war, wie so oft in Wilhelmshaven, kalt, stürmisch und nass –, gab es schon annähernd achthundert Männer und Frauen im Betrieb. Die ersten zehn Maschinen ...
War es nicht zu spät? Die Konkurrenz war schon lange vorher auf dem Markt erschienen. Triumph und Torpedo waren nur zum Teil bombengeschädigt, und Adler hatte wenigstens seine Kleinschreibmaschinenproduktion in die Nähe Frankfurts verlagert. Diese Werke konnten also liefern, während Wussow noch aufbaute.

Aber es zeigte sich bald, dass es nicht darauf ankam, als erster auf dem Markt zu sein, sondern darauf, in grossem Massstabe liefern zu können. Wussow gewann das Rennen um den Markt. Wussow hatte eine Fabrik gebaut, die in jedem Sinne elastisch war. Er hatte ursprünglich an ein Werk mit tausend Arbeitskräften gedacht. Er hatte 1946 mit achtundzwanzig Hilfskräften begonnen. Er hatte Ende 1948 bereits siebenhundertvierzig.

1949 verfügte er über	1 590 Arbeitskräfte
1950	2 520
1951	3 500
1952	4 300
1953	6 260
1954	7 500

‚Olympia' lag bald an der Spitze der deutschen Büromaschinenindustrie, vergrösserte zusehends den Vorsprung. Im Jahre 1954 produzierte das Werk mehr als 200'000 Schreibmaschinen.
Der Bedarf an neuen Schreibmaschinen in Westdeutschland war grösser, als selbst Wussow angenommen hatte. Wie viele Schreibmaschinen waren den Bomben zum Opfer gefallen. Wie viele waren von den Besatzungstruppen requiriert worden? Wie viele Schreibmaschinen waren jetzt, zehn Jahre nachdem die Friedensproduktion eingestellt worden war, abgenutzt und mussten durch neue Maschinen ersetzt werden. Wie viele neue Behörden gab es, Wohnungs- und Arbeitsämter, Industrie- und Wirtschaftsunter- nehmen und bald auch Ministerien, und sie alle brauchten Schreibmaschinen.

Wie Wussow vorausgesehen hatte, wurde auch wieder exportiert. Am gesamtdeutschen Export von Kleinschreib- und Addiermaschinen war Olympia 1954 zu rund fünfzig Prozent beteiligt, besass vierzehn Filialen in Westdeutschland und lieferte an hundertneununddreissig Länder.
Auch in einem anderen Punkte behielt Wussow recht. Es war gut, dass er Roffhausen mit seinen unbegrenzten Terrain-Möglichkeiten gewählt hatte. Denn seitdem dort die Schreib- und seit 1951 die Saldiermaschinenfabrikation begonnen hatte, verging nicht ein Monat, ohne dass gebaut, immer wieder hinzugebaut werden musste. Man begann mit neun Hallen. Die Nutzfläche betrug damals 16‘200 qm. Mitte 1955 waren es bereits 85‘000 qm.
1946 gab es noch Baracken und Flüchtlingslager. 1955 waren diese verschwunden; stattdessen gab es hübsche Backsteinhäuser. Die Flüchtlinge waren längst fest angestellte Arbeiter im Olympiawerk geworden. Die Mehrzahl der Arbeiter wohnte natürlich nach wie vor in Wilhelmshaven und anderen kleinen Orten der Umgegend. Busse holten sie täglich ins Werk und brachten sie abends wieder nach Hause. In Wilhelmshaven schätzte man, dass ausser den bei Olympia direkt Beschäftigten noch 15‘000 Menschen indirekt ihr Brot durch Olympia verdienten – als Handwerker, als Kaufleute, als Angestellte und Arbeiter in Industrien, die an Olympia lieferten.
Das war in Erfurt nie erreicht worden und wäre wohl auch nie möglich gewesen. Denn Erfurt war eine alte Fabrik mit alten Menschen und alten Methoden. Wilhelmshaven war eine neue Fabrik mit neuen Menschen, mit neuen Methoden, war elastisch.

Aber dies ist eigentlich gar nicht mehr die Geschichte, die erzählt werden sollte, dies ist eine Anhäufung von Zahlen, und es werden vermutlich in jedem Jahr neue Zahlen hinzuzufügen sein, höhere Zahlen als die des Vorjahres. Wichtig sind ja nicht Zahlen, wichtig ist nicht, dass 1954 pro Tag 600 kleine Schreibmaschinen hergestellt wurden und 100 grosse Schreibmaschinen und dass, wenn man bedenkt, dass eine kleine Schreibmaschine 1‘700 Teile hat, schon allein für die Produktion an kleinen Schreibmaschinen mehr als eine Million Teile pro Tag benötigt wurden. Und was die grossen Maschinen betrifft. . .
Nein, wichtig ist, dass ein Mann einen Plan hatte und ihn konsequent durchführte. Wichtig ist, dass dieser Mann eine Fabrik, die zu 90 Prozent intakt war, verliess, dass er in der Tat alles stehen und liegen liess, weil er der Überzeugung war, dass er unter bestimmten Bedingungen–unter sowjetischer Okkupation – seinen Plan nicht durchführen konnte. Wichtig ist, dass er ihn durchführte, obwohl

er eigentlich nichts hatte als ein paar Mitarbeiter, auf die er sich verlassen konnte, einen Kopf voller Ideen, den Namen einer weltbekannten Firma, die allerdings bei Kriegsende nichts mehr besass als diesen Namen und einen Pappkoffer voll von Konstruktionsplänen, die sich später als veraltet und nutzlos erwiesen.

Schneckentempo

Als der Krieg zu Ende ging, war Robert Stein sechsundfünfzig Jahre alt. Er war ein wohlbeleibter grosser Herr von gepflegtem Äusseren, mit guten Manieren, ein wenig der Typ des Grossindustriellen, ein anscheinend sanfter, nachgiebiger Mensch, der gern gut lebte und gern gut leben liess. Aber hinter diesem glatten, liebenswürdigen Äusseren verbarg sich enorme Energie. In diesem beleibten älteren Herrn gab es einen Motor, der nie zur Ruhe kam. Nein, er wäre nicht der Mann gewesen, der sich mit einem Teil seines wirklich sehr beträchtlichen Vermögens, auch wenn er es gerettet hätte, zur Ruhe gesetzt haben würde.

Aber er rettete nichts, gar nichts. Und doch brach er nicht zusammen. Er war nicht der Mann, unterzugehen.

Dass seine spätere Karriere, die hier beschrieben werden soll, so viel mit Wald und Laub zu tun hatte, war kein Zufall. Denn Stein war im Grunde seines Herzens immer ein Forstmann. In seiner Jugend war er staatlich angestellter Förster, trat erst später in die Firma seines Vaters ein, der ein Holzwerk besass, vergrösserte das Unternehmen, errichtete Holzwerke in Pommern und auf der Insel Rügen, stellte Baracken, Parkettböden, Fässer, Kisten, Schwellen her.

Später verkaufte er seinen Betrieb in Deutschland und stieg mit erheblichen Kapitalien in das tschechische Geschäft. Er blieb in der Tschechoslowakei, deren Wälder er über alles liebte, auch nach der

Annektion des Landes durch Hitler, auch nach Kriegsbeginn. Er war kein Freund Hitlers und seiner Thesen und, nach recht bitteren Erfahrungen im ersten Weltkrieg, auch kein Freund von Kriegen. Er stellte seine Betriebe auch nicht auf Krieg um. Er baute Fischerboote, Blockhäuser, Blockschuppen, er baute Unterkünfte für Industriewerke. Ende 1941 beschloss er, keine weiteren Werke zu kaufen. Er hatte mehr Geld, als er brauchte. Sein Betriebsvermögen mochte sich auf etwa zwölf Millionen Reichsmark belaufen. Übrigens wollte er bestimmte Werke nicht kaufen, zum Beispiel die in jüdischem Besitz gewesen und enteignet worden waren. Er lehnte es ab, teilzuhaben an dem Unrecht, das geschah.
Vielleicht hätte er auch ablehnen müssen, Kriegsgefangene in seinen Betrieben arbeiten zu lassen. Aber er machte sich wohl nicht so recht klar, dass auch hier bitteres Unrecht getan wurde. Vielleicht hing das damit zusammen, dass er die mehr als zweitausend Franzosen, Engländer, Russen, Polen, Jugoslawen, Tschechen, Slowaken, Serben und Holländer, die mittlerweile von der Wehrmacht zu ihm abkommandiert worden waren, überhaupt nicht als Gefangene ansah. Er betrachtete sich auch nicht so sehr als ihr Chef, denn als ihr väterlicher Freund; keineswegs als ihr ‚Führer', eher schon als ihr Berater. Er kannte viele kriegsgefangene Arbeiter mit Namen. Jeder von ihnen konnte zu ihm kommen und ihm persönlich sein Leid klagen.
Die Parteibonzen in Sternberg – Stein lebte in seinem einstöckigen Herrschaftshause dort, in unmittelbarer Nähe seines grössten Werkes – waren empört über diese «Verweichlichung derFeinde'. Aber für Stein waren die Kriegsgefangenen Arbeiter, die ein Recht hatten, mit ihrem Arbeitgeber zu verhandeln.
Ein ständiges Problem der Kriegsgefangenen war ihre Verpflegung. Sie war niemals besonders reichhaltig gewesen, und je länger der Krieg dauerte, umso weniger bekamen die Gefangenen zu essen. Es verwunderte Stein deshalb nicht, dass einige Franzosen zu ihm kamen und ihn baten, ob sie nicht kleine Gärten anlegen dürften. Stein erlaubte es sogleich.
Aber er war einigermassen erstaunt, als er feststellte, dass in diesen Gärten, die von den Franzosen mit grosser Hingebung gepflegt wurden, nicht Gemüse oder Kartoffeln gepflanzt wurden, sondern dass sie voll Löwenzahn standen, einem Unkraut, das, soweit Stein wusste, keineswegs essbar war; ja, dass dieser Löwenzahn sich in recht schlechtem Zustand befand. Er war von Schnekken abgefressen. Wohin Stein sah – er sah nur Schnecken. Und schliesslich sah er auch noch, wie ein kleiner französischer, stets ungewöhnlich schlecht rasierter Kriegsgefangener aus einem Nach-

bargrundstück, das Engländern gehörte, ein paar Dutzend Schnecken herüberbrachte und sie in seinem Garten aussetzte.
Er fragte: «Sie sind wohl ein Tierfreund, Duval?»
Der Franzose grinste. «Wie man es nimmt...»
«Sehr erfreulich sieht ja Ihr Garten nicht aus.»
«Ja, meine Schnecken haben eine Menge Hunger, Patron. Wenn das so weitergeht, werden sie dick und fett!»
«Warum bringen Sie diese Viecher nicht um und pflanzen was Vernünftiges?»
«Aber ich will die Schnecken doch essen!»
Stein war starr. «Die Schnecken? Sie essen doch nicht etwa Schnecken?»
Nun war auch der Franzose starr. «Das wussten Sie nicht, Patron? Aber Schnecken sind doch gut! Und sie bringen Kraft. Sie haben Eiweiss- und Hormongehalt! Und wenn man sie richtig zubereitet, sind sie geradezu eine Delikatesse.»
Er berichtete Stein sogleich, wie man die Schnecken zubereiten müsse; man werfe sie in kochendes Wasser, man hole das Fleisch aus den Gehäusen und bereite es mit Kräutern und Essenzen zu, man schiebe es dann ins Häuschen zurück und serviere es. Man müsse die Schnecken sehr langsam essen, «mit einer kleinen silbernen Gabel und einem besonderen Wein, Patron!» versicherte Duval. «Aber das können nur reiche Leute. Überhaupt essen nur reiche Leute in Frankreich Schnecken, weil sie so selten sind!»
Stein schüttelt sich bei dem Gedanken an die geschilderte Mahlzeit. «Na, die silberne Gabel und den Wein kann ich ja im Augenblick nicht liefern, aber wenn es euch Spass macht...»
Er ging weiter. Er konnte nicht ahnen, welche Folgen diese Konversation noch einmal für ihn haben würde.

Der Krieg kam näher. Und die Heeresleitung erkannte, dass die weiter östlich untergebrachten Kriegsgefangenen in der Tschechoslowakei eine ernste Gefahr bildeten, wenn die Rote Armee erst an den Grenzen des Landes stand. Also kamen überstürzte Befehle, die Kriegsgefangenen abzutransportieren; aus dem Raum von Sternberg sollten zwanzigtausend Mann sogleich über Troppau in Eilmärschen in Richtung Bayern getrieben werden. Bei der herrschenden Kälte und ohne die nötigen Vorbereitungen bedeutete das einen Todesmarsch.
Stein erfuhr zu seinem Entsetzen, dass die Hitler-Jugend von Sternberg den Befehl erhalten hatte, die erschöpften Kriegsgefangenen, die zurückbleiben würden, zu erschiessen. Er geriet ausser sich. Er gab die Anordnung, sein Werk stillzulegen und liess mit sämtlichen Betriebsfahrzeugen die Strassen abfahren, um die

unglücklichen Kriegsgefangenen einzusammeln und sie vor der Ermordung zu retten. Gleichzeitig sollten Notunterkünfte gebaut werden, um sie unterzubringen. Das Tempo, das die Männer unter Steins Leitung vorlegten, war ungewöhnlich. Als die geretteten Kriegsgefangenen hereingefahren wurden – das war erst im Verlaufe des nächsten Morgens –, standen schon die ersten Baracken. Niemand brauchte im Freien zu schlafen. Die Parteistellen in Sternberg waren empört über das ‚eigenmächtige Verhalten' Steins.

Schon hörte man in Sternberg den Kanonendonner. Robert Stein erhielt einen neuen dienstlichen Befehl; diesmal handelte es sich darum, seine eigenen Kriegsgefangenen abzutransportieren – von heute auf morgen. Die Strassen waren noch immer vereist, es war keineswegs genug Proviant für die Kriegsgefangenen da. Stein konnte sich ausmalen, ohne seine Phantasie besonders anzustrengen, dass es seinen Leuten nicht besser ergehen würde, als den Gefangenen, die vorher durch Sternberg gekommen waren. Er hatte damals eingegriffen, um Menschen zu retten. Diesmal handelte es sich nicht um Unbekannte; diesmal handelte es sich um Menschen, mit denen er jahrelang gearbeitet hatte, die er beim Namen kannte, die er liebgewonnen hatte.

Er beschloss, dem Befehl nicht zu gehorchen, sondern auf eigene Gefahr zu handeln.

Er liess die Lagerführer kommen, las ihnen den Befehl vor, fügte aber hinzu, er zöge es vor, diesen Befehl nicht durchzuführen. Er stellte es jedem Kriegsgefangenen anheim, ob er den Marsch ins Ungewisse antreten oder in Sternberg bleiben wolle.

Darauf der Lagerführer: «Wenn du bleibst, Pan Stein, bleiben wir auch.» Diesem Entschluss stimmten vierhundert Kriegsgefangene zu. Interessanterweise waren es vor allen Dingen die russischen Gefangenen, die fort wollten – gen Westen.

Schon platzten die ersten Granaten am Rande der Stadt. Einige der Berge, die Sternberg umgaben, waren bereits von sowjetischen Soldaten besetzt. Trotzdem, so erklärte ein offenbar nicht ganz normaler Oberstleutnant, sollte Sternberg verteidigt werden.

Stein eilte zu dem Oberstleutnant, hörte sich seine Phrasen über «Heldenmut» und «letzten Blutstropfen» an und sagte dann: «Wissen Sie eigentlich, wie viele Frauen und Kinder in der Stadt sind?»

«Auch deutsche Frauen und Kinder wissen zu sterben!»

«Möglich», meinte Stein. «Aber sollten die nicht selbst entscheiden, wann und wo? Wenn Sie hingegen unbedingt Ihren letzten Blutstropfen vergiessen wollen, Herr Oberstleutnant, können Sie es ja fünf Kilometer ausserhalb der Stadt tun.»

Eine Stunde später gab der Oberstleutnant seinen Truppen den Befehl, die Stadt zu räumen. Übrigens vergoss er seinen letzten Blutstropfen auch nicht fünf Kilometer ausserhalb der Stadt. Er wurde nach Kriegsende wesentlich weiter westlich gesichtet.. .

Um fünf Uhr nachmittags verliess der letzte deutsche Soldat Sternberg. Dann kamen die ersten sowjetischen Panzer in die Stadt. Eine Stunde später bereits erschien ein sowjetischer Oberst in dem Schutzbunker, in dem Stein mit den Lagerführern wartete und gab kurzerhand den Befehl: «Erschiessen!»

Im gleichen Augenblick stürzte der englische Kriegsgefangenenarzt auf den Oberst zu, gefolgt von tschechischen Kriegsgefangenen. Alle redeten gleichzeitig,auf den Obersten ein. Der verstand offenbar Englisch, denn nach einer Weile sagte er zu Stein, diesmal in anderem Ton: «Gutt! Du kannst nach Hause gehen und schlafen!»

Am nächsten Tag kamen sowjetische Soldaten, um die Engländer und Franzosen abzutransportieren. Die Russen fassten ihre Bundesgenossen nicht gerade sanft an. Stein gab seine letzten Fahrzeuge her, um seine Arbeiter abzutransportieren, aber später hörte er, dass die Engländer und Franzosen nach vierzig Kilometern aussteigen mussten. Dies war der Tag, an dem Stein jenen Duval, der ihm von den Schnecken erzählt hatte, vorläufig zum letztenmal sah.

Wieder einen Tag später sollte Stein verhaftet werden. Er zeigte dem Leutnant, der mit dem Haftbefehl gekommen war, ein Dankschreiben russischer Kriegsgefangener. Der Leutnant schien erstaunt, zog jedoch ab.

Wieder einen Tag später erschienen Tschechen. Sie gingen durchs Werk und durch Steins Wohnung und erklärten: «Alles tschechisches Eigentum! Raus!»

Als Stein auf der Strasse stand, redete ihn ein Arbeiter an. «Komm mit nach Hause, Chef!»

«Nach Hause?»

Es ergab sich, dass der Mann Tscheche war, einer der Arbeiter, die bei Stein gearbeitet hatten, und er nahm ihn nun in sein Zimmer mit, damit Stein wenigstens ein Dach über dem Kopf hätte . ..

Fünf Tage später wurde Stein während einer Grossrazzia mit der Begründung verhaftet, er sei ein «grosser Kapitalist». Es folgten Gewaltmärsche, die viele Tage dauerten. Dann stellte man fest, dass Stein völlig aufgelaufene Füsse hatte, und sogar eine russische Ärztin bestätigte seine Transportunfähigkeit infolge Blutvergiftung und liess ihn in ein Lazarett bringen. Bei der Durchsuchung seines Anzugs fand man ein Bündel Dankschreiben früherer Kriegsgefangener, vor allem von Russen und Tschechen, die Stein bestätigten, wie menschlich er sie behandelt hatte.

Stein erfuhr das alles erst später, er lag mit hohem Fieber im Lazarett, er war gar nicht bei sich, es kam ihm nur so vor, als ob die russische Ärztin ihn mit besonderer Liebe behandelte und, als er erfuhr, dass man die Briefe gelesen hatte, begriff er, warum sie immer salutierte, wenn sie an sein Bett trat.
Dann erschien auch ein sowjetischer General, der gut Deutsch sprach. Er liess es sich nicht nehmen, Stein die Hand zu schütteln. «Gegen Leute wie Sie führe ich keinen Krieg», erklärte er. Er fragte Stein dann, ob er nicht Lust hätte, in die Sowjetunion zu ziehen; um die Holzindustrie dort auf bauen zu helfen. Stein meinte, dazu sei er wohl ein wenig zu alt.
Der General verstand.
Als Stein fieberfrei war, wurde er entlassen. Er humpelte weiter. Irgendwo stieg er in einen Zug ein, wurde von einer tschechischen Streife entdeckt, herausgeholt, sollte wieder einmal erschossen werden. Aber es stellte sich heraus, dass einer der Soldaten, die mit dieser Aufgabe beauftragt waren, ihn von Sternberg her kannte. Er protestierte aufs Energischste dagegen, diesen inständigen Deutschem umzubringen.

Er wurde entlassen. Er humpelte weiter. Er kam wieder nach Sternberg. Und wurde wieder verhaftet. und wieder entlassen, nachdem man ihm auf dem politischen Polizei-Kommissariat mitgeteilt hatte, er werde als Strassenkehrer beschäftigt werden.
Nun kehrte er also die Strassen von Sternberg, dessen prominentester Bürger er gewesen war. Er versuchte nicht einmal, sich dagegen aufzulehnen. Er hatte keine Kraft mehr. Viele, die ihn von früher kannten, sahen, wenn sie die Strassen entlangkamen, zur anderen Seite. Sie schämten sich – nicht für ihn.
Inzwischen hatte das Arbeitsamt versucht, die früheren Holzwerke wieder in Betrieb zu setzen. Aber es klappte nichts, und so kam schliesslich der Leiter des Arbeitsamts zu dem Strassenkehrer Stein mit einem Anliegen: würde Stein seinen Nachfolger beraten? Stein war dazu bereit. Aber der Leiter des Arbeitsamtes hatte vergessen, einen Vorgesetzten, einen Landrat, der wegen seines Deutschenhasses berühmt war, zu befragen. Der legte sein Veto ein, und Stein musste wieder Strassen kehren, und das Werk, das eben angelaufen war, stand wieder still.
Das Werk in Sternberg wurde schliesslich in ein Konzentrationslager umgewandelt. Und einer der ersten, die dort eingeliefert wurden, war Stein selbst. Er befand sich also, ein Unikum in der Geschichte, sozusagen in seinem eigenen Konzentrationslager. Er lebte dort, wo er früher seine Kriegsgefangenen untergebracht hatte, nur wesentlich schlechter; in einem Raum, in dem zwanzig

Engländer gewohnt hatten, hauste er jetzt mit zweihundert gefangenen Deutschen; die Engländer hatten Betten zur Verfügung, er und seine Mitgefangenen mussten ohne Stroh und Decken auf dem Boden schlafen.

Er kam vor ein Volksgericht. Obwohl hundert Arbeiter im Prozess für ihn aussagten – kein einziger gegen ihn –, dauerte das Verfahren wenig mehr als einen Tag. Bis zu dem Prozess Stein hatte das Volksgericht in Sternberg mehr als dreihundert Deutsche verurteilt, und in keinem Falle war das Urteil unter fünfzehn Jahren Zuchthaus ausgefallen.

Diesmal erklärte der tschechische Staatsanwalt: «Ich stelle den Antrag, dass der Angeklagte freigesprochen wird.»

Sieben Minuten später war Stein freigesprochen. Man stellte ihm anheim, als Leiter der Sternberger Holzwerke in der Tschechoslowakei zu bleiben, wenn er das Besitzrecht des Staates anerkenne.

Er beschloss, nicht zu bleiben. Er wurde abtransportiert – dieses Mal sogar in einem Zug.

In Tetschen-Bodenbach blieb der Zug eine ganze Nacht im Freien stehen. Niemand wusste, ob es weitergehen würde. Ein Gerücht behauptete, Tetschen-Bodenbach werde gerade als Auslieferungslager ausgebaut. Wirklich holte man Stein plötzlich aus dem Transportzug, und ein tschechischer Offizier beauftragte ihn, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt, für etwa zwanzigtausend Menschen Unterkünfte zu schaffen. Material werde zur Verfügung gestellt.

Und wirklich, Stein machte sich an die Arbeit, fast froh, etwas zu tun zu haben, sich frei bewegen zu können. So blieb er, bis das Lager einigermassen stand.

Wochen, Monate vergingen. Als die ersten beiden Transporte durch waren, wollte auch er weiter. Er fühlte sich krank. Vielleicht würde er sich operieren lassen müssen... Die tschechischen Beamten bedauerten, dass er gehen wollte, aber sie hielten ihn nicht zurück.

Und Ende September 1947 stand er an der Grenze zwischen Bayern und der Tschechoslowakei. Er hatte keinen Pfennig in der Tasche, er besass nur das, was er auf dem Leibe hatte.

Er wurde schliesslich einem Flüchtlingstransport zugeteilt, der nach Lauingen an der Donau gehen sollte. Dort, so erzählte man ihm, gebe es ein Flüchtlingslager, das in einer landwirtschaftlichen Schule eingerichtet worden war.

Robert Stein war kein junger Mann mehr, und die letzten Jahre waren nicht dazu angetan, seine Tatkraft zu stärken. Trotzdem war er alles andere als apathisch. Vor allen Dingen beschloss er, alles zu tun, um so schnell wie möglich aus dem Lager herauszu-

kommen. Er wusste, das Lagerleben machte gleichgültig und hoffnungslos.
Er spazierte durch die Strassen und sah, dass Lauingen eine reizende Stadt war, sauber, mit wunderhübschen Fachwerkbauten, mit winkeligen romantischen Strassen,- mit Brücken und Brückchen. Hier konnte man sich wohlfühlen – wenn man einen Beruf hatte, wenn man etwas war, nicht nur ein namenloser Flüchtling.
So ein namenloser Flüchtling war Stein übrigens nicht. Freunde hörten von seiner Ankunft in Lauingen und eilten herbei, um ihm ihre Hilfe anzubieten. Er nahm sie, mit Mass, in Anspruch. Er konnte sich ein paar Hemden kaufen, einen Anzug, ein Paar Schuhe, konnte ein wenig für seine Kinder und die Enkelkinder sorgen, konnte sich ein bescheidenes Zimmer im Gasthaus mieten – und brauchte nicht mehr in der deprimierenden Lageratmosphäre zu leben.
Der erste Schritt war getan. Robert Stein war nicht mehr einer von vielen Hunderten oder Tausenden. Er war wieder Privatmann, und er wollte Privatmann bleiben. Er war entschlossen, nie wieder mit einem Topf in der Hand in einer langen Schlange auf Essen zu warten. Zu warten, bis man ihm das Essen zuteilte. Er wollte das bisschen Brot, das er ass, selbst verdienen. Irgendwie würde es schon gehen.
Bald kannte man den alten weisshaarigen Mann, der durch die Strassen Lauingens spazierte. Die Leute erzählten sich, dass er früher sehr reich gewesen sei, und sie fanden es grossartig, wie ruhig und selbstverständlich er seinen tiefen Sturz hinnahm. Sie unterhielten sich gern mit ihm. Sie fanden es auch imponierend, dass der alte Mann versuchte, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Wie versuchte er das? Er ging in den Wald und suchte Pilze. Er war ja ein alter Forstmann. Er hatte den Wald immer geliebt.

Der Winter verging, es wurde Frühling. Robert Stein war in diesen Monaten viel allein gewesen, hatte nachgedacht, hatte mit allen möglichen Ideen gespielt und sie wieder verworfen.
Anderes war an ihn herangetragen worden. Freunde oder Bekannte hatten ihm vorgeschlagen, diese oder jene Position in der Industrie anzunehmen; man war der Überzeugung, dass er sich mit seinem Organisationstalent bald überall bewähren würde.
Er hatte abgelehnt. Mit Pilzsammeln verdiente man zwar nicht viel, aber gerade genug, um sich durchzubringen.
Und dann geschah es.
Es war beim Pilzesammeln. Er schritt durch den Wald, und plötzlich blieb er stehen. Denn mit dem letzten Schritt hätte er beinahe eine Schnecke zertreten, die über den Weg kroch. Er wartete, bis

sie sich in Sicherheit gebracht hatte und ging weiter. Er ging nur noch einen Schritt weiter, blieb dann stehen und drehte sich wieder um. Er bückte sich, musterte die Schnecke und nahm sie schliesslich – zuerst ein wenig widerstrebend – hoch.

Erinnerte ihn diese Schnecke nicht an irgendetwas? Natürlich erinnerte sie ihn an etwas. Sie erinnerte ihn an . .. wie hiess der Mann doch gleich, der kleine schlechtrasierte Franzose, der so gern lächelte? Duval hiess er. Duval... Mit Duval hatte er gesprochen, damals, vor vielen Jahren, als er zu seinem Erstaunen festgestellt hatte, dass der Franzose, anstatt Kohl zu bauen, Löwenzahn wachsen liess, und dass er es zuliess, dass die Schnecken das Unkraut frassen...

Duval hatte ihm erzählt, dass er diese Schnecken ass; dass er sie nicht etwa nur ass, weil er hungrig war, sondern dass er sie leidenschaftlich gern ass, dass er sie als Delikatesse ansah; und dass nicht nur er das tat, dass viele Franzosen das taten, und dass die Weinbergschnecken in Frankreich eine teure Delikatesse waren, weil es so verhältnismässig wenig von ihnen gab ...

So wenig gab .. . Aber hier, in diesem Wald in der Nähe von Lauingen, schien es gar nicht so wenig zu geben. Jetzt erinnerte er sich, wie viele Schnecken er in der letzten Zeit gesehen hatte, gleichsam ohne sie zu sehen, so im Vorbeigehen, so in Gedanken versunken.

Er verfolgte die Schnecke, die inzwischen den Weg überquert hatte, mit den Augen, bis sie in einem Gebüsch verschwand.

Und Robert Stein hatte eine Idee.

Nein, es wäre vielleicht übertrieben zu sagen, dass er eine Idee hatte. Eine Idee wurde ganz hinten irgendwo in seinem Gehirn, in seinem Kopf, ihm selbst nicht bewusst, geboren.

Es dauerte ein paar Tage, und dann ging er wieder in den Wald, mit dem Korb, in den er sonst seine Pilze legte. Aber heute sammelte er Schnecken.

Als er ins Gasthaus zurückkam, wusste er zuerst nicht recht, was er mit den Schnecken anfangen sollte. Und so stellte er den Korb erst einmal hin und begab sich zu einem Bekannten, dem Architekten Lenz in der Gartenstrasse, und bat ihn, ihm doch den Band ‚Sch' von Meyers Konversationslexikon zu borgen.

Den nahm er mit und las alles, was er über Schnecken darin fand. Das ermöglichte es ihm, die Schnecken kunstgerecht zu verpacken und nach Paris zu verfrachten. Jawohl, nach Paris, an die Adresse Duvals, deren er sich noch zu erinnern glaubte.

Duval bekam die Schnecken. Sie lebten noch, obwohl das ein Zufall war, denn trotz Meyers Konversationslexikon war die Verpackung nicht eben kunstgerecht gewesen.

Und Duval setzte sich hin und schrieb einen Brief an den ehemaligen Chef. Er dankte ihm für die Schnecken. Er berichtete, dass er sie gleich gekocht und verspeist habe, und dass sie ganz vortrefflich gemundet hätten.
Er schrieb ausserdem, dass er, Duval, seine alte Stellung wiederhabe, dass er Koch in einem kleinen, aber sehr eleganten Restaurant an der Place des Temes in Paris sei, gerade auf der Mitte zwischen Triumphbogen und dem vornehmen Parc Monceau. Und er schrieb, dass,- falls der Chef jemanden wisse, der etwas Geld brauche, er Sendungen von Schnecken sicher an dieses Restaurant weiterleiten könne, wo gerade die Leute verkehrten, die solche Delikatessen bezahlen konnten.
Im Übrigen hoffe er, so schloss Duval, dass es dem Chef gut gehe, woran er übrigens nicht im Geringsten zweifelte.
Der Brief war ungenau adressiert. Er kam daher mit einer Verspätung von etwa vierzehn Tagen an. Robert Stein erhielt ihn in einem Augenblick, da er die Sache mit den Schnecken schon wieder vergessen hatte. Aber als er den Brief las, wär ihm alles wieder gegenwärtig. Er musste lächeln. Was Duval für Augen machen würde, wenn er wüsste, dass er selbst, der Chef, der Mann, der einmal Millionen gehabt, die Schnecken gesammelt hatte; dass er selbst das Geld sehr nötig brauchen konnte, das Duval für künftige Pakete in Aussicht stellte.
Er zog noch einmal Meyers Konversationslexikon zu Rate. Er schritt zum Ankauf eines Buches, das den Titel ‚Der deutsche Wald, seine Pflanzen und seine Tiere' trüg. Er las das Kapitel über Schnecken, ihre Zucht, ihre Gewohnheiten, ihre Fütterung, ihre Art, sich zu vermehren, mit grosser Aufmerksamkeit.
Jeden Tag ging er jetzt in den Wald, um Schnecken zu sammeln und schickte jede Woche eine Sendung an Duval. Die meisten Sendungen kamen gut durch, aber nicht alle. Duval schrieb zurück, wies seinen ehemaligen Chef an, wie die Kisten beschaffen sein müssten, damit die Schnecken auch wohlbehalten ankämen, immer noch in dem Glauben, eine dritte, ihm unbekannte Person sei mit dem Versand beauftragt, jemand, der ein bisschen Geld brauche.
Duval schickte Geld, und es war' gar nicht nur ein bisschen. Das heisst, er versuchte, es zu schicken, aber Geld von Paris nach Lauingen zu schicken, war nicht so einfach. Es ging über viele Banken und Ämter, und eines Tages wurde Stein von einem Bekannten, dem Bankier Fritz Odoerfer, dem Direktor der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in Lauingen, angesprochen, der ihm mitteilte, es sei da Geld aus Frankreich für ihn gekommen, und fragte, welche Bewandtnis es mit dem Geld habe?

Inzwischen hatte Stein seine Vorstudien beendet. Er hatte auf einem für ein paar Mark gepachteten Stück Land ein paar Zuchtgärten angelegt, hatte Pflöcke in die Erde geschlagen, die etwa dreissig bis vierzig Zentimeter über den Boden ragten, hatte Holzlatten über sie gelegt und sie festgenagelt und über den Zwischenraum ein Drahtgeflecht gespannt. Auf diese Weise waren Käfige entstanden – jeder elf Meter lang und 1,25 breit – sogenannte Hocken, in denen er Schnecken aussetzte, pflegte, mästete; er beobachtete, wie lange es dauerte, bis die Schnecken das vorgeschriebene Gewicht hatten – die Bücher forderten, dass vierzig Schnecken etwa ein Kilogramm wiegen sollten, und dass nicht mehr als viertausend Schnecken in einer Hocke untergebracht werden.
Stein hatte viel gelesen, nachgedacht, gerechnet. Und nun war er bereit, dem Direktor Odoerfer reinen Wein einzuschenken. Er begann:
«Wissen Sie eigentlich, Herr Direktor, wie Schnecken leben?»
Der Bankdirektor war so verblüfft, dass er sich seine Brille putzte.
«Nein. Wissen Sie das, Herr Stein?»
«Ja, ich weiss sehr viel über Schnecken. Ich weiss, wo sie am besten gedeihen, ich weiss, wo sie ihre Eier am liebsten ablegen, ich weiss, dass man sie vor allzu grosser Hitze schützen muss, und dass sie im Herbst eine Moosdecke für den Winterschlaf brauchen. Sie sind überhaupt ziemlich anspruchsvoll, die Schnecken! Sie brauchen viel Futter, um den Winterschlaf durchzuhalten. Wenn sie zu wenig auf Vorrat gefressen haben, gehen sie ein.»
«Sehr interessant», sagte der Direktor trocken, denn Schnecken interessierten ihn überhaupt nicht.
«Da wir gerade davon sprechen: es gibt viele Feinde der Schnecke. Igel, Dachs, Maulwurf sind ihre Feinde, in der Luft die Drossel und die Krähe. Aber wenn die Schnecke ihren Feinden nicht erliegt, kann man damit rechnen, dass sie, die weibliche Schnecke natürlich, achtzig bis neunzig Eier im Sommer legt, und dass nach drei Wochen die jungen Schnecken ausschlüpfen. Dank ihrer Gefrässigkeit wachsen sie schnell heran. Und wenn man ihnen die Feinde fernhält und sie sonst gut pflegt, ist die Sterblichkeit verhältnismässig gering. Ja, es ist nicht übertrieben zu sagen, dass die Schnecke dem Kaninchen den Rang abläuft, was die Fortpflanzung angeht.»
«Beneidenswert», sagte der Bankier. «Wissen Sie sonst noch etwas über Schnecken?»
«Alles», sagte Stein bescheiden. «Falls es Sie interessieren sollte: es gibt zweierlei Schnecken. Die Läufer-, auch Kriecherschnecke genannt, und die Deckelschnecke, Bis Juni sammelt man die Läuferschnecke, die aber von geringem Wert ist. Wertvoller sind die

Deckelschnecken, die allerdings sorgfältig gezüchtet und gemästet werden müssen und eigentlich erst nach drei bis vier Jahren ausgewachsen sind. Vorher darf man sie auch gar nicht sammeln ...»
Wer will das schon? dachte der Bankdirektor Odoerfer, sagte es aber nicht.
«Diese Schnecken sind reizende Tiere», fuhr Stein fort. «Sie sitzen fast immer in einer Ecke ihrer Hocke. Wenn man das Futter in die Hocke bringt, gehen sie alle zusammen dorthin, wo das Futter ist, sie kriechen sozusagen in geschlossener Formation hin und darüber hinweg. Sie fressen, während sie das Futter gleichsam überqueren. Während sie alle gemeinsam fressen, geben sie ein bestimmtes Geräusch von sich. Nachts hört sich das recht unheimlich an.»
Der Bankdirektor hatte jetzt genug. Er sagte:
«Das letzte Mal, als wir uns unterhielten, interessierten Sie sich für Pilze.»
«Ja, aber jetzt interessiere ich mich für Schnecken.»
«Jedem Tierchen sein Pläsierchen», meinte Odoerfer. «Aber warum, um Himmels willen, soll ich mich für Schnecken interessieren?»
«Weil Sie mir Geld leihen sollen. Ziemlich viel Geld.»
«Ich sehe keinen Zusammenhang», sagte Odoerfer, und damit drückte er nur milde aus, was er dachte. Er wurde erst aufmerksam, als Stein fortfuhr:
«Sie haben mich nach dem Geld gefragt, das für mich aus Paris angewiesen ist. Das Geld ist für Schnecken ... für ein paar Sendungen, die ich an einen Bekannten schickte. Aber das waren nur Versuchsballons. Jetzt will ich richtig an die Sache ran! Ich bin der festen Überzeugung, dass ich heute, da ich über die Schnecken Bescheid weiss, da ich weiss, wie man sie züchten muss, da ich. weiss, wo sie am besten gedeihen, kein grosses Risiko mehr eingehe. Natürlich muss ich mich noch mit der Frage der Transportmittel beschäftigen, mit der Frage der Verladung, mit der Organisation der Schneckensammler, mit der Klärung der Tierschutzfragen, mit der Pachtung von Wäldern . ..»
«Aber warum? Um Himmels willen – warum?»
«Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Ich will ein Schnecken-Exportgeschäft aufziehen! Damit kann man Geld verdienen.»
«Geld? Ein paar hundert Mark?»
«Vielleicht auch ein paar tausend Mark.»
Jetzt lächelte Odoerfer nicht mehr. Er liess sich alles genau erzählen und begriff: wenn das, was Stein ihm hier auseinandersetzte, stimmte – und er kannte Stein gut genug, um zu wissen, dass er kein Phantast war – dann bedeutete das eine neue Industrie für Lauingen, vor allen Dingen auch Devisen.

Am nächsten Tag fuhr er ins benachbarte Augsburg zur Landes - Zentralbank, um dort einen grösseren Kredit für Stein zu befürworten. Die Herren in der Landeszentralbank machten kugelrunde Augen vor Staunen. Wie? Man sollte diesem Stein, diesem Flüchtling, der keinerlei Sicherheiten zu bieten hatte, eine so grosse Summe leihen? Und dann noch auf Grund einer so merkwürdigen, ja, man durfte wohl sagen, fast verrückten Idee? Dafür, eine Schneckenzucht aufzuziehen, ein Geschäft also, von dem keiner der Herren je gehört hatte – über das sie alle aber noch am gleichen Abend in ihren verschiedenen Konversationslexika nachlasen. Zur Ehre Odoerfers sei gesagt: er war so überzeugt, dass er überzeugte. Zu Ehren der Augsburger Herren sei gesagt: der recht hohe Kredit, den Stein verlangte, wurde bewilligt.

Steins nächster Schritt war zum Lauinger Bürgermeister Endriss. Stein hatte ein erstaunliches Anliegen: er wollte den Wald von Lauingen pachten.

«Wozu?» wollte der Bürgermeister wissen.

«Um Schnecken zu züchten.»

«Um ... ich habe Sie wohl nicht richtig verstanden?»

«Sie haben mich richtig verstanden, Herr Bürgermeister, und ich bitte Sie, mich zu unterstützen. Sie werden es bestimmt nicht bereuen. Es wird Gutes für die Stadt Lauingen dabei herauskommen. Das muss Ihnen doch als Bürgermeister am Herzen liegen!»

Es war gerade die Zeit der Bürgermeisterwahl, und es war keineswegs sicher, ob Endriss im Amte bleiben würde.

«Vielleicht bin ich in einer Woche schon gar nicht mehr Bürgermeister.»

«Umso besser, Herr Bürgermeister. Wenn Sie durchfallen und arbeitslos sind, fangen Sie bei mir als Schneckensammler an .. .»

Der Bürgermeister sah sich den alten Herrn, den er schon oft auf der Strasse oder im Gasthaus erblickt hatte, etwas genauer an. «Sie sind ja sehr überzeugt davon, dass die Sache klappen wird.»

«Die Sache wird klappen.»

Der Bürgermeister war, nachdem Stein ihm einen kurzen Vortrag gehalten hatte, ebenfalls überzeugt, dass zumindest etwas an der Sache sei. Zwar hatte er keine Ahnung von Schnecken, aber die Zahlen, die Stein ihm nannte, sprachen für sich selbst. Überdies war er sich längst darüber im Klaren, dass in einer Stadt wie Lauingen, die vor dem Kriege fünftausendfünfhundert Einwohner gezählt und nach dem Kriege etwa zweitausend Flüchtlinge aufgenommen hatte, etwas Drastisches geschehen müsse, um so vielen Menschen Arbeit und Brot zu garantieren.

Der Bürgermeister fiel bei den Wahlen nicht durch. Er brachte die Sache vor den Stadtrat. Die Stadtväter schüttelten zuerst die Köpfe, sie glaubten, der Plan Steins sei verrückt, ihr Bürgermeister sei verrückt, und der Bankier sei verrückt.

Aber schliesslich gelang es dem Bürgermeister, seine Kollegen zu überreden, und Stein durfte ein grosses Stück Wald von zwölf bis dreizehn Morgen pachten. Darauf errichtete er seine Schneckenzuchtfarm.

Er hatte also einen Wald, wenn auch nur in Pacht. Und nun begann er mit der Züchtung der Weinbergschnecken, mit ihrer Sammlung, mit ihrer Placierung in den Hocken, mit ihrer Fütterung im grossen Stil. Er suchte und fand Mitarbeiter und Sammler. Er gab eine «Anleitung zur Zucht, zum Sammeln und Einlegen der Weinbergschnecke» heraus. Er mietete ein Büro, er liess Flugblätter verteilen, etwa mit der Überschrift «Sammle auch DU!» Auf diesen Flugblättern war von den Weinbergschnecken zu lesen: «Sie bringen Dir eine gute Einnahme und Deinem Volk Devisen!»

Der Organisator Stein durfte wieder mal organisieren. Er schuf eine Gross-Sammelstelle, die zweimal pro Woche bei den einzelnen Sammlern die Ware abholen liess. Er lieh den Sammlern Kisten, versah sie mit Verladepapieren und Sammelerlaubnisscheinen. Er beschränkte seine Tätigkeit nicht nur auf Lauingen und Umgegend, sondern suchte auch in anderen Teilen Deutschlands nach Waldungen, in denen die Schnecken gut gedeihen mussten. Er suchte um Sammelerlaubnis nach, und die Behörden erteilten sie ihm.

Innerhalb der nächsten Jahre wurde Robert Stein der grösste Schneckenzüchter der Welt.

Nach aussen hin war der Betrieb gar nicht so gross. Nur fünfzehn Angestellte arbeiteten in den Büros in Lauingen. Aber auf seinen verschiedenen Farmen, auf den Bahnhöfen, bei den Transportgesellschaften arbeiteten viele tausend. Verlässlichen Schätzungen zufolge gab Stein rund vierzigtausend Menschen Arbeit und Brot, die Sammler mit eingerechnet, die wöchentlich zweimal an seine Gross-Sammelstellen und an achttausend Kreis- und Orts-Sammelstellen lieferten.

Andere schätzten, dass Stein sechzigtausend Menschen versorgte. Bereits 1950 wurden für etwa vierhunderttausend Mark Weinbergschnecken von Stein ausgeführt, nach Frankreich, Belgien und in die Schweiz, 1951 für eine Million, 1953 für 1,4 Millionen.

Schon kamen englische, italienische, spanische, französische, ja, sogar ägyptische Interessenten nach Lauingen an der Donau, um die Geheimnisse der Schneckenzüchterei an Ort und Stelle zu studieren. Auch aus Deutschland strömten Neugierige zusammen,

hauptsächlich diejenigen, die glaubten, man könne mit Schnecken ohne viel Arbeit und mit wenig Nachdenken sehr viel Geld verdienen.
Aber ganz so einfach war das nicht, wie Stein unaufhörlich predigte. Schnecken konnten sehr leicht eingehen, konnten sehr leicht von ihren Feinden gefressen werden, konnten – um nur ein Beispiel zu nennen – durch die Gärung ihres eigenen Kotes während des Transportes ersticken. Der geringste Diätfehler konnte entscheidend sein. Die Schnecken waren nun einmal schwierige Tiere. Nicht nur sie.
Fast ebenso schnell, wie das neue Geschäft Robert Steins aufblühte, entstand eine Schneckenbürokratie in Deutschland. Ämter begannen sich die Frage vorzulegen, ob nicht dem deutschen Wald Schaden entstehe durch die Versendung von so viel deutschen Schnecken ins Ausland. Stein bewies, dass er auch dieser Gefahr ins Auge sehen konnte: er zog den «Verband deutscher Schneckenzüchter e.V.' auf.

Aber es sollte hier nicht erzählt werden, wie man Millionär wird, indem man Schnecken züchtet. Es sollte nur erzählt werden, wie einer, der Schnecken züchtete, Millionär wurde, einer, der vermutlich immer wieder auf die Füsse gefallen wäre, auch wenn er etwas anderes angefangen hätte.
Und damit wäre die Geschichte eigentlich zu Ende.
Vielleicht sollte noch erwähnt werden, dass Robert Stein nach Paris fuhr, dass er sich dort mit Duval und anderen ehemaligen Kriegsgefangenen traf, dass er nach wie vor von ihnen als ‚Chef' angeredet wurde, ja, dass sie ihn sogar als Ehrenmitglied in ihren «Verband ehemaliger Kriegsgefangenen aufnahmen.
Gelegentlich einer solchen Pariser Reise wurde festgestellt, dass Robert Stein nicht einmal die Hälfte der Schnecken nach Frankreich liefern konnte, die man dort jährlich brauchte, nämlich dreitausend Tonnen oder zweihundert Güterwagen voll; dabei waren doch, als er abreiste, die Schneckenkisten in der Nähe des Bahnhofs von Lauingen häuserhoch aufgestapelt gewesen.
Ein wenig später kam es in Lauingen zu einer kleinen Revolution. Die hübsche Wirtin des Café Stegmüller erklärte sich bereit, Schnecken auf die Speisekarte zu setzen.
Alle, auch der Bürgermeister Endriss, der Landrat und Bankdirektor Odoerfer erschienen, um Schnecken zu essen. Oder, um der Wahrheit die Ehre zu geben: keiner der Herren erschien, um Schnecken zu essen. Sie alle hatten die grössten Bedenken gegen diese in Lauingen und Umgebung durchaus unbekannte Speise, und sie verhehlten dies Stein keineswegs.

Er antwortete: «Meine Herren, ich verstehe Sie sehr gut. Auch ich habe mehr als einmal geschaudert, als man mir zumutete, Schnecken zu essen. Später habe ich es dann eben mal versucht. Man versucht ja so vieles im Leben ... Und was soll ich Ihnen sagen? Ich bin heute ein leidenschaftlicher Schnecken-Esser. Ja, das bin ich heute!»

Die Herren nickten. Aber sie waren keineswegs überzeugt, und sie kamen schliesslich zu dem Festessen nur unter der Bedingung, dass es ihnen erspart bleiben möge, Schnecken zu essen.

Es. wäre ihnen auch erspart geblieben. Aber ihre Neugierde war wohl stärker, als ihre Abneigung gegen Schnecken. Und so versuchten sie es einmal. Das Misstrauen wich aus ihren Gesichtern und machte einem Gefühl der Befriedigung, ja des Entzückens, Platz.

An diesem Tage wurden im Café Stegmüller alle Schnecken gegessen, die die hübsche Wirtin auf den Tisch bringen konnte. Ja, es stellte sich heraus, dass nicht genug Schnecken da waren. Und das in Lauingen, wo sich jede Woche die Kisten mit vielen Tausenden, ja Hunderttausenden von Schnecken häuserhoch türmten. Lauingen hatte die Schnecke entdeckt.

Die Fahrt ins Blaue

Noch vor ein paar Jahren kannte kaum einer in Berlin den Stuttgarter Platz – die bedauernswerten Anwohner ausgenommen. Er sah ja auch recht trostlos aus. Die meisten Häuser waren nur noch Ruinen. Aber auch diejenigen, die noch bewohnt wurden, befanden sich in recht schlechtem Zustand.

Und an diesem Stuttgarter Platz kamen die Reisenden aus West- und Süddeutschland mit den Omnibussen an. Sie fanden nichts als ein paar Buden aus Holz, wo sie etwas Warmes zu trinken kaufen konnten, das aussah wie Kaffee, aber beileibe nicht so schmeckte. Wenn es regnete, mussten sie im Regen stehen. Sie hätten sich nirgends unterstellen können. Ja, es sah alles so trostlos aus, dass viele Reisende, die am Stuttgarter Platz ankamen, am liebsten gleich wieder umgekehrt wären.

Paul Kühn war der erste, der begriff, dass da etwas geschehen müsse. Zusammen mit anderen Busunternehmern ergriff er die Initiative, als die Stadt Berlin immer wieder zögerte, den Stuttgarter Platz ein bisschen auszustaffieren. Die Organisation «Berliner Omnibus Reisedienst' kurz ‚BORD' genannt, wurde gegründet, um den Umbau des Platzes zu finanzieren. Der wurde im April 1951 begonnen, dauerte sechs Wochen und kostete 400'000 D-Mark.

Nun, um der Wahrheit die Ehre zu geben, es wurde nichts Palastartiges am Stuttgarter Platz aufgeführt, es reichte nur zu einer

langgestreckten Wartehalle, die Platz für 150 Personen bot, für ein Restaurant und für ein paar Büros, für ein paar Bänke und recht bescheidene Grünanlagen. Immerhin, der Stuttgarter Platz konnte sich jetzt sehen lassen.
Ohne Paul Kühn wäre es niemals so weit gekommen.

Man kennt ihn gut auf dem Stuttgarter Platz, und wer ihn einmal gesehen hat, wird ihn nicht vergessen. Er kommt gewöhnlich um halb sieben Uhr morgens in seinem hellgrauen Mercedes angefahren. Um halb sieben Uhr morgens geht es schon recht munter auf dem Stuttgarter Platz zu. Die Interzonen-Autobusse sind zur Abfahrt fertig, dæ Passagiere kommen per Strassenbahn, per Autos oder auch in Taxis.
Gegen sieben Uhr morgens besteigen sie die Omnibusse, nicht ohne vorher geräuschvoll und manchmal tränenreich Abschied genommen zu haben. Es mögen fünfhundert Reisende sein, und es sind mindestens zwölf Omnibusse, die zwölf Linien repräsentieren,- Busse aller Art, grössere und kleinere, ältere und neuere. Die schönsten- und modernsten, deren Oberteil fast ganz aus Glas besteht, deren Chassis hellgelb und dunkelblau lackiert sind – sie sehen immer aus, als kämen sie gerade vom Lackierer –, repräsentieren die Firma; P. Kühn, Berlin.
Um sieben Uhr morgens könnten sich die Anwohner des Stuttgarter Platzes wieder schlafen legen. Denn nun sind die Autobusse fort. Sie fahren die Autobahn hinunter nach Dreilinden, wo der amerikanische Sektor West-Berlins endet, und die sowjetische Zone beginnt. Von dort aus geht es nach München, nach Hamburg, nach Hannover, nach Frankfurt. Autobusse sind die beliebteste Verbindung zwischen der Insel Berlin und dem westdeutschen Festland ...
Auch Paul Kühn hat sich nach ganz kurzer Inspektion seiner Omnibusse und einer wenige Minuten währenden Unterhaltung mit seinen Fahrern wieder in seinen Mercedes geworfen und ist abgebraust. Er ist ein recht bemerkenswerter Mann – schon äusserlich, zwar ist er nicht sehr gross – um genau zu sein–1,60 Meter, aber dafür sehr dick. Er dürfte zweihundertsechzig Pfund wiegen. Aber irgendwie stört das nicht. Kühn wirkt nicht fett, nicht aufgedunsen,- das Schwere, das Breite, das Massive gehört zu ihm. Ihn selbst stört es auch nicht, dass er hundert Pfund mehr wiegt, als er eigentlich wiegen sollte. Er ist behende, er ist schnell, er reagiert wie der Blitz. Sein Gesicht ist das Gesicht eines jungen Mannes – obwohl er die fünfundvierzig überschritten hat.
Paul Kühn ist der Mann, der weiss, was er will, und der damit nicht hinter dem Berge hält. «Wenn mir was nicht passt, dann

mache ich Krach», sagt er. überhaupt ist ‚Krach' eines seiner Lieblingsworte. ‚Krach' ist übrigens nur, was er macht. Die anderen können allenfalls ‚Schwierigkeiten' machen. Aber: «Wenn die mir Schwierigkeiten machen», und mit ‚die' meint er bald den, bald jenen, eigentlich die ganze Welt – «dann lache ich nur!» Oder er macht Krach.

‚Die', wie Kühn sagen würde, lachen nicht über ihn. Sie ärgern sich über ihn, und sie bestaunen ihn. Kühn hat viel zuviel Erfolg gehabt, als dass die Leute nicht schlecht auf ihn zu sprechen wären. Die Leute oder kurz ‚die' äussern, er sei geizig, er bezahle seine Leute schlecht, er mache dunkle Geschäfte, er sei rücksichtslos, er gehe über Leichen. Immerhin müssen selbst ‚die' zugeben, dass er sehr schnell ein reicher Mann geworden ist, vielleicht einer der reichsten Männer Berlins, und dass seine Kunden ihn schätzen, und dass er alles sich selbst zu verdanken hat.

Wie schnell der Aufstieg Paul Kühns vor sich ging, spürt man am besten, wenn man ihn in seinem Betrieb besucht. Der Mann, der zweiundzwanzig der modernsten Autobusse besitzt, der ein kleines Heer von Fahrern und Mechanikern beschäftigt, dem ein Hotel im Harz gehört und ein Haus in Lutter, der seine eigenen Reparatur-Werkstätten in Berlin, Lutter und Frankfurt besitzt, verfügt noch immer nicht über repräsentative Büros im Berliner Westen. Die Firma ist noch in einem kleinen Haus im nördlichen Reinickendorf untergebracht, in der Provinzstrasse, einer Strasse mit alten Bäumen, mit holprigem Pflaster, mit kleinen, einstöckigen Häusern, kurz – einer Strasse, die so aussieht, wie sie heisst. Und in einem dieser einstöckigen Häuser liegen die Büros der Firma Paul Kühn, vier oder fünf schmale Räume, in denen acht Angestellte sitzen – obwohl knapp die Hälfte Platz hätte. Auch Kühns Privatbüro im ersten Stock des Hauses ist nur ein bescheidener Raum, und man hat das Gefühl, als habe er Schwierigkeiten, seine zweihundertsechzig Pfund hinter dem Schreibtisch unterzubringen, ohne dass die Tür aufspringt.

Trotzdem gefällt es ihm hier. Hier haben seine Eltern gewohnt; warum sollte das Haus nicht gut genug für ihn sein? Hier hat er sein Geschäft angefangen und hat Glück gehabt. Er ist abergläubisch. Er denkt nicht daran, das Glück zu versuchen und in grössere Räume umzuziehen.

Aber sind acht Angestellte für den Riesenbetrieb nicht ein bisschen wenig? Genügen sie, um die Fahrten nach Braunschweig und Göttingen und Frankfurt zu organisieren?

Kühn meint, da gebe es keine besonderen Schwierigkeiten. «Muss eben jeder was leisten! Und ausserdem sind die Busse ja auch noch da!»

Überhaupt hat er nicht gern, wenn man über die Grösse seines Betriebes spricht. «Ich bin ein kleiner Fuhrunternehmer, und das bleibe ich auch. Vielleicht habe ich ein bisschen eher gesehen, was man in Berlin machen muss. Das ist aber auch alles.»

Hier in Reinickendorf wurde er 1908 geboren, hier in Reinickendorf lebten schon die Grosseltern. Hier war die Gärtnerei des Vaters, in der auch die Mutter, Paul und der Bruder mitarbeiteten. Es gab immer etwas zu tun: zu säen, zu pflanzen, Dung zu fahren, zu graben, Blumen zu schneiden und Zu binden, Bestellungen auszutragen, Geld einzukassieren. Es blieb wenig Zeit zum Spielen.
Paul mochte die Gartenarbeit nicht, ja, ebenso wenig wie die Schule. Er hatte schon frühzeitig andere Interessen. Er wurde Mitglied der «Sportvereinigung Ost', deren Trainer schnell in dem gedrungenen jungen Burschen mit den enormen Kräften den geborenen Ringer erkannten. Kühn wurde etwas, was es im Ringsport selten gibt: ein jugendliches Schwergewicht.
Aber dem Sport konnte er sich nur in den Abendstunden widmen. Tagsüber musste er noch im Gärtnereibetrieb mitarbeiten. Dann, mit achtzehn Jahren, entschloss er sich, eine andere Stellung zu suchen. Das hatte mit seinem Interesse für Autos, für Motoren, kurz: – für alles, was mit Autos zusammenhing, zu tun.
Er wurde Lieferwagenfahrer. Er wurde ein guter und zuverlässiger Fahrer. Bei ihm gab es keine Motorpannen, denn er kannte seinen Motor in- und auswendig, er bastelte bei jeder Gelegenheit daran herum, er säuberte ihn, er schmierte und ölte ihn, er behandelte ihn wie ein lebendes Wesen.
Ja, Motoren waren Lebewesen für ihn. Wenn ein Fahrer geräuschvoll schaltete oder die Kupplung schleifen liess, zuckte er zusammen, als habe man ihm einen Schlag versetzt. Abends experimentierte er mit Zwei- und Vier-Takt-Motoren, mit Öldruckventilen, mit Achsen und Bremsen, mit Federung und Kolben. Er lag stundenlang unter einem Wagen, er konnte sich nicht satt sehen. Wenn er einen Motor laufen liess, hörte er auch das winzigste Nebengeräusch.
Er hatte die Augen und Ohren eines Liebhabers.
Er liebte die Autos, die er fuhr, er liebte sie, wie man eine Frau liebt; er war nur glücklich, wenn er sich mit einem Auto beschäftigte. Er konnte es auseinandernehmen und zusammensetzen. Und wenn er dann mit einem solchen Auto, das er selbst geschmiert und geölt, überholt und getankt und hundertmal überprüft hatte, durch den Verkehr brauste, wenn er es zur äussersten Kraftleistung zwang, wenn, er es vorbeischiessen liess an anderen Wagen, dann

war ihm, als sei er selbst es, der schneller war als die anderen, dann hatte er ein ebenso starkes Gefühl der Überlegenheit wie im Ring, wenn er den Gegner warf. Dann war er glücklich.
Seine Stellung genügte ihm nicht lange. Er wollte Geld verdienen, er wollte vorwärtskommen.
Er sparte jeden Pfennig, den er sparen konnte, und als er eines Tages 150 Mark hatte, kaufte er einen gebrauchten Lastwagen. Mit dem war es wirklich nicht mehr weit her, oder – um genau zu sein – diejenigen, die ihn abstiessen, waren der Überzeugung, er besitze nur noch Schrottwert. Aber Paul Kühn wusste es besser, nachdem er den Motor geprüft hatte. Sonst hätte er ja nicht sein ganzes Kapital in diesen Wagen gesteckt.
Jetzt fand er keine Zeit mehr für den Sportklub. Jetzt brauchte er seine freie Zeit, um den Motor auseinander zu nehmen, um ihn zu reinigen, um diese oder jene Teile zu überholen. Schliesslich kaufte er sich wenig gebrauchte Reifen, spritzte den Wagen, lackierte ihn neu und – verkaufte ihn für 600 Mark.
Schon am nächsten Tag kaufte er. wieder einen Laster, diesmal für 180 Mark, ünd es zeigte sich, dass es viele Gelegenheiten gab, Wagen zu kaufen, sie zu überholen, sie wieder abzustossen. Bald konnte er zwei, dann drei Wagen kaufen.
Er hatte also Geld verdient. Er hatte bewiesen, dass er ein guter Kaufmann war. Aber nicht das war es, was ihn glücklich machte. Was ihn glücklich machte, waren die Wagen. Er war verliebt in seine Wagen. Er war verliebt in alles, was mit Autos zusammenhing.
Sein Verdienst erhöhte sich, als er auch Personenwagen auf neu frisierte. Schon war er ein Name in der Autobranche. Die Leute, mit denen er zu tun hatte, mochten ihn. «Auf Paule ist Verlass!» erklärten sie, denn er übervorteilte niemanden, und mit den Wagen, die er überholt hatte, erlebte man keine unangenehmen Überraschungen. Nur im Sportverein war man ein bisschen traurig über die Entwicklung der Dinge, denn da Kühn auch weiterhin den Fahrer machte, hatte er kaum noch Zeit zum Ringen.
Es ging schnell nach oben. Schliesslich hatte Kühn einen richtigen Fuhrpark, musste sich schon Fahrer engagieren, war ein Mann, der gutes Geld verdiente. Das Geheimnis seines Erfolges: er sah immer ein bisschen eher als die anderen, was man machen musste.
Da wurde zum Beispiel im Sommer 1937 der Tempelhofer Flughafen ausgebäut. Tausende von Arbeitern strömten aus allen Berliner Stadtteilen nach Tempelhof. Strömten? Es gab nur zwei oder drei Strassenbahnlinien, die an der Baustelle vorbeikamen. Die weitaus meisten Arbeiter kamen mit der S-Bahn und hatten noch einen ziemlich weiten Weg von den Bahnhöfen. Kühn hatte eine

Idee: Wie, wenn man die Arbeiter in Omnibussen hinbrächte? Das würde Geld bringen.
Es brachte Geld. Kühn war jetzt neunundzwanzig. Er beschloss, seine eigene Firma zu gründen. Er kaufte das Grundstück, das neben dem des Vaters lag, samt der Flaschenfabrik, die darauf stand, und richtete dort seinen Fuhrbetrieb ein.
Und dann kam der Krieg. Paul Kühn wurde nicht eingezogen; vielleicht war er zu dick. Vielleicht spielten auch seine Beziehungen eine Rolle, jedenfalls konnte er in Berlin bleiben. Eine Zeitlang war er Fahrlehrer bei der Polizei, übrigens arbeiteten seine Omnibusse und Lastwagen jetzt mehr denn je. Kühn sah eben ein wenig schneller als die anderen, was man machen musste und wie man es machen musste.
Das Ernährungsamt brauchte Lastwagen, um Lebensmittel heranzuschaffen. Andere kriegswichtige Ämter wollten Personal hierhin oder dorthin schicken. Die Organisation Todt, die Wehrmacht benötigten die Lastwagen, die Kühn zur Verfügung stellte.
Gebrauchte Wagen waren jetzt billig zu kaufen, denn viele Wagenbesitzer durften ihre Autos nicht mehr benutzen, und Kühn konnte sie, nachdem er sie überholt hatte, mit ungeheuren Gewinnspannen verkaufen, besonders wenn er in der Lage war, den Käufern eine Fahrgenehmigung zu besorgen. Und dazu war er irgendwie immer in der Lage. Er kannte so viele Leute, er hatte so vielen Leuten Gefallen getan, und da taten die Leute ihm auch gern mal einen Gefallen. Das waren gute Geschäfte,...!
Paul Kühn wurde reich. Er hatte inzwischen geheiratet, und es kamen bald ein Mädchen und zwei Jungen. Er kaufte alte Omnibusse und überholte sie, stellte sie auf Dieselöl um. Seine Rechnung: der Krieg erhöhte die Sehnsucht der Grossstädter, einmal ein bisschen aus dem Alltag herauszukommen, einmal ein paar Bäume oder auch ein bisschen Meer zu sehen. Kühn richtete Omnisbusfahrten für Arbeiter ein, die nach Göhren auf Rügen wollten. Das waren 200 Kilometer hin und 200 Kilometer zurück. Es gab nie Pannen. Erstaunlich eigentlich, denn es fuhren alte Omnibusse mit alten Reifen.
Erstaunlich und doch wieder nicht erstaunlich! Denn Kühn sah sich die Männer, die er als Fahrer engagierte, sehr genau an. Er nahm nur Männer, von denen er überzeugt war, dass sie ihren Beruf ernst nahmen, verteufelt ernst. Er liebte seine Autos – und wie alle Liebhaber war er hellsichtig. Ihm konnte kein Fahrer vormachen, dass er wirklich mit Herz und Seele dabei war – wenn er nicht mit Herz und Seele dabei war. Das spürte Kühn sofort. Er spürte instinktiv alles, was mit Autos zusammenhing. Und wenn er sich eine Stunde mit einem Mann unterhalten hatte,

wusste er Bescheid, ob er für ihn als Fahrer in Frage kam oder nicht.
Die Fahrer wussten auch Bescheid, nämlich, dass sie einen Chef hatten, der sich nichts vormachen liess, einen, der von seinen Fahrern nichts Unmögliches verlangte, aber alles das verlangte, was möglich war; zum Beispiel, dass sie nach jeder Fahrt ihren Wagen genau durchsahen, dass sie nichts dem Zufall überliessen.
Er stellte Listen auf, was zu tun sei: Motor durchsehen, Ölwechsel, durchspülen, Getriebeöl kontrollieren, Reifen kontrollieren, Dichtungen nachsehen und so weiter. Die Fahrer brauchten bloss die Listen durchzugehen.
Da war die Sache mit dem Holzgasantrieb in den letzten Jahren des Krieges, als das Benzin immer knapper wurde. Das bedeutete viel Arbeit. Zwei Stunden vor einer Fahrt mussten die Generatoren angeheizt werden, eine umständliche Sache, eine Prozedur, die den meisten Fahrern gar nicht zusagte. Unmöglicher schien ihnen noch, dass sie während einer Fahrt immer wieder absteigen und den Generator durchrühren mussten.
Kühn fand das alles gar nicht unmöglich. Kühn fand das hochinteressant. Hier war eine neue Möglichkeit, sich mit Autos, mit Motoren zu beschäftigen. Hier gab es ein neues Betätigungsfeld für den ewigen Liebhaber Kühn. Er wurde ein Meister des Holzgasantriebes, er wusste genau, wie trocken das Holz sein sollte, genau, wann es angeheizt werden musste. Er hatte damit so lange experimentiert, bis es bei ihm. nicht mehr vorkam, dass ein Auto mit Holzgasantrieb stehenblieb. Wenn die Fahrer bei der blossen Erwähnung von Holzgas die Arme zum Himmel hoben, lachte er: «Ihr gebt euch bloss keine Mühe!»
Kühn hatte alles durchdacht. Kühn kannte jeden seiner Wagen mindestens ebenso gut wie die Fahrer, die auf diesen Wagen sassen. Er wusste, was den Motoren, den Reifen zuzumuten war, er wusste, dass man nur etwas von den Wagen verlangen konnte, wenn man ihnen die entsprechende Pflege angedeihen liess. Vielleicht ist es nicht übertrieben zu sagen, dass es keine Pannen bei Kühn gab, weil seine Wagen ihn ebenso liebten wie er sie.
Der Krieg geht seinem Ende entgegen. Der Ring um Berlin schliesst sich. Kühn sieht das früher als die meisten anderen – wie er ja alles früher sieht. Was wird aus seinem Fuhrpark werden, wenn die Russen kommen?
Er entscheidet sich, seine Firma zu dezentralisieren. Nachts montiert er wichtige Teile aus den Wagen, versteckt sie an sicherer Stelle, versteckt die Reifen anderswo. Die auf diese Weise unbrauchbar gemachten Wagen stellt er in den verschiedensten Garagen unter. Auf dem Hof der Firma bleiben nur sechs intakte

Omnibusse. Kühn hat die Idee, dass er sich mit diesen Omnibussen freikaufen wird. Diese Idee soll sich sehr bald als die Rettung erweisen, wenn auch auf ganz andere Weise, als Kühn denkt.
Die Russen kommen also, ziehen auch auf seinem Grundstück ein, wo sie ihre Pferde unterstellen, sehen die Omnibusse und requirieren sie. Aber nicht nur die sechs Omnibusse werden mitgenommen, auch Paul Kühn selbst muss zur Kommandantur nach Reinickendorf.
Der sowjetische Oberst mustert ihn finster. «Du fett! Du Kapitalist! Du erschossen!»
Kühn reisst sich das Hemd auf, zeigt auf seine Muskelpakete, versucht pantomimisch darzustellen, dass er Ringer sei.
Der Russe ist nicht ohne Weiteres zu überzeugen. «Du warten!» Er telephoniert. Zwei Soldaten kommen herein, um Kühn mit aufgepflanztem Bajonett zu bewachen. Der Kommandant trommelt inzwischen zwölf baumlange Russen aus verschiedenen Regimentern zusammen. Die kommen nacheinander in das Arbeitszimmer des Kommandanten.
Der sowjetische Oberst erklärt: «Du zeigen, ob Artist! Sonst – erschossen!»
Kühn begreift: er muss es versuchen. Es ist auch nicht allzu schwer. Die Russen sind zwar sehr lang und sehr stark, haben aber vom Ringen keine Ahnung. Ein paar Handgriffe genügen, und der erste liegt am Boden. Schliesslich hat er sie alle zwölf auf die Schultern gelegt, gleichmässig ausgerichtet, einen neben den anderen. Der Oberst lacht schallend, klopft Kühn auf die Schulter: «Du guter Mann! Du Moskau viel Geld!» Und dann muss Kühn alle zwölf noch einmal aufs Kreuz werfen. Die Russen finden das herrlich. Sie wollen sich totlachen.
Schliesslich darf der Sieger endlich nach Hause. Aber die sechs Omnibusse bleiben bei den Russen. Das schmerzt ihn. Es soll nicht behauptet werden, dass ihn der materielle Verlust gleichgültig lässt, aber das Schmerzhafteste ist, die Omnibusse, die er gehegt und gepflegt hat, in den Händen derer zu wissen, die sie in wenigen Tagen zu Klumpen fahren werden. Daran zweifelt er nicht, nachdem er die Fahrkünste der Russen mit eigenen Augen kennengelernt hat.
Vierzehn Tage später fährt ein Jeep in der Provinzstrasse vor. Kühn wird wieder abgeholt. Der Kommandant von Reinickendorf hat die Demonstration Kühns nicht vergessen. Er hat in der Umgebung von Berlin die grössten und stärksten Russen aufgetrieben, und Kühn soll von Neuem seine Kunststücke zeigen. Die Sache soll auf einem Platz vor sich gehen, damit möglichst viele Russen zusehen können. Alle benachbarten Häuser sind nach Teppichen

durchsucht worden, die jetzt über den ganzen Platz ausgebreitet sind.
Kühn verspürt nicht die geringste Lust zu ringen. Er möchte seine sechs Omnibusse wiederhaben und dann gehen. Der Kommandant versichert ihm: «Du alle umlegen – dann Aftermobile!»
Kühn mustert die Russen, die ein bisschen gefährlicher aussehen als diejenigen, die er vor vierzehn Tagen warf. Aber er hat keine Wahl. Der erste Russe wird geworfen. Der zweite. Schon rinnt Kühn der Schweiss in Strömen über den Körper. Schon hängt sein Hemd in Fetzen. Er hat genug.
Aber der Kommandant brüllt: «Du alle umlegen – dann Aftermobile!» Kühn legt wirklich noch einmal alle zwölf Gegner um. Dann will er wissen: «Wo sind Aftermobile?»
Ja, wo sind sie? Der Kommandant kratzt sich den Kopf. Wo mögen die Aftermobile wohl sein? Er hat wirklich keine Ahnung. Sie sind weg. «Moskau!» meint er.
Kühns Gesicht wird traurig. Er denkt an seine Omnibusse. Moskau ist weit – er wird sie nie wiedersehen. Der Kommandant sieht das traurige Gesicht und missversteht die Situation. Kühn soll nicht sagen, dass man ihn betrogen hat. Und so lässt er ihm mehrere Säcke mit Zucker und Erbsen bringen, schenkt ihm Fett, Brot und Würste. Ausserdem erhält Kühn noch einen Sack mit kleinen grünen Bohnen. «Soll Kaffee sein!» sagt der Russe und spuckt vor Ekel aus. «Haben wir drei Stunden gekocht! Wurde nicht weich!» Offenbar weiss keiner der Russen, dass grüner Kaffee erst gebrannt werden muss, und dass ein Sack mit grünen Bohnen ein Kapital ist. So kehrt Kühn zwar ohne Omnibusse, aber doch nicht mit leeren Händen in sein Haus zurück. Er hat für die nächsten Monate zu leben – und zu tauschen.

Er überlegt. Dass er die sechs Omnibusse nicht wiederbekommt, ist ihm klar. Er könnte ein paar andere Fahrzeuge zusammenflicken, die verbuddelten Reifen und wichtige Teile sind von den Russen nicht gefunden worden. Aber wenn ihm die Russen dann auch diese Wagen abnehmen?

Schon gibt es einen Berliner Magistrat. Das Ernährungsamt sucht Fahrzeuge. Die Fahrbereitschaft des Magistrats will Aufträge vergeben. Kühn hätte also Arbeit. Aber noch scheint das Risiko zu gross. Das sagt er auch dem ersten Berliner Bürgermeister, dem alten Dr. Werner. Der lässt daraufhin Plakate anfertigen, die auf Deutsch und Russisch besagen: «Dieser Wagen darf nicht requiriert werden. Er fährt für den Berliner Magistrat!'

Kühn probiert es erst einmal mit einem Wagen aus, und zwar vorsichtshalber mit einem, der noch auf Holzgasantrieb umgestellt ist. Und siehe da, die Russen versuchen nicht, den Wagen zu schnappen. Vielleicht haben sie vor der Anordnung des Bürgermeisters Respekt, vielleicht auch vor dem Holzgasantrieb. Niemand wird je wissen, was mehr Eindruck auf sie machte.
Daraufhin holt Kühn seine übrigen demontierten Wagen wieder heran und stellt sie zusammen. Er versucht auch, Ersatz für die requirierten sechs Omnibusse zu finden. Er findet zwar Omnibusse, aber es ist schwer, sie in Ordnung zu bringen. Ersatzteile oder gar Reifen gibt es nur auf dem Schwarzen Markt, Benzin kann man selbst dort nur durch besondere Beziehungen bekommen. Fast nichts ist für Geld zu haben, fast alles muss «kompensiert» werden.

Nun, auf dergleichen versteht sich Paule. Er kompensiert. Er hat ja schliesslich etwas anzubieten: ungebrannten Kaffee, auch kann er Waren heranschaffen, Verbindungen herstellen, wo es noch keine städtischen Verbindungen gibt, Leute zur Arbeit transportieren und von der Arbeit wieder abtransportieren.
Bald hat er den alten Stand wieder erreicht; schliesslich ist sein Fuhrpark grösser als vor dem Krieg. Und wieder sieht er neue Verdienstmöglichkeiten, sieht sie gerade in dem Augenblick, in dem er eigentlich alle Hoffnungen aufgeben müsste. Denn die Blockade Berlins hat begonnen, und das bedeutet, dass Deutsche überhaupt nicht mehr zu Benzin kommen, dass das wenige Benzin, das über die Luftbrücke hereinkommt, lediglich den Alliierten zur Verfügung steht.
Die Alliierten. Die Französische Militärregierung hat begonnen, in Tegel einen neuen Flugplatz zu errichten, um das Tempelhofer Feld., wo die Amerikaner ihre Luftbrücke gestartet haben, und den Flughafen Gatow, von dem aus die Briten operieren, zu entlasten.

Der Flughafen in Tegel... Die Geschichte wiederholt sich. Wie einst der Flughafen in Tempelhof, soll jetzt der Flughafen in Tegel mit grösster Eile aufgebaut werden. Kühn war damals dabei – er ist auch jetzt wieder dabei. Er transportiert die Arbeiter nach Tegel und holt sie wieder ab. Auch gilt es, die Materialien heranzuschaffen. Kühn schickt einen Trecker von acht Tonnen mit zwei Anhängern, die je zwölf Tonnen fassen. Also werden zweiunddreissig Tonnen Baumaterialien auf einer Fahrt nach Tegel geschafft, werden in wenigen Minuten durch eine Kippvorrichtung ausgeladen. So eine Tour ist leicht zehnmal pro Tag zu machen und auch des Nachts, denn der Flughafen Tegel wird von 25'000 Arbeitern in drei Schichten gebaut.

Paul Kühn verdient gutes Geld daran.
Bevor es zur Blockade kommt, hat Kühn bereits wieder Ausflugsfahrten für Sportvereine und Kegelklubs veranstaltet, auch Hochzeiten und Beerdigungen nach ausserhalb arrangiert. Und als die Blockade am 12. Mai 1949 aufgehoben wird, nimmt er diese Fahrten ins Grüne wieder auf. Die ersten mit Maien geschmückten Lastwagen, die Kühn mit Transparenten ‚Hurra, wir leben noch!' aus dem nun wieder befreiten Berlin herausschickt, lösen bei der Bevölkerung Westdeutschlands Jubel und Begeisterung aus.
Und bringen den Senat West-Berlins auf eine Idee. Im Senat ist man verärgert, dass die Einnahmen aus den Interzonenzügen, die wieder von Berlin nach dem Westen rollen, nur dem Osten zufliessen. Denn die Reichsbahn ist auch da, wo sie durch West-Berliner Gebiet fährt, ostzonales Gebiet, steht unter ostzonaler Verwaltung. Wenn man – so sagt sich der Senat – Omnibusse nach Westdeutschland schickte, so fiele das Geld nicht dem Osten anheim.
Also werden wir Autobusse schicken, beschliesst der Senat. Beschliesst es, ohne zu erwägen, dass er über Omnibusse nicht verfügt, jedenfalls nicht über Omnibusse, die für diesen Zweck frei zu machen wären, dass er auch kein Geld besitzt, um neue Omnibusse zu kaufen. Kurz, dass die Idee zwar gut, ihre Ausführung aber unmöglich ist.
Daraufhin lässt der Senat feststellen, wer denn noch Omnibusse in West-Berlin besitzt. Und es ergibt sich, dass die Fuhrunternehmer Hans Ludwig Wessel und Gustav Severin je zwei Busse besitzen, die für Fernverkehr in Frage kommen, Paul Kühn hat deren drei. Die drei Unternehmer werden vom Senator Knoll ins Rathaus bestellt und müssen eine Rede mit anhören: «Berlin darf nicht einschlafen, Berlin darf nicht sterben! Wir müssen regelmässig Leute nach Westdeutschland bringen und regelmässig Leute von Westdeutschland nach Berlin . ..»
«Was?» sagt Kühn. «Müssen? Ich jedenfalls denke nicht daran. Das wäre wirklich eine Fahrt ins Blaue!»
Die anderen beiden Herren denken auch nicht daran. Sie erinnern den Senator Knoll an das Risiko, das sie eingehen. Sie haben nur mit grössten Schwierigkeiten ihre Busse in Gang gebracht. Und nun werden sie durch die Ostzone fahren, und die Russen werden sie ihnen einfach wegschnappen. Hat der Senat sich das so vorgestellt?
Nein, der Senat hat sich das nicht so vorgestellt. Er hat sich das wohl überhaupt nicht so genau vorgestellt. Er hat eben nur die gute Idee gehabt. Aber schliesslich lassen die Herren sich erweichen. Herr Severin ist bereit, einmal pro Woche nach Bremen

zu fahren. Herr Wessel ist willens, einmal pro Woche nach München zu fahren. Paul Kühn will kein Spielverderber sein. «Ich nehme also Frankfurt. Wollen mal sehen, wie das geht.»
Es geht. Kaum sind die einjährigen Konzessionen ausgestellt, kaum haben alle zuständigen Stellen unterschrieben, da stellt sich her- aus, dass die Nachfrage nach Transport viel stärker ist als das Angebot. Kühn erkennt sofort, dass eine wöchentliche Fahrt nach Frankfurt nicht ausreichen wird. Er muss zweimal, dreimal, schliesslich jeden Tag einen Omnibus schicken.
Die anderen Unternehmer machen ähnliche Erfahrungen. Im Mai 1949 hat die Blockade Berlins geendet. Im Juli sind bereits täglich zwanzig bis dreissig Busse auf der Autobahn gen Westen unterwegs. Das passt den Russen gar nicht. Stirnrunzelnd hören sie die Berichte der deutschen Kommunisten, die ihnen mitteilen, dass die Interzonenzüge halb leer sind, weil sich alles der viel billigeren Interzonenomnibusse bedient, nicht zuletzt auch, weil die Interzonenzüge so beispiellos verwahrlost sind. Die Russen verlangen Stillegung der meisten Omnibus-Linien. Vorübergehend muss fast ein Viertel der Omnibusse wieder ausfallen. Und erst der ständig steigende Verkehr Zwingt die Russen, mehr und mehr Genehmigungen auszustellen.
Paul Kühn sagt sich: man muss sich irgendwie auf die Russen einstellen, man kann nicht täglich ein kleines Vermögen in Gestalt von Omnibussen durch die sowjetisch kontrollierte Zone schicken und gleichzeitig versuchen, die Russen übers Ohr zu hauen. Mag sein, dass er persönlich viele Bedingungen, die sie stellen, für absurd hält – er äussert sich über dergleichen nicht –, jedenfalls muss er sich an diese Bedingungen halten. Seine Fahrer werden dementsprechend instruiert. Bevor sie losfahren, sehen sie sich alle Personalausweise der Fahrgäste an und stellen fest, ob sie gültige Stempel tragen.
Weiterhin müssen die Fahrer ihre Fahrgäste – in humorvoller Form – darauf hinweisen, welche Schwierigkeiten ein nicht angegebener photographischer Apparat, etwa im Koffer, versteckt, oder nicht angegebenes Geld, das später in der Brieftasche gefunden wird, nach sich ziehen können, nicht nur für den betreffenden Fahrgast, sondern für alle Fahrgäste, ja, für den Omnibus, dem Beschlagnahme droht.

Und trotzdem kommt Unglaubliches vor. Da reist ein Viehhändler, der in Westdeutschland Vieh einkaufen will, mit einem Kühn-Omnibus. 50’000 D-Mark nimmt er zu diesem Zweck mit. Offenbar ist ihm unbekannt, dass man in jeder Berliner Bank 50’000 D-Mark

einzahlen und sie in einer westdeutschen Bank wieder abheben kann; offenbar ist ihm auch unbekannt, dass man Geld per Postanweisung schicken kann. Ja, er könnte sogar die 50'000 D-Mark bei sich führen und sie an der Grenze angeben. Was aber tut der Viehhändler? Er gibt 1'200 D-Mark an. Und begibt sich in Marienborn – an der Zonengrenze – mit den anderen Fahrgästen zur Kontrolle.

Der Fahrer geht noch einmal durch den Omnibus, bevor dieser von östlichen Volkspolizisten inspiziert wird, um zu sehen, ob auch alles in Ordnung sei. Und entdeckt 48'800 D-Mark in Hundertmarkscheinen, die übrigens recht schlecht versteckt sind. Hätte die Volkspolizei das Geld gefunden, nichts könnte den Omnibus vor der Beschlagnahme retten.

Oder da ist eine Dame, die zweimal pro Woche bis Helmstedt an der Zonengrenze mitfährt und am nächsten Tag in Helmstedt wieder einsteigt, um nach Berlin zurückzufahren. Von Berlin nach Helmstedt fährt sie im Kostüm. Von Helmstedt nach Berlin fährt sie im Pelzmantel. Es ist – natürlich – immer ein anderer Pelzmantel, den sie für 4'200 Ostmark in Leipzig kauft, was umgerechnet weniger als 1'000 Westmark sind, und den sie in Westberlin für etwa zweitausend Westmark verkauft. Bei Kühn kennt man diese Dame bald, und man bittet sie eines Tages höflich – aber dringend –, doch künftighin mit der Bahn zu fahren, wenn sie in Leipzig Pelze kaufen will.

Solche und ähnliche Vorsichtsmassnahmen haben Kühn bisher jede Panne mit den Russen erspart. Kühn-Omnibusse haben auch keine anderen Pannen. Sie fahren pünktlich auf die Minute ab, sie kommen pünktlich auf die Minute an, man kann sich darauf verlassen, man versäumt keinen Anschluss, wenn man mit Kühn reist. Es ist die alte Geschichte: er kennt seine Wagen, er sorgt dafür, dass die Fahrer ihre Wagen täglich durchkontrollieren. Diese Kontrolle, an der er sich oft selbst beteiligt, ist kein notwendiges Libel. Es ist eine Leidenschaft. Die Motoren seiner Wagen interessieren Kühn viel mehr als das Geld, das er mit ihnen verdient. «Wenn ich durch einwandfreie technische Planung Pannen ausschalten kann», erklärt er, «ist mir nichts zu teuer.»

Die Fahrt Soll eben mehr sein, als derTransport von einer Stadt zur anderen; soll auch mehr sein, als die Einhaltung des Fahrplans. Kühn transportiert schliesslich keine Ware, sondern Menschen. Die Fahrt soll ein Vergnügen sein. Wenn der Omnibus sich gegen die Konkurrenz der Eisenbahn und des Flugzeugs behaupten will – die ja viel schneller sind –, wird Kühn sich anstrengen, wird bessere, geräumigere, bequemere Fahrzeuge bauen müssen.

Die anderen Unternehmer sind gar nicht entzückt. Bessere Omni-

busse? Das bedeutet Omnibusse, die teurer sind. Und das bedeutet weniger Verdienst.
Kühn lässt sich nicht beirren. Er hat sich nie beirren lassen. Er weiss, dass seine Fahrgäste zu zwei Dritteln Berliner sind. Die Berliner sind Leute, die während der letzten Kriegsjahre kaum noch aus der Stadt herauskamen und in den ersten Jahren des sogenannten Friedens auch nicht. Dann begann die Blockade, und sie waren wieder eingesperrt. Jetzt, da sie endlich einmal herauskönnen, wollen sie etwas von der Welt sehen. Sie wollen nicht mit Scheuklappen durch die Landschaft rasen, sie wollen jede Minute bewusst erleben, dass sie nicht mehr eingesperrt sind. Also müssen die Omnibusse so gebaut werden, dass viel zu sehen ist. Die Fenster müssen grösser werden, das Dach muss zurückzurollen sein.
Die Sitze müssen besser gefedert werden und so angeordnet sein, dass die Fahrgäste ihre Beine ausstrecken können. Die Sitze müssen verstellbar sein, so dass die Fahrgäste sich zurücklegen können.
Das alles genügt nicht. Omnibusfahren, das stellt sich bald heraus, ermüdet, auch unter den günstigsten Umständen. Nach ein paar Stunden wollen die Fahrgäste aussteigen, wollen ein paar Schritte gehen, wollen etwas essen.
Kühn lässt die Braunschweiger Lokale abklappern, die auf der Strecke liegen, denn in Braunschweig ist man schon in Westdeutschland, hat man nahezu die halbe Strecke zwischen Berlin und Frankfurt zurückgelegt. Es wird mit einem bestimmten Restaurant eine Abmachung getroffen, dass jeden Tag soundso viele Mittagessen bereitzustellen sind, und zwar zu einem erschwinglichen Preis.
Aber Kühn ist misstrauisch. Kühn lässt von Zeit zu Zeit nachkontrollieren, und seine Kontrollorgane stellen fest: die Koteletts werden immer kleiner, das Kompott besteht schliesslich nur noch aus drei Kirschen. Lange bevor die Reisenden reklamieren, reklamiert Kühn. Er macht ‚Krach'.
Der betreffende Gastwirt, der glaubt, man sei auf ihn angewiesen, äussert, die Lebensmittelpreise seien so gestiegen, er müsse eben mehr für das Menü bekommen.
«Kommt gar nicht in Frage», grollt Kühn, «dass die mir Schwierigkeiten machen .. .!» womit er alle Betriebe der Welt meint. Er erklärt seinem Werbechef Modrach, den er schlicht Conny nennt: «Was ich brauche, ist mein eigenes Restaurant. Such mal ein Haus, das genau auf der Mitte der Strecke Berlin-Frankfurt liegt. Ich kaufe es sofort.»
Das Haus wird gesucht. Schliesslich findet es sich in Lutter am Barenberge in Niedersachsen. Kühn sieht es sich an, und innerhalb einer Stunde ist der Kauf abgeschlossen. Eine Woche später schon erscheinen die Maurer, dann die Tischler und Tapezierer, um

das Haus zu renovieren. Unten soll das Restaurant eingerichtet werden. Die Zimmer oben werden für die Fahrer bestimmt, die in Lutter ein wenig ausruhen wollen, während die Gäste unten essen; oder die abgelöst werden und bis zum nächsten Omnibus hier warten müssen.

Um diese Zeit macht Kühn die Entdeckung, dass die 650 Kilometer Berlin–Frankfurt für einen Omnibus unter Umständen zu lang sind. Es könnte ja sein, dass trotz aller Vorsichtsmassnahmen, trotz aller Pflege nach etwa 100 Kilometern ein Nebengeräusch im Motor auf tritt. Was dann? Es mag sich um eine Kleinigkeit handeln, es mag sich um etwas Ernsthaftes handeln. 450 Kilometer sind in jedem Fall für den Fahrer ein bisschen viel, der unruhig wird; gar nicht davon zu reden, dass der Omnibus diese Strecke vielleicht nicht durchhalten kann. Aber mit grösster Wahrscheinlichkeit wird er bis nach Lutter kommen. Und der Fahrer, der weiss, dass vielleicht nur noch 100 oder 150 Kilometer vor ihm liegen, wird nicht halb so nervös werden wie derjenige, der das Doppelte oder Dreifache zu fahren hat.

Also, so folgert Kühn, wird er in Lutter eine moderne Reparaturwerkstatt einrichten müssen mit Pressen, Drehbänken, mit einer Schmiede für Achsen, mit einem aufs Beste gedrillten Personal. Und nun spielt sich Folgendes ab: sobald die Reisenden in Lutter ausgestiegen sind und sich zu Tisch setzen, wird der Bus nachgesehen. Ist alles in Ordnung – gut. Gibt es irgendeinen geringfügigen Schaden, der schnell repariert werden kann – auch gut. Stellt sich irgendein Defekt heraus, dessen Reparatur ein paar Stunden dauern würde – wird der Bus in die Reparaturwerkstatt gefahren und ein dort bereitstehender Bus zur Reise fertiggemacht.

Wenn die Fahrgäste nach einer Stunde den Bus besteigen, ahnen sie nicht, dass es nicht der gleiche ist, mit dem sie gekommen sind. Vor allen Dingen werden sie nie erfahren, dass sie, gäbe es nicht diesen Dreh, in Lutter stundenlang warten müssten.

Kopfschütteln und Empörung in der ganzen Branche. Das Kühnsche System bedeutet ja, dass immer mindestens ein Bus leer herumsteht und kein Geld einbringt. Das sei doch verlorenes Geld, erklärt die Branche. Kühn erwidert: «Kunden, die unzufrieden sind und nicht wiederkommen, sind verlorenes Geld. Ich habe noch kein Geld verloren!»

Nein, seine Kunden kommen immer wieder zu ihm zurück, und so hatte er schon im Verlaufe des Jahres 1953 den fünfhunderttausendsten Fahrgast auf der Strecke Berlin-Frankfurt willkommen heissen dürfen. Das war eine Dame aus Treuenbrietzen. Sie fragte, als Paul Kühn sie zeremoniell willkommen hiess: «Warum

machen Sie eigentlich kein eigenes Hotel auf, Herr Kühn? Bei Ihnen möchte ich wohnen.»
Die gute Dame fuhr fort: «Wenn man zur Erholung fährt, weiss man nie woran man ist. Die Preise, die einem genannt werden, sind gar nicht so schlimm, aber was dann alles auf der Rechnung steht – das ist öfters sehr schlimm!»
Die Dame wusste nicht, dass Kühn um diese Zeit bereits sein eigenes Hotel besass. Vielleicht hatte er ein bisschen früher begriffen, was man machen musste, und wie man es machen musste . ..

Im Mai 1950 hatte Kühn von drei Hotelbesitzern im Harz erfahren, die sich – als sie finanziell nicht weiter wussten – das Leben genommen hatten. Er war erstaunt. Er hatte geglaubt, ein Hotel im Harz sei eine Goldgrube.
Ja, so war das früher. Aber inzwischen hatte sich vieles geändert. Die Gäste aus Dresden und Leipzig kamen nicht mehr. Viele Berliner fielen auch aus. Sie hatten Angst, mit den unzuverlässigen Zügen durch die sowjetische Zone zu fahren. Und was die Westdeutschen betraf, so hatten sie Angst vor dem Harz, weil die Russen so nahe waren.
Kühn sprach mit Modrach darüber. «Den Menschen dort geht es ja noch dreckiger als uns in Berlin. Vielleicht findet sich im Harz ein passendes Hotel.»
Modrach schrieb an Makler, inserierte, besichtigte zahllose Objekte, aber alles, was angeboten wurde, gefiel Kühn nicht. Dann, gelegentlich der Kurdirektoren-Tagung in Braunschweig im Herbst 1951, hörte Modrach, das Berghotel Stöbenhai sei zu verkaufen. «Das Schönste, was es überhaupt gibt! 731 Meter hoch!» Modrach sprang auf, setzte sich ins Auto, fuhr zu Kühn, der gerade in Lutter war. Das heisst, als Modrach dort ankam, war Kühn schon abgefahren. Er wollte noch am Abend in Hamburg sein. Modrach jagte ihm nach, holte ihn ein, berichtete ihm von der Chance, Stöberhai zu kaufen. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit!
Kühn liess sich überreden, mit Modrach umzukehren. Auf der 3‘500 Meter langen Serpentinenstrasse zum Stöberhai hinauf wurde er sehr ärgerlich. Am liebsten wäre er umgekehrt. Aber dieses eine Mal konnte er nicht tun, was er gern wollte. Denn auf der Serpentinenstrasse vermochte kein Wagen zu wenden.
Das Berghotel lag auf dem Kamm wie ein weisses Märchenschloss. Vom Aussichtsturm aus konnte man den halben Harz überblicken. Kühn überblickte den Harz, wandte sich um und teilte dem Besitzer mit: «Ich kaufe das Hotel, wie es hier liegt und steht.»
Paul Kühn hatte wieder einmal eine Fahrt ins Blaue angetreten. Er kauft das Hotel, aber es bleibt dann nicht viel liegen und stehen.

Es bleiben eigentlich nur die Grundfesten stehen. Fünfzig Handwerker gehen an die Arbeit. Alles wird neu gemacht. Die Fussböden, die Dielen, die Tapeten. Die neuen Möbel kommen von Berlin, müssen mittels Schlitten heraufgebracht werden. Achtundfünfzig Zimmer werden aufs Modernste eingerichtet.
Und dann verwirklicht Kühn seine grosse Idee. Die Leute wollen doch immer gern vorher wissen, was alles kostet. Er macht Pauschalpreise. Ein Gast bezahlt eine Summe für Hin- und Rückfahrt, Aufenthalt mit Verpflegung, Trinkgelder, Rodelfahrten im Winter, mit Ausflügen im Sommer – alles, alles ist inbegriffen.
Der Umbau kostet ein kleines Vermögen. Es wird auch keineswegs leicht und billig sein, das Hotel zu führen. Denn die Lebensmittel müssen alle vom Tal herauftransportiert werden, was im Sommer relativ leicht, im Winter nur mit Hilfe von Schlitten möglich ist. Allein der Transport der Lebensmittel wird im Winter dreitausend Mark pro Monat kosten.
Aber es zeigt sich, dass Kühn richtig kalkuliert hat. Im November 1951 wird das Hotel eröffnet. Sechs Wochen später ist es bereits auf acht Monate hinaus ausverkauft.
Mag sein, dass Paul Kühn noch mehr Hotels kaufen, umbauen und betreiben wird. Aber seine grosse Liebe gehört doch seinen Bussen, die pünktlich losfahren und pünktlich ankommen, und die keine Pannen kennen. Und er ist Fanatiker genug, dass er diese Omnibusse immer noch schneller, immer noch schöner, immer noch eleganter gestalten will.
Jede freie Minute verbringt er mit den Vertretern von grossen Autofirmen, um den Bau eines neuen ‚Überlandkreuzers' zu besprechen. Die Fachleute wundern sich. Dieser Kühn hat ja erstaunliche Kenntnisse auf dem Gebiet des Autobaus, mehr noch, er hat etwas von einem Künstler ... '
Paul Kühn kann geradezu lyrisch werden, wenn er von dem Omnibus der Zukunft spricht. «Die Sonne fällt durch blaugetönte Rundsichtfenster, die Glaswände gehen in Augenhöhe in das Glasdach über, es gibt keine hemmenden Holzleisten mehr, auch das Dach besteht nur noch aus Glas. Dazu Klima-Anlage, die es überflüssig macht, das Dach aufzuklappen, indirekte Beleuchtung, die die Augen schont, dazu die grösste Bequemlichkeit der rückklappbaren Sitze.»
Ein Fachmann macht Kühn darauf aufmerksam, dass er mit Leichtigkeit statt vierundvierzig Sitze, wie er sie plant, neunundvierzig einbauen könnte. Das würde pro Fahrt 250 Mark mehr Einnahmen, pro Woche 1750 Mark, pro Jahr 91'000 Mark ausmachen – die Amortisation des Busses.

Kühn schüttelt den Kopf. «Das würde ja auf Kosten der Bequemlichkeit meiner Fahrgäste gehen!»
Es gibt Aschenbecher, elektrische Leselampen, es gibt Ventilatoren, die mit Drähtkörbchen versehen sind, damit sich spielende Kinder nicht daran verletzen können, es gibt ausziehbare Tische, an denen man Karten spielen kann, es gibt schliesslich und endlich eine Bar im Hinterraum des Busses, an der man allerdings keine alkoholischen Getränke bekommt.
Trotzdem ist Kühn noch nicht zufrieden. Immer neue Ideen entwickelt er, immer neue Verbesserungen. Das alles hat mit Geschäft gar nichts mehr zu tun, wie Kühns Konkurrenten giftig bemerken. Kühn würde grössere Geschäfte machen, wenn seine Omnibusse etwas weniger luxuriös ausgestattet wären. Nein, es hat mit Geschäft nichts mehr zu tun, das ist schon reiner Sport, der Sport, ‚den Komfort der ersten Klasse für den Preis der drittem zu geben!
Was das Geschäft betrifft, so geht es jedenfalls nicht schlecht. Im Jahre 1953 hat Kühn 1,3 Millionen Umsatz gehabt, und die Kurve war noch stetig im Ansteigen. Inzwischen hat Kühn sich eine eigene Tischlerei zugelegt, die nicht nur seine Busse equipiert, sondern auch Büromöbel herstellt, eine Sattlerei, eine Elektroanlage, eine eigene Schmiede. .. Auch ein Reisebüro hat er eröffnet, obwohl es natürlich kein Reisebüro in Berlin oder irgendwo in Westdeutschland gibt, in dem Karten für einen Kühn-Omnibus nicht erhältlich wären.
1954 hat er neue grosse Hallen gekauft, die bis dahin an eine Maschinenfabrik vermietet waren. Da stehen nun Kühns Giganten der Landstrasse, Kühns Überlandkreuzer. Und da steht in einer zweiten, noch nicht ganz fertigen Halle ein kleiner Omnibus, ein Puppenomnibus sozusagen, die Miniaturausgabe eines Kühn-Busses, drei Meter lang, nicht ganz einen Meter hoch. Er ist genau wie einer der neuen Überlandkreuzer gebaut, er ist genauso ausgestattet und genauso gestrichen. Er hat einen richtigen Motor und ist ganz regelrecht vom Kraftverkehrsamt Berlin zugelassen.
Er gehört dem kleinen Günther Kühn, dem ältesten Sohn Paul Kühns, vierzehn Jahre alt, der nur ein Interesse auf der Welt hat: Omnibusse.

Spieglein an der Wand

Das 6. amerikanische Armeekorps überflutet Oberbayern in den letzten Tagen des April 1945. Eine Front gibt es nicht mehr. Zwar ist die offizielle bedingungslose Kapitulation Deutschlands noch nicht erfolgt, aber überall ergeben sich Bataillone, Regimenter, Divisionen. Der Raum zwischen München und Berchtesgaden wird zu einem einzigen Gefangenenlager.

Lager? Niemand hat die Plötzlichkeit des Endes vorhergesehen, niemand hat Vorbereitungen getroffen, die Gefangenen bleiben dort, wo sie sich ergeben haben, stehen und liegen und müssen die weitere Entwicklung der Dinge abwarten.

Einer, der nicht beabsichtigt, lange abzuwarten, ist der Leutnant Rudolf Augstein, zweiundzwanzig Jahre alt, blond, klein, schmal, jetzt wohl ein wenig sehr schmal, denn die letzten Wochen und Monate waren nicht gerade eine Mastkur; die Jahre davor, die Augstein im Wesentlichen in Russland zugebracht hat, übrigens auch nicht. Ausserdem ist er am rechten Arm leicht verwundet und trägt ihn in der Schlinge.

Das Lager, in dem Augstein sich befindet – kein Lager, sondern ein Feld, eine Wiese, ein Stück Land, ein paar Quadratkilometer, die durch Stacheldraht abgezäunt sind – dieses improvisierte Lager also birgt nicht nur Wehrmachtsangehörige. Es sind auch eine Menge Zivilisten darin, sogar Frauen. Das muss wohl auf irgendeinem Irrtum beruhen, denn schon nach einigen Tagen

erscheinen ein paar amerikanische Offiziere, um auszusortieren: die Soldaten sollen auf die eine Seite, die Zivilisten und die Frauen auf die andere, um dann sogleich entlassen zu werden.
Rudolf Augstein sieht seine Chance. Und obwohl er noch in Uniform ist, hakt er sich bei einem jungen Mädchen ein, das er noch niemals in seinem Leben gesehen hat, und das er niemals wiedersehen wird, und geht mit der Erklärung, sie sei seine Braut, auf die Seite hinüber, die für Zivilisten bestimmt ist.
Die amerikanischen Soldaten wollen ihn nicht durchlassen: Augstein ist offensichtlich kein Zivilist. Aber Augstein erklärt hartnäckig, er sei längst entlassen, und seine Braut könne es bezeugen. Und er kommt durch, denn bei den Zehntausenden, die hier aussortiert werden, kommt es auf einen Deutschen mehr oder weniger nicht an.
Eine Stunde später ist Rudolf Augstein in Freiheit. Bald darauf hat er zwanzig Zigaretten gegen ein Fahrrad umgetauscht und fährt, die Rechte in der Schlinge, die Linke auf der Lenkstange, nach Hannover, ins Haus des Vaters. Der Krieg, der nicht sein Krieg war, ist für ihn zu Ende.

Der Grossvater, ein Weinhändler aus Bingen, hätte ihm Beifall gezollt. Der war gegen alles, was mit Militär und Uniformen zu tun hatte, Kaiser Wilhelm II. eingeschlossen, und das ging so weit, dass sein Sohn, als er sein Jahr bei der Armee abdiente, das Vaterhaus in Uniform nicht betreten durfte.
Der Vater, Kaufmann in Hannover, war zwar nicht gegen den letzten deutschen Kaiser, wohl aber gegen Adolf Hitler, von dem er sich nur das Schlechteste versprach, für Deutschland und für die Welt. In diesem Sinne wurde Rudolf Augstein erzogen, der gerade neun Jahre alt war, als Hitler an die Macht kam.
Er kam erst Ende 1941 zur Armee, wurde VB-Funker – vorgeschobener Beobachter bei der Artillerie – zuerst in Russland, später in Rumänien und Polen. Ganz zuletzt machte man ihn noch zum Leutnant.
Später sagte er: «Als ich an die Front kam, waren wir schon meistens auf der Flucht.» Und «Wo immer wir zurückgegangen sind, war ich dabei».
Vielleicht war ihm das alles, während er es erlebte, gar nicht so klar, wie er es später glaubte, vielleicht, war auch er verwirrt in jenen Tagen.
Wie stand es denn um seine Zukunft? Er hatte einmal den Wunsch gehabt, Germanistik zu studieren; so stand es in seinem Abiturientenzeugnis. Aber unter Hitler konnte er die Universität nicht

besuchen, sondern musste Krieg führen. Jetzt, da der Krieg zu Ende war, gab es noch keine Universitäten. Und er hatte mit dem Krieg vier Jahre verloren.
Nein, er wusste wohl auch nicht recht, was nun geschehen sollte.
Und selbst wenn er Zeit gehabt hätte, und selbst wenn die Tore der Universitäten offen gewesen wären, war er nicht mehr so sicher, ob er noch Germanistik studieren wollte. «Ich hatte wohl eine falsche Vorstellung von Germanistik», sagte er später, auf den Vermerk im Abiturientenzeugnis hinweisend.
Eine falsche Vorstellung. Was hatte er denn damals gewollt? In einem sehr schönen Gedicht, das er um jene Zeit schrieb, heisst es:

«O Gott, ich habe das Grosse gewollt.
Ich wollte den Himmel offenbaren,
Der über den dunkelsten Tiefen schwebt,
Ich wollte die weite Welt durchfahren
Und das Schöne preisen, das darin lebt,
Wie im Stein das Gold.
Ich wollte dein glühendster Herold sein.
Ich wollte ...»

Jetzt schien es ihm nicht mehr so sicher, ob er, die Welt durchstreifend, Schönes finden würde, das des Preises wert war. Und er setzte sich hin und schrieb ein Stück über die so problematische Zeit, nur dass er den Ablauf des Stückes ins Mittelalter verlegte. Er nannte es ‚Die Pest'.
Und dann wurde er Journalist. Es war nicht so, dass er sich entschloss, Journalist zu werden, wie Hitler sich entschlossen hatte, Politiker zu werden. Er wurde Journalist, denn man musste ja arbeiten, musste ein paar Mark verdienen.
Er war einer der jungen Leute, die das «Hannoversche Nachrichtenblatt' herausgaben. Das war die Besatzungszeitung, die in des Wortes wahrster Bedeutung ein einziges Blatt – nicht mehr und nicht weniger war. Und so lernte er zwei Männer kennen, die eine entscheidende Rolle in seinem Leben spielten: den Major John Chaloner und den Sergeanten Harry Bohrer.
Chaloner war ein amüsanter, hübscher, blondgelockter, gescheiter Engländer, nicht älter als Augstein selbst. Obwohl seine Vorliebe flotten Autos und flotten Mädchen galt, war er im Hauptberuf stellvertretender britischer Presseoffizier, musste also das «Hannoversche Nachrichtenblatt' zensieren. Während er das tat, machte er aus seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen nicht den geringsten Hehl, wenn er mit dem besiegten Deutschen Augstein sprach. Zum Beispiel sah Major Chaloner nicht gern, wenn etwas

über die englischen Gewerkschaften gebracht wurde, und das zu einer Zeit, da die Labour Party an der Regierung war.
«Gehen Sie doch weg mit dem Gewerkschaftsmist!» erklärte er. Und er war ganz böse, dass des neuen Aussenministers Bevin Bild erscheinen sollte. «Stellen Sie doch den Bevin auf den Kopf», riet er.
Auf diese Weise erfuhr Rudolf Augstein zum erstenmal, dass die Freiheit der Presse in den angelsächsischen Ländern nicht nur eine Phrase war.
Der andere Mann, den Augstein kennenlernte, war der in der Tschechoslowakei geborene Sergeant Harry Bohrer, etwa vierzig Jahre alt, ein grosser, breiter Mann mit Hornbrille. Zum Unterschied von Chaloner hatte er eine Glatze und war politisch interessiert. Während Chaloner den jungen Augstein in seinem schnittigen Wagen umherfuhr, brachte ihm Bohrer gelegentlich aus der britischen Messe etwas zu essen mit. Denn um diese Zeit hatten junge Deutsche, selbst wenn sie eine Besatzungszeitung herausgaben, immer Hunger.
Bohrer war es wohl, der die Idee hatte, aber ohne Chaloner und seine Beziehungen wäre sie nie durchzuführen gewesen. Die Idee: eine aktuelle Wochenzeitschrift in Deutschland zu machen, so etwas Ähnliches wie das amerikanische Magazin TIME oder die Londoner NEWS REVIEW. Bohrer wollte den Deutschen, die seit Jahren mit Propaganda gefüttert waren, einmal nichts geben als Neuigkeiten.
Neuigkeiten gab es in den Nachkriegsmonaten genug. Und viel von dem, was sich seit Kriegsbeginn ereignet hatte, war für die meisten Deutschen noch immer Neuigkeit! Stoff war also reichlich vorhanden. Man brauchte bloss die Leute, um den Stoff zu schreiben, Redakteure, um das Geschriebene zu ordnen, Papier und Druckerpressen. Kurzum, Bohrer und Chaloner brauchten alles das, was es damals in Deutschland nicht gab. Vor allen Dingen gab es, davon waren sie überzeugt, keine Journalisten, die in ihrem Sinne, in angelsächsischem Sinne, Journalisten waren, nämlich Leute, die sich damit begnügen würden, Neuigkeiten zu melden, während es viel zu viele gab, die eine Neuigkeit, eine Meldung, ein Ereignis nur zum Vorwand nahmen, um eine politische Theorie daran zu entwickeln, um zu beweisen, dass sie immer recht gehabt hatten ...
Es war also gar nicht so erstaunlich, dass Chaloner und Bohrer für ihren Plan keine Journalisten mit Namen suchten, sondern junge Leute, die, wie sie glaubten, noch nicht die Unarten ihres Berufes kannten. Augstein war einer von diesen jungen Leuten, und er sagte nicht nein, als Bohrer mit ihm sprach. Viele andere sagten

nein, weil Bohrer keinerlei feste Zusagen machen konnte. Er wollte eine Zeitschrift gründen, aber woher das Geld kommen sollte, woher das Papier, woher die anderen tausend Dinge, die für eine Zeitschrift nötig waren, wusste er selbst nicht.
Die Zeitschrift sollte ‚Diese Woche' heissen – Major Chaloner war auf diesen Namen in einem offenen Jeep verfallen, bei achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit.
Es fanden sich schliesslich ein paar junge Menschen zusammen, die teilweise interessiert waren, teilweise gerade nichts Besseres vorhatten. Eine junge Dame war dabei, die Journalistin werden wollte, ein Mann, der als Dolmetscher in einer Fabrik arbeitete, einer, der englische Stunden gab, obwohl er kaum ein Wort Englisch konnte. Diese jungen Menschen stellten in ein paar zugigen, kalten Büroräumen eine Probenummer zusammen, die am 25. Oktober 1946 zum erstenmal herauskam. Das heisst, sie kam natürlich nicht heraus, sie wurde lediglich britischen Dienststellen vorgelegt, die sich einverstanden erklären sollten, dass dieses Blatt nun wöchentlich erscheine.
Die hohen Briten waren nicht so recht einverstanden. Sie fanden es höchst überflüssig, dass ein solches Blatt von der Britischen Militärregierung – in der Person von Major Chaloner herausgegeben werden sollte. Einige von ihnen hatten andere, bessere Ideen, wie das Geld, das ‚Diese Woche' kosten musste, anzulegen sei; zum Beispiel dachte einer an eine Zeitschrift, die sich mit Erziehungsfragen beschäftigen sollte.
Aber da die Britische Militärregierung mit der Probenummer vor ein fait accompli gestellt worden war, wollte sie auch nicht nein sagen. Und so durfte ‚Diese Woche' am 16. November 1946 öffentlich erscheinen.
Die erste Seite der ersten Nummer erschreckte Oberst Huysmans, den Chef der Presseabteilung der Britischen Militärregierung in Berlin, ganz entsetzlich. Da sah er Folgendes schwarz auf weiss: «In der englischen Zeitung ‚News Chronicle' stand in diesen Tagen zu lesen: ‚Die Schamlosigkeit der Regierung wird immer grösser. Puter und Geflügel, Extrafleisch, Süssigkeiten und Zucker kündigt Mr. Strachey (der britische Ernährungsminister) für Weihnachten an.
Haben denn diese christlichen Staatsmänner nicht die geringste Vorstellung von dem, was augenblicklich in Deutschland vorgeht? Augenscheinlich nicht, sonst würden sie nicht solch eine idiotische Erklärung geben, die unter den vernünftigen Mitgliedern der Kontrollkommission grosse Bestürzung hervorgerufen hat . . .»
«Es war ein Brief, aber kein gewöhnlicher Leserbrief eines Londoner Bürgers, sondern er kommt aus Düsseldorf und wurde

geschrieben von einem Londoner Sozialisten und Verleger, von dem Vorsitzenden der Organisation ‚Rettet Europa jetzt!', von dem Juden Victor Gollancz. Der Brief trug die Überschrift: ‚Puter für uns, Hunger für die Deutschen'.»

«Diese Woche» hatte eine Londoner Zeitung zitiert, dagegen war nichts zu sagen. Aber der ganze Ton passte den Herren der Militärregierung nicht. Und es passte ihnen noch weniger, dass das alles als offizielle Publikation der Britischen Militärregierung erscheinen sollte. Es gab erregte Telephongespräche zwischen Hannover und Berlin, das heisst zwischen Oberst Huysmans und Major Chaloner. Von nun an musste jede Zeile, die in ‚Diese Woche» erscheinen sollte, per Fernschreiber nach Berlin übermittelt werden, und die Folge davon war, dass «Diese Woche» sehr oft nicht mehr diese Woche erschien, sondern erst in der nächsten.
Damals brachte «Diese Woche» noch meist Auszüge aus ausländischen Zeitungen, vor allen Dingen aus englischen Tageszeitungen, die Chaloner und Bohrer anschleppten. Den Redaktionen anderer deutscher Zeitungen standen sie nicht zur Verfügung. Und die Redakteure dieser Zeitungen hätten auch kaum Platz zu längeren Zitaten der ausländischen Presse gehabt. Ja, es kam sogar vor, dass diese Redakteure dem neuen Blatt diese oder jene Nachricht zusteckten, die sie selbst nicht veröffentlichen konnten.
Wann immer «Diese Woche» erschien, und wie sorgfältig sie auch zensiert wurde, es gab nichts als Schwierigkeiten. Es gab kaum eine Woche, in der «Diese Woche» nicht Rückfragen des Foreign Office bei Oberst Huysmans zur Folge hatte. Auch die Franzosen beschwerten sich unausgesetzt. Mehr als einmal hatte Huysmans Lust, das so unbequeme Magazin einfach zu verbieten. Aber das hätte bedeutet, dass die Britische Militärregierung in Berlin vor dem Foreign Office in London zu Kreuze gekrochen wäre, und das wollten die Berliner Vorgesetzten Huysmans unter gar keiner Bedingung. Huysmans wiederum wollte nicht, dass die Kollegen von der Französischen Militärregierung, die sich dauernd bei ihm beschwerten, nachher sagen konnten, er hätte ihnen nachgegeben.
Aber welcher Ausweg blieb, wenn man den Ausweg des Verbotes oder der Einstellung nicht nehmen wollte? Man musste die Zeitschrift «in deutsche Hände überführen»; das heisst, sie musste, unter verändertem Titel natürlich, als lizenzierte Zeitschrift unter deutscher Verantwortung, also unter der Verantwortung der lizenzierten Herausgeber, erscheinen.
Auf diese grandiose Idee verfiel der gute Oberst Huysmans zu Weihnachten 1946, und nachdem er sie geboren hatte, verlebte er ein relativ angenehmes Fest. Weniger angenehm war das Fest für

den jungen Rudolf Augstein, der mit gemischten Gefühlen erfuhr, dass er der lizenzierte Herausgeber einer Zeitschrift sei, deren Titel nicht mehr «Diese Woche' sein sollte. Den neuen Titel müsse er innerhalb von zwei Stunden den Briten in Berlin per Fernschreiber bekanntgeben.
Augstein telephonierte mit seinem Vater. Dem fiel kein Titel ein, der dem Sohn zusagte. Der dachte zuerst an ‚Echo'. ‚Echo' gefiel den Kollegen in der Redaktion nicht. ‚Spiegel' gefiel ihnen schon besser.
In der ersten Nummer des ‚Spiegel', Anfang 1947, verabschiedeten sich Chaloner und Bohrer mit den besten Wünschen für die Zukunft des ‚Spiegel'. Glaubten sie an diese Zukunft? Bohrer zumindest glaubte an sie. Rudolf Augstein, Herausgeber und Chefredakteur, dreiundzwanzig Jahre alt, glaubte nicht einen Augenblick an sie.
Er hatte ja auch etwas ganz anderes gewollt. Er hatte ‚das Grosse gewollt». Er hatte ‚den Himmel offenbaren» und ‚das Schöne preisen» wollen . . . Beim Redigieren einer Wochenzeitschrift hatte man dazu wenig Gelegenheit. Immerhin war er entschlossen, alles zu tun, um eine Zeitung zu machen, die «eine möglichst grosse und möglichst verschiedenartige Anzahl Menschen interessieren sollte. .. Dabei gaben wir uns keinen Augenblick. der frommen Täuschung hin, wir vermöchten in unseren Geschichten dasselbe treue Abbild der Wirklichkeit zu geben wie in unseren Photos. Aber wir durften uns nach gegenseitiger Kenntnis unseres Naturells zutrauen, dass keiner von uns einer Partei, einer Konfession oder einer sonstigen Macht zuliebe die Dinge anders schildern würde, als er sie zu sehen glaubte.»
Also Ehrlichkeit. Oder, wie Augstein es einmal später ausdrückte: «Wir wollten uns in Richtung freier Meinungsäusserung bewegen.»

Die jungen Leute, die den ‚Spiegel' herausgaben, wollten das, obwohl sie nunmehr bereits aus Erfahrung wussten, dass Ehrlichkeit im Nachkriegsdeutschland eine riskante Sache war, und dass die Sieger sich ständig auf den Fuss getreten fühlten, wenn die befreiten Deutschen ihre Meinung frei heraussagten oder auch nur den Versuch dazu machten.
Aber das war auch der Grund dafür, dass der 'Spiegel' bald ein viel gelesenes Blatt wurde. Augstein kommentierte später:
«Der Erfolg des 'Spiegel' zu Beginn – er war Mangelware wie Seife und Zigaretten – leitete sich daher, dass er die Demokratie so, wie sie frisch vom Fass geliefert worden war, beim Wort nahm. Er verzichtete von Anfang an darauf, die Umerziehung durch Militärs zu friedfertiger Gesinnung ernst zu nehmen.»

Augstein war nicht bereit, den Mund zu halten. Er war willens, mit dem Kopf durch die Wand zu gehen. Natürlich bedeutete das, dass der ‚Spiegel' nicht lange existieren würde. Darüber hatte Augstein, trotz seiner dreiundzwanzig Jahre, nicht die geringste Illusion. Er vermutete, dass ein Verbot des ‚Spiegel' nicht lange auf sich warten lassen würde. Er jedenfalls erwartete es von Woche zu Woche, war von Woche zu Woche bereit, den Laden zu schliessen und sich nach einer anderen Stellung umzusehen.
Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass er sie finden würde. Die jungen Männer, die nicht durch Parteizugehörigkeit belastet waren, deren Ehrgeiz sich nicht damit begnügte, ein Reichsmarkvermögen schnell auf dem Schwarzen Markt zu machen, hatten ungezählte Chancen. Dass die ‚Spiegel'-Lizenz bald ein Vermögen wert sein würde – und nicht nur ein Reichsmark-Vermögen – ahnte Augstein nicht.
Dass er keine Angst hatte, war seine Stärke. Man bekam Angst vor ihm. Und damit war es schon riskant, den ‚Spiegel' zu verbieten.

Die Britische Militärregierung, die einzig ein solches Verbot hätte aussprechen können, hoffte, dass der ‚Spiegel' auch anders, leichter, gewissermassen eleganter umzubringen sei. In jener Zeit war Zeitungspapier noch bewirtschaftet, die Militärregierung hatte zu entscheiden, wer Papier bekam und wer nicht, und sie teilte dem ‚Spiegel' gerade genug Papier zu, um in einer Auflage von 15'000 zu erscheinen. Das war zu wenig, um zu leben, zu viel, um zu sterben. Augstein wurde vorstellig. Man teilte ihm mit, mehr Papier könne man ihm beim besten Willen nicht geben.
Da merkte Augstein die Absicht und kaufte Papier auf dem Schwarzen Markt. Die Briten erfuhren das schnell. Wozu hatten sie schliesslich einen Nachrichtendienst? Aber sie schritten nicht ein.

Dass Augstein immer wieder zur Britischen Militärregierung bestellt wurde, hatte nur mit dem Inhalt des ‚Spiegel' zu tun. Es hatte damit zu tun, dass die Redakteure und Mitarbeiter nach wie vor ‚kein Blatt vor den Mund' nahmen, wie es schon in der ersten Nummer der jung verstorbenen ‚Diese Woche' versprochen worden war.

Die Briten bedrohten Augstein nicht. Die Offiziere, mit denen er zu tun hatte, benahmen sich nicht als ‚Feinde', fanden wohl das, was da ein paar junge Deutsche schrieben, ganz imponierend. Die Briten redeten Augstein nur ins Gewissen. War es nötig, immer alles so krass auszusprechen?
Augstein antwortete so sanft wie möglich: «Aber es ist doch wahr, was der ‚Spiegel' geschrieben hat.»

Worauf die Briten düster antworteten: «Man muss doch nicht alles schreiben, was wahr ist.»
Augstein machte erstaunte Knabenaugen. War das nicht der Sinn der Demokratie, dass alles ausgesprochen werden konnte?
Die Briten wurden nervös. Gewiss, das war so, aber man konnte Dinge auch sagen, ohne gleich aller Welt auf die Hühneraugen zu treten. Die Russen hatten sich beschwert, weil der ‚Spiegel' eine Karikatur Stalins gebracht hatte, der sich seinen Schnurrbart so abschnitt, dass er zum Hitler-Schnurrbart wurde. Aber der ‚Spiegel' hatte diese Karikatur nicht zeichnen lassen, er hatte die Karikatur nur aus dem Londoner «Daily Express' nachgedruckt.
«Darf ich den «Daily Express» nicht mehr zitieren?» fragte Augstein die Briten.
Auch amerikanische Stellen kamen oft mit Beschwerden. Vor allen Dingen wollten sie wissen, wer der Autor dieses oder jenes enthüllenden Artikels sei. Augstein lehnte solche Auskünfte ab. Er hätte sagen können: «In der Demokratie gibt es das Redaktionsgeheimnis.» Er zog es vor zu sagen: «Fragen Sie doch die britische Pressestelle.»
Er wusste, dass die Briten den Amerikanern keine Auskunft geben konnten, und dass die Amerikaner sich darüber ärgern würden. Er war ganz bewusst der Nutzniesser gewisser Spannungen hinter den Kulissen der interalliierten Zusammenarbeit.
Da erschien am 2. August 1947 ein Artikel unter dem Titel «Aber dennoch hat sich Bolle . . .', in dem erzählt wurde, dass eine alte Kammfabrik, die dazu noch einem Gegner der Nationalsozialisten gehörte, demontiert worden sei, obwohl ein britischer General die vorläufige Einstellung der Demontage angeordnet hatte und obwohl Kammfabriken nicht unter die Demontageverordnungen fielen. Die Demontage erfolgte auf Beschluss einer Kommission, der der Inhaber der britischen Firma Thurgar Bolle angehörte. Die Firma Bolle machte ebenfalls Kämme, war also eine Konkurrenz der zu demontierenden Firma.
«Mussten Sie das unbedingt veröffentlichen?» fragte der britische Presseoffizier Augstein.
«Wenn es nicht stimmt, bringe ich eine Berichtigung», versprach er.

Er konnte, dem Wunsche des Presseoffiziers entsprechend, auf. das Thema noch einmal zurückkommen, allerdings ohne sich zu berichtigen: als er ein halbes Jahr später, am 20. März 1948, meldete, dass die demontierten Maschinen wieder zurückgekommen waren, dass also die Gerechtigkeit gesiegt hatte oder vielleicht auch die Beharrlichkeit des Antinationalsozialisten, dass jedenfalls die Firma Thurgar Bolle auf der ganzen Linie den Rück-

zug hatte antreten müssen. Auch diese Nachricht erschien wieder unter dem Titel ‚Aber dennoch hat sich Bolle . . .', was die Briten wieder ein bisschen ärgerte, wenn auch nicht sehr.

Grossen Ärger gab es eigentlich nie, oder, um Augstein zu zitieren: «Eisberge kamen nicht in unseren Weg.»

Nur ein Eisberg konnte nicht umschifft werden. Am 28. August 1948, eine Woche nach dem zweiten Bolle-Artikel, brachte der ‚Spiegel' einen Artikel «Keineswegs ein Malheur', der die Vorbereitungen zur Krönung der Königin Juliane am holländischen Königshof beschrieb.

Es wurde auch über den Mann berichtet, den Juliane geheiratet hatte – und nicht verschwiegen, dass Bernhard zu Lippe-Biesterfeld einmal SS-Sturmführer gewesen war, wenn auch nur ehrenhalber.

«Zur Feier der Hochzeit (die in den dreissiger Jahren stattfand) hatten Deutsche, die in Holland lebten, ihre Nationalflagge, die Hakenkreuzfahne gehisst. Das führte zu lärmenden Protestkundgebungen von Holländern und vereinzelt zum Niederholen der Flagge durch Unbefugte. Daraufhin erteilte die holländische Polizei den Hausbesitzern den Rat, die Flagge zur Vermeidung weiterer Kundgebungen einzuziehen. Die deutsche Regierung protestierte. Hollands Aussenminister bedauerte.»

«In Amsterdam war das Horst-Wessel-Lied der Stein des Anstosses. Bei einem Fussballwettspiel lehnte die Musikkapelle es ab, die deutsche Nationalhymne zu spielen, und schlug vor, statt dessen «Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt' zu spielen. Entrüstet wies der Mannschaftsspieler das ‚Spottlied' zurück. Noch entrüsteter attackierte Berlins «Schwarzes Korps' seinen Ex-SS-Sturmführer. Dieser erklärte, er sei nunmehr holländischer Staatsangehöriger und fühle auch holländisch.»

Gewiss, was der «Spiegeh schrieb, entsprach den Tatsachen. Aber war es die ganze Wahrheit? War es in der Ordnung, zu berichten, dass die Holländer keine Hakenkreuzfahne zu sehen wünschten, ohne zu erwähnen, dass die Hakenkreuzfahne um diese Zeit bereits so furchtbare Verbrechen gedeckt, ja, heroisiert hatte, dass die gesamte zivilisierte Welt sich in Abscheu von ihr wandte? War es in der Ordnung, zu berichten, dass das Horst-Wessel-Lied in Amsterdam nicht hatte gespielt werden können, ohne zu berichten, dass es sich hier um das Geistesprodukt eines Berliner Zuhälters handelte, den auch die späteren Siege Hitlers nicht postum salonfähig machen konnten? War es in der Ordnung, dem Prinzen Bernhard seine Zugehörigkeit zur SS anzukreiden oder auch nur festzustellen, dass er zur SS gehörte, ohne zu unterscheiden, dass es sich hier um eine sogenannte Ehrenmitgliedschaft handelte –

wenn die Zugehörigkeit zur SS wirklich so genannt werden darf?

Wie dem auch sei: im Haag war man über diesen Artikel empört, und das Foreign Office in London war noch empörter. Diesmal konnten die Briten in Hannover und in Berlin den ‚Spiegel' nicht mehr decken. Sie mussten, so verlangte es London, ein zweiwöchiges Verbot des ‚Spiegel' aussprechen. Sie sprachen es aus. Hinterher verkürzten sie das Verbot allerdings auf eine Woche.

Augstein schlug zurück. In der ersten Nummer, die wieder erscheinen durfte, schrieb er in einem Brief an seine Leser:
«Wir möchten das Urteil Ihnen überlassen, ob dieser Beitrag, der sich mit dem bevorstehenden Thronwechsel in Holland befasste, in einem «allgemein beleidigenden Ton' gehalten war. Die niederländische Regierung in Den Haag empfand es so, und sie protestierte in London. Sie gab nicht zu erkennen, woran im Einzelnen sie Anstoss genommen hatte... Jedenfalls war es bei dem diplomatischen Ernst, mit dem die Holländer im Foreign Office vorsprachen, klar, dass der ‚Spiegel' in das Getriebe der hohen Politik geraten war. In diesem Räderwerk geht es den Kleinen meistens schlecht, dem ‚Spiegel' ging es entsprechend.ee
«Wir bedauern, dass der Beschuldigte vor dieser Bestrafung nicht gehört worden ist.ee
Das war wohl wirklich das Problematische an der Angelegenheit, noch problematischer als der Artikel, dessen Folge das Verbot war. Das hatte Augstein sehr klar erkannt.

Rudolf Augstein besass jedes Recht dazu, die Dinge beim Namen zu nennen, die Wirklichkeit zu zeigen, wie sie war, es abzulehnen, aus Gefälligkeit diese oder jene unerquicklichen Einzelheiten zu ignorieren oder die ungefällige Wirklichkeit in eine gefälligere umzubiegen. Denn er hatte eine Prüfung bestanden, die die wenigsten Literaten bestehen. Er hatte bewiesen, dass er auch mit sich selbst unbarmherzig umgehen konnte.
Er hatte seinem nach Kriegsende geschriebenen Theaterstück «Die Pest', das zwar im Mittelalter spielte, aber – symbolisch – die Zeit, in der es geschrieben war, geisselte, den neuen Titel «Die Zeit ist nahe' gegeben, um das so klar wie möglich zu machen, und das Hannoversche Behelfstheater, das sich «Niedersächsische Landesbühne' nannte, brachte es im Herbst 1947 zur Uraufführung, die nicht ohne Achtungserfolg vor dem Schöpfer des Werkes und seinen Darstellern vor sich ging und einige wohlwollende Kritiken zur Folge hatte; allerdings auch einen Verriss, wie er erbitterter, persönlicher kaum vorstellbar war. Es hiess in dieser Kritik:

«Gleichnis und Gegenwart sollten Parallelen sein, deren Schnittpunkt auf der Bühne lag. Diese mathematisch-dramatische Konstruktion missriet. Wie nur je zwei Parallelen schnitten sich auch diese unsichtbar fern im Unendlichen . . . Die Figuren erinnern an personifizierte Zeitungsartikel. Sie haben nicht viel zu tun, sie sind zu sehr damit beschäftigt, das Ihre publik zu machen, zumeist Woolworth-Wahrheiten. Sie bedienen sich dabei eines gern in Brokat schreitenden Schreibedeutsches von angestrengter Gehobenheit. Gelegentlich sind sie es selbst leid und sagen: ‚Genug des mystischen Orakels!'

Das Gleichnis dauerte fast drei Stunden, dem Publikum kam es länger vor. Es sass, als sich zum Schluss auf der Bühne alle Figuren verlaufen hatten (was ihnen nicht zu verdenken war), ziemlich ratlos da. .. Auf der Bühne verneigte sich inmitten der von ihm heraufbeschworenen Renaissance der Autor, ein nicht sehr grosser Herr, der älter als seine 24 Jahre aussieht: Rudolf Augstein, Lizenzträger und Chefredakteur der viel besseren Zeitschrift DER SPIEGEL.»

Dieser Verriss also erschien im ‚Spiegel'. Später glaubten Neunmalkluge annehmen zu dürfen, dass Augstein selbst diese Kritik verfasst oder zumindest inspiriert habe. Dies war natürlich nicht der Fall. Er hatte ein Stück geschrieben, er hatte es zur Aufführung eingereicht, er stand also zu diesem Stück – und welcher junge Mensch, der ein Stück geschrieben hat, würde nicht zu ihm stehen?

Der Verfasser des Verrisses war ein Redaktionskollege, der ihn nicht besonders mochte, und den wohl auch Augstein nicht besonders mochte. Ein 'Kollege'? War denn Augstein nicht Chefredakteur? War er nicht der Vorgesetzte des Mannes, der sich so böse über sein erstes Drama, das übrigens das letzte bleiben sollte, geäussert hatte? Wäre es nicht die einfachste Sache der Welt gewesen, diese Kritik nicht zu bringen? Allein schon aus Platzmangel hätte Augstein sie beim Umbruch unter den Tisch fallen lassen können.

Aber Augstein konnte diese Kritik nicht unter den Tisch fallen lassen. Er versuchte ja, sich «in Richtung freier Meinungsäusserung zu bewegen.»

Vielleicht fanden die Redaktionskollegen die Selbstdisziplin Augsteins ein bisschen übertrieben. Vielleicht fanden damals die Leser, soweit sie überhaupt den Sachverhalt mitbekamen, die Sache pikant. Die Entscheidung Augsteins, die Kritik gegen ihn und sein Stück zu bringen, war viel mehr, war die Entscheidung seines Lebens, sie gab ihm das Recht, künftig über alles freimütig zu sprechen; sie gab denen, die ihm den Mund verbieten wollten, Unrecht.

Die erste Zeit war schwer. Es fehlte an dem Notwendigsten, um die Zeitschrift herauszubringen, obwohl die jungen Redakteure und Mitarbeiter gewiss keine übertriebenen Anforderungen stellten. «Wer heute glaubt, dass zur Gründung einer Zeitung ein Autopark gehört, hat Unrecht», schrieb Augstein später. «Der ‚Spiegel' bewegte sich zur Gründungszeit auf geliehenen, abgenutzten Wehrmachtsfahrrädern fort.»

Mitarbeiter gab es genug, ständige und gelegentliche. Auch der in Stuttgart amtierende Kultusminister Theodor Heuss schrieb einmal eine Sonderseite. Da ihm das Bild nicht gefiel, das der ‚Spiegel' bei dieser Gelegenheit veröffentlicht hatte, lief er die sechs Stock des Hauses hinauf, um sich zu beschweren. Als die Redakteure ihn mit «Herr Minister» ansprachen, machte er eine unwillige Bewegung mit der Hand. «Sagen Sie Heuss zu mir!»

Das Schlimmste war der Mangel an Auslandskorrespondenten. Mit Reichsmark konnte man niemanden im Ausland bekommen. Ein Reichsmark-Vermögen hätte in Paris und London nicht zur Miete einer Dachkammer ausgereicht. Aber selbst wenn das Vermögen zur Verfügung gestanden hätte – es gab keine Möglichkeit des Transfers. Also mussten sich die ‚Spiegel'-Redakteure vorläufig damit behelfen, aufmerksam ausländische Zeitungen durchzulesen – und ihre deutschen Korrespondenten mit umso grösserer Ausführlichkeit zu Worte kommen zu lassen.

Und ohne dass sie Glacéhandschuhe anzogen. Die Dinge wurden beim rechten Namen genannt. Die Schleier wurden weggerissen. Das Scheinwerferlicht drang in die bisher dunklen Ecken. Viele lasen den 'Spiegel' mit sachlichem Interesse, andere um ihre Sensationsgier zu befriedigen, wieder andere schlugen über das, was sie lasen, die Hände über dem Kopf zusammen. «Wohin kommen wir, wenn dergleichen geschrieben werden darf?» fragten die guten Leute, die ganz vergassen, wohin sie gekommen waren dadurch, dass zwölf Jahre lang nichts dergleichen hatte geschrieben werden können.

Warum schockierte das, was der 'Spiegel' brachte, die Leser so sehr? Warum war es den ‚Spiegel'-Leuten, voran Augstein, geradezu unmöglich, die Leser nicht zu schockieren, wie es ihnen unmöglich gewesen war, die Briten nicht zu schockieren, von denen sie ja noch abhängiger waren als von den Lesern? Das Schockbedürfnis der 'Spiegel'-Leute und die Schockwirkung bei den 'Spiegel'-Lesern waren gleichen Ursprungs. Es handelte sich um nicht mehr und um nicht weniger als die verschiedenen Reaktionen auf zwölf Jahre Nationalsozialismus.

Zwölf Jahre lang hatten die Leser nichts erfahren, was die geringste Ähnlichkeit mit der Wahrheit hatte. Zwölf Jahre lang

hatten die Journalisten und andere Schreiber Phrasen dreschen müssen. Die im ‚Spiegel' wollten keine Phrasen mehr dreschen. Augstein wollte die schonungslose Darstellung der Wirklichkeit. Die entsetzten Leser sprachen von Respektlosigkeit und von Schnoddrigkeit. Augstein meinte später, wenn der ‚Spiegel' ‚schnoddrig' gewirkt habe, dann sei das eine unbeabsichtigte, ja unerwünschte, also falsche Wirkung gewesen. Er wünschte das Wort ‚schnoddrig' durch das Wort «unfeierlich' ersetzt zu sehen. Unfeierlich .. . Gewiss, der ‚Spiegel' war unfeierlich. Was war denn feierlich? Feierlich – hatte das nicht etwas von «Fahne hoch!', von Strammstehen? Vermittelte das nicht Assoziationen von Kommandos an Stelle von Darstellungen? Feierlich – das war die Nazipresse gewesen. Feierlich – das war Goebbels gewesen, wenn er seine Artikel mit erhobenem Zeigefinger schrieb. Man hörte förmlich den Tusch nach jedem Satz, und das Hurragebrüll derer, die man hatte antreten lassen, um Hurra zu brüllen.
Jawohl, der ‚Spiegel' war ebenso unfeierlich, wie die Nazipresse feierlich gewesen war. Der 'Spiegel' war die Reaktion auf zwölf Jahre Strammstehen. Er war vielleicht nach zwölf Jahren Strammstehen – der Leser wie der Schreiber – schwer ins Leben zu rufen und am Leben zu erhalten. Aber ohne die zwölf Jahre Strammstehen wäre er nie möglich gewesen.

«Ich wollte den Himmel offenbaren,
Der über den dunkelsten Tiefen schwebt...»

Aber dazu kam Augstein jetzt riicht. Er musste dunkelste Tiefen offenbaren. Zwölf Jahre lang waren die Vorhänge zugezogen gewesen, die Deutschen hatten nur das erfahren, was sie erfahren sollten; also so gut wie nichts über die Männer, die sie regierten. Die Aufgabe des 'Spiegel' wurde daher ganz logisch, den Lesern über die Menschen zu erzählen, die sie regierten, und da es nicht mehr die Nazis waren, wurde nicht mehr über die Nazis enthüllt, sondern über die Besatzungsbehörden, über die Politiker, die wieder nach vorn kamen, im Osten und im Westen, in Bonn und in Ost-Berlin. Es gab Leute, die sprachen von einer Skandalsucht des 'Spiegel'. Es war wohl mehr die Sucht, hinter den Vorhang zu sehen, der zwölf Jahre zugezogen gewesen war, die Reaktion auf zwölf Jahre Hitler-Zensur, der Wunsch, zu sagen, was so lange nicht hatte gesagt werden dürfen.
Die Schwierigkeit für Augstein und seine Redakteure: sich nicht von den Tageszeitungen schlagen zu lassen. Die hatten in vielen Fällen bis zu sechs Tagen Vorsprung. Also musste der ‚Spiegel' von vornherein auf Vollständigkeit verzichten – zum Unterschied vom grossen Vorbild TIME, das vor allem vollständig sein

wollte und war. Der ‚Spiegel' musste sich darauf beschränken, Rosinen aus dem Kuchen der täglichen Nachrichten herauszupicken, musste sich darauf beschränken, das zu bringen, was über den Tag hinaus interessant zu sein versprach.
Es war nicht die Chance des ‚Spiegel', das zu berichten, was die Tageszeitungen an interessanten Nachrichten übersehen hatten. Die Chance des ‚Spiegel' war, eine Nachricht von zehn oder zwanzig Zeilen aus einer Tageszeitung zu nehmen und sie zu recherchieren, Reporter anzusetzen, die weder zeitlich noch räumlich eingeengt waren. Die waren nicht gezwungen, sich auf soundso viel Zeilen oder Worte zu beschränken und das Manuskript zu einer bestimmten Zeit abzuliefern oder durchzutelephonieren, und, was vielleicht am wichtigsten von allem war: sie mussten nicht um jeden Preis etwas liefern. Augstein gestattete ihnen, nachdem er sie auf eine Fährte gehetzt hatte, zurückzukommen und ihm zu erklären, dass die Fährte sie nirgends hingeführt hatte, dass es einfach keine Story gäbe. (Es kommt nämlich im Journalismus sehr oft vor, dass da, wo man eine Story vermutet, keine ist. Und gute Redakteure haben dies mit dem Leiter guter Nachrichtendienste gemein, dass ihnen ein Spion, Agent oder Reporter lieber ist, der sein Gehalt einsteckt und nichts liefert, wenn es nichts zu liefern gibt, als einer, der, um sich wichtig zu machen und darauf hinzuweisen, wie unersetzlich er ist, ununterbrochen Nachrichten schickt, die, nachdem sie die Zeit des Redakteurs oder des Nachrichtendienstleiters ungebührlich in Anspruch genommen haben, letzten Endes doch in den Papierkorb wandern.)
Später wurden Richtlinien für die ‚Spiegel'-Reporter ausgearbeitet, die als sogenanntes ‚Spiegel-Statut' auch über die Redaktion hinaus bekannt wurden. Es hiess darin:
«Der ‚Spiegel' ist ein Nachrichten- (Neuigkeiten-) Magazin. Darum muss der ‚Spiegel'

1. aktuell sein,

2. einen hohen Nachrichten- (Neuigkeits-) Gehalt haben. Dabei muss er andere, das heisst persönlichere, intimere, hintergründigere Nachrichten (Neuigkeiten) mitteilen und verarbeiten, als sie die Tagespresse bietet.

3. interessant sein. Das heisst:
   a) er muss mit sicherem journalistischen Instinkt *die* aktuellen Vorgänge erkennen, von denen angenommen werden kann, dass sie einen breiten Kreis normal interessierter Laien angehen und beschäftigen.
   b) er muss diese Vorgänge so darstellen, dass dieser normale

Laien-Leser gefesselt ist und den Bericht mit Vergnügen und ohne Mühe zu Ende liest. (Ein Bericht., den man zweimal lesen muss, um ihn zu verstehen, ist keine ‚Spiegel'-Geschichte) . . .

Alle im ‚Spiegel' verarbeiteten Nachrichten müssen unbedingt zutreffen. Jede Nachricht ist vor der Weitergabe an die Redaktion peinlichst genau nachzuprüfen ...
Die Form, in der der ‚Spiegel' seinen Nachrichten- (Neuigkeits-)Gehalt interessant an den Leser heranträgt, ist die Story. Damit ist gemeint, dass der Bericht über ein aktuelles Geschehen in Aktion (Handlung) umgesetzt werden sollte . ..
Nichts interessiert den Menschen so sehr wie der Mensch. Darum sollten alle ‚Spiegel'-Geschichten einen hohen menschlichen Bezug haben. Sie sollten von den Menschen handeln, die etwas bewirken. Der Idealfall: An einer Person wird eine ganze Zeitströmung (das ganze jeweilige Geschehnis, der ganze Vorgang, die aktuelle Begebenheit) in ihren Hintergründen, Ursachen, Anlässen, bewegenden Momenten und Auswirkungen aufgezeigt...
Das Privatleben der behandelten Persönlichkeiten ist insoweit tabu, als es nicht zum Verständnis des aktuellen Geschehens unbedingt nötig ist. Das schliesst nicht aus, dass jede Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in ihrer Menschlichkeit gezeigt werden kann. Der ‚Spiegel' hält nichts von blinder Ehrfurcht...»

Das Interessante an diesem ‚Spiegel'-Statut war vielleicht der Satz: «Nichts interessiert den Menschen so sehr wie der Mensch», und dass die ‚Spiegel'-Redakteure so grossen Wert auf das ‚Menschliche' legten. Auch dies war eine Reaktion auf zwölf Jahre Nationalsozialismus, zwölf Jahre, in denen es den Menschen gar nicht gegeben hatte, sondern allenfalls den Parteigenossen, den Hurra-Brüller, den Marschierer, den Soldaten, das Kanonenfutter.
Der Mensch sollte dargestellt werden, und der Mensch im Leser fühlte sich angerührt. Bald regnete es Leserbriefe an die Redaktion. Viele dieser Briefe waren von jener Art, wie sie jede Redaktion bekommt, Briefe von zu kurz Gekommenen, wirklich oder scheinbar ungerecht Behandelten. Aber es kamen auch sehr viele Briefe ohne persönlichen Hintergrund. Briefe von Menschen, die über diesen oder jenen Missstand, der sie persönlich nicht betraf, erregt waren und glaubten, im ‚Spiegel' eine Art ideale Beschwerdestelle gefunden zü haben; sie waren überzeugt, dass der ‚Spiegel' die Sache aufgreifen, dass der ‚Spiegel' dem Recht zum Siege verhelfen würde. Sie teilten der ‚Spiegel'-Redaktion wirklich Wissenswertes mit, gaben Fingerzeige, die oft zu so einer bedeutenden «menschlichen» Story führten.

Aber wieviel Arbeit kostete es, bis es so weit war, wie genau musste alles recherchiert, wie gewissenhaft musste alles überprüft werden! Denn dies war klar: eine einzige falsche Nachricht, ein einziger grober, nachzuweisender Schnitzer konnte, musste mehr Schaden anrichten als zwanzig gute Stories wettmachen konnten. Das Prestige der Verlässlichkeit war schwer zu erringen, aber unendlich leicht zu verlieren.

Jede Zeitung hat ein Sicherheitsventil: das Archiv. Mit dem Archiv des ‚Spiegel' kann es im Anfang nicht weit her gewesen sein. Denn die Güte des Archivs wächst, wie die Güte eines edlen Weines, mit den Jahren. Es ist kein Geheimnis, dass neue Zeitungen für erhebliche Summen Archive alter Zeitungen aufkaufen, bevor sie erscheinen. Dazu hatte der ‚Spiegel' kein Geld, aber selbst wenn er es gehabt hätte: es gab in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg keine verkäuflichen Archive, die meisten waren zerbombt und verbrannt.

Augstein, der sehr wohl wusste, dass der ‚Spiegel' mit seiner Verlässlichkeit stehen oder fallen würde, steckte viel Arbeit in den Aufbau des Archivs und alles Geld, das er zur Verfügung hatte. Das Archiv wurde bald die weitaus grösste Abteilung der Redaktion, hatte schliesslich mehr als zwei Dutzend Mitarbeiter. Es bestand, wie jedes Archiv, aus Leitzordnern mit Zeitungsausschnitten und Bildern. Es hatte darüber hinaus – ähnlich dem TIME-Archiv in New York – eine Unzahl von Verbindungen und Quellen. Das Archiv wurde nach folgender Überlegung auf gebaut: Da der ‚Spiegel' möglicherweise jede Woche Artikel über Persönlichkeiten oder Zustände brachte, über die noch niemals geschrieben worden war, konnte das Archiv nicht über alles, was nachgeprüft werden musste, gedrucktes Material besitzen. Aber es musste doch möglich sein, irgendjemanden anzurufen, ein Amt, eine Pressestelle, ein Polizeiorgan, ein Ministerium, die Lokalzeitung einer kleinen Stadt, ein Museum, ein Theater, ein industrielles Werk, eine Gesandtschaft, ein Konsulat... Es kam darauf an, überall Leute zu haben, die einem einen Tip geben konnten, der weiter zu verfolgen war, einen Tip, der die Möglichkeit gab, die Fülle von Nachrichten zu überprüfen, die in dem fraglichen Artikel enthalten waren.

Alle Nachrichten? Mehr: alle Fakten. Da der ‚Spiegel' das Prestige der Verlässlichkeit erringen und halten wollte, war es nötig, dass alles stimmte, Titel, Schreibweise der Namen, das Alter der Personen, die in einer Story auftraten, die Zahlen, die Beschreibung der Zimmer, der Fabriken, der Kleider, Details wie Haarfarbe, Augenfarbe, Spitznamen, Dialekt... Kurz, alles überprüfbare musste überprüft werden.

Später, als das Archiv fast zwei Dutzend Mitarbeiter hatte, als

Hunderte von Nachschlagewerken und Indexe angeschafft worden waren, als sich mehr als 300'000 Bilder angesammelt hatten und das wichtigste Material über rund 150'000 Persönlichkeiten zusammengetragen war, als die finanzielle Entwicklung des ‚Spiegel' es erlaubte, sehr viel Geld in die Archivarbeiten zu stecken, war das alles wohl einfacher. Immerhin, um mit der noch sehr jugendlichen Maria Rank, die dort arbeitete, zu sprechen: «Das Unmögliche machen wir sofort. Aber für Wunder brauchen wir etwas mehr Zeit.»

Bis zur Währungsreform im Juni 1948 war es noch reichlich unsicher, ob der ‚Spiegel' sich halten würde. Vielleicht wäre es besser zu sagen: die Fachleute des Pressewesens hielten es für reichlich unsicher. Rudolf Augstein war anderer Ansicht. Er hatte durch Schwarzmarktkäufe von Papier und die Nachgiebigkeit der Engländer die ursprüngliche Auflage von 15'000 auf 42'000 und schliesslich auf 66'000 am Tage der Währungsreform steigern können. Er errechnete, dass diese immer noch stark gedrosselte Auflage nur zehn Prozent von denen befriedigen konnte, die den ‚Spiegel' gern gekauft hätten. Da nun die Währungsreform das Geld 10:1 abwertete, also vermutlich nur noch zehn Prozent der bis dahin Kauflustigen den ‚Spiegel' würden kaufen können, musste – nach Adam Riese – die Auflage konstant bleiben.
Da er kein Fachmann war, sollte er recht behalten. Die Auflage des ‚Spiegel' ging nach der Währungsreform nicht herunter.
Das war eine Ausnahme. Die ‚Neue Zeitung', die in München-Frankfurt-Berlin vor der Währungsreform in einer Auflage von 1'200'000 erschien, sank schliesslich, noch bevor die Münchner und nachher die Frankfurter Ausgaben eingestellt wurden, auf eine Auflage von 195'824 zurück.
Der ‚Spiegel' kletterte noch im Jahre 1948 von 66'000 auf 77'000 die Zahlen für die folgenden Jahre:

1. 1. 1951	118'200
1. 1. 1952	126'600
1. 1. 1953	149'800
1. 1. 1954	173'500
1. 1. 1955	210'000

Der Grund nach Augstein: ‚Der ‚Spiegel' hatte seine Kinderkrankheiten überwunden.»
Besser: er war eine Macht geworden. Augstein brauchte nicht mehr zu den Briten zu pilgern, um Rede und Antwort zu stehen. Er stand Rede und Antwort – aber öffentlich, nicht hinter ver-

schlossenen Türen einer Militärregierung, in Druck und Schrift, nicht in mehr oder weniger privaten Gesprächen.
Die Zeiten waren längst vorüber, in denen er die deutschen Nachkriegspolitiker ernst genommen hatte. Hatte er sie je ernst genommen? Schon Ende 1947 hatte er in einem Brief an die ‚Spiegel'-Leser geschrieben:
«Angesichts der Vorwürfe einiger deutscher Politiker aber blieben wir ungerührt. Sie versuchten uns klarzumachen, dass es Dinge gebe, die man nicht anders als mit respektvollem Ernst behandeln könne, und sie meinten ihre Reden im Landtag. Dagegen durften wir uns verteidigen, denn eine unserer vornehmsten Aufgaben war es ja, den tierischen Bierernst und die politische Wichtigtuerei in den neuen deutschen Kleinstaaten mit aller Offenheit blosszulegen.»

Es gab viele, denen ein solcher Ton nicht passte, und eine bekannte Berliner Zeitung publizierte über oder eigentlich gegen Augstein eine Glosse, die mit den Worten endete: «Der fünfundzwanzigjährige Chefredakteur dürfte eine Nachkriegserscheinung sein, für die es an der Zeit ist, zu verschwinden», worauf Augstein an den Chefredakteur der Zeitung schrieb: «Sicherlich wird, wie auch Sie argwöhnen, der fünfundzwanzigjährige Chefredakteur aus dem Nachkriegsbild verschwinden, da er ja auch einmal sechsundzwanzig und dreissig Jahre alt werden muss.» übrigens verliess sich Augstein nicht darauf, dass seine bärtigen Kollegen mit und ohne Bart ihn als Nachkriegserscheinung abtaten; er wollte noch sicherer gehen, dass er im Recht war, und veranstaltete bald nach der Währungsreform eine Leserumfrage: «Sind Sie mit dem ‚Spiegel' zufrieden?» fragte er. 89 Prozent sagten ja, 5 Prozent nein, 4 Prozent derer, die geantwortet hatten, fanden den ‚Spiegel' zu satirisch, 2 Prozent zu flach, 10 Prozent zu klatschhaft, 6 Prozent zu oberflächlich, 4 Prozent zu unseriös, 2 Prozent zu plump.
Etwa um die gleiche Zeit begann Rudolf Augstein, bewusst die Linie des ‚Spiegel' zu durchbrechen. Bisher war der ‚Spiegel' ein Nachrichten-Magazin gewesen, das wirklich nur Nachrichten brachte. Im Herbst begann Augstein Leitartikel zu schreiben, nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym Jens Daniels. Aber er plante wohl niemals, geheimzuhalten, wer die Jens-Daniels-Artikel verfasste. Jedenfalls wusste man in Deutschland innerhalb von wenigen Wochen, wer Jens Daniels war.
Warum dieser Bruch mit der ‚Spiegel'-Tradition und dem ‚Spiegel'-Statut? War die Wirklichkeit nicht mehr interessant genug, um photographiert zu werden? Sie war interessanter denn je. Die schlimmsten Nachkriegsprobleme durften als überwunden

gelten. Westdeutschland hatte wieder eine gute Währung, es bestand kein Zweifel daran, dass über kurz oder lang so etwas wie eine Regierung in Westdeutschland entstehen würde, und dass durch die neue Währung, durch die Regierungsbildung, durch die Politik Amerikas, das nicht mehr gewillt war, untätig mit anzusehen, wie die Russen immer neue Teile Europas usurpierten und direkt oder indirekt okkupierten, dass durch dies alles die Spaltung Deutschlands immer unabwendbarer wurde.

Augstein empfand die Spaltung Deutschlands als eine entscheidendere Katastrophe als etwa den verlorenen Krieg, er empfand sie umso katastrophaler, als sie seiner Meinung nach die Deutschen im Osten einem System auslieferte, «das ihre Kinder zu Robotern der stalinistischen Machtregie heranwachsen lässt.» Dazu konnte er nicht schweigen. Dies war wichtiger als die Formel seiner Zeitschrift. Er hatte den ‚Spiegel' gestartet in der Hoffnung, sich ‚in Richtung Meinungsfreiheit bewegen zu können, und da kein anderer in diesem entscheidenden Augenblick entscheidend genug von dem Recht Gebrauch machte, seine Meinung zu äussern, musste er selbst sprechen.

Wieder einmal ging er mit dem Kopf durch die Wand. Er attackierte die Amerikaner. Am 12. März 1952 schrieb er:

«General Clay bescheinigte den Berlinern, dass sie notfalls bereit seien, für die Freiheit auch zu sterben. Niemand konnte das Gegenteil beweisen. Die übrigen Deutschen stellten Erwägungen an, ob sie nicht auch wie die Berliner in einer Mausefalle sässen. Manch einer, der seine Pistole mit Freuden wegwarf, hätte sie gern wieder.»

Über ein Jahr später: «Wenn die Amerikaner begreifen, dass Deutschlands Krise der Krankheitsherd einer Weltkrise ist, werden sie hier vielleicht ein Risiko auf sich nehmen, das ihnen in ihrem eigenen Land nicht erspart bleiben wird.»

Kurz vor Beginn des koreanischen Krieges; «Wer sich heute nicht in Gefahr begibt, kommt gleichwohl darin um.»

Kurz nach Beginn des koreanischen Krieges: «Hochkommissar McCloy täte gut daran, seine Aperçus zur deutschen Sicherheit der Tatsache änzupassen, dass der Krieg in Korea zwar noch irgendwie beendet, aber für das amerikanische Prestige nicht mehr gewonnen werden kann.»

Um diese Zeit befand sich Augstein geradezu schon im Kriegszustand mit den Amerikanern, deren Wunsch nach deutscher Beteiligung an einer Europa-Armee er aufs Schärfste bekämpfte:

«Die finanzielle Abhängigkeit von Amerika, die auch ohne bösen Willen leicht in politische Abhängigkeit umschlägt, ist künstlich, sie ist unnötig. Soll sie etwa künstlich aufrechterhalten werden?»

Und: «Die Amerikaner haben uns zur Demokratie auf gerufen, und sie können von uns verlangen, dass wir ihren Massnahmen in Deutschland widersprechen, wenn wir sie für falsch halten.» Oder: «Kriege kann man nicht unmöglich machen, man kann sie nur riskant machen ... Amerikas Aufgabe ist, den sowjetisch beherrschten Völkern die Gemeinschaft der freien Völker gegenüberzustellen und nicht einen Haufen Satelliten.»
Schliesslich: «Wer Deutschland kampflos den Sowjets preisgibt, hat den dritten Weltkrieg schon vor Beginn verloren.»

Aber die Hauptgegner eines sinnvollen und gedeihlichen Aufbaus Deutschlands sah Augstein weniger in Washington, als vielmehr in Bonn. Er konzentrierte seine Angriffe vor allem auf Adenauer, von dessen Talenten er nicht allzuviel hielt, dessen Eignung, Aussenpolitik zu machen, er vor allem bestritt. Es fielen recht heftige Worte, es erschienen Artikel mit Titeln wie «Das Dilemma mit unserem Kanzler», es wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Begreiflich, dass Kanzler Adenauer nicht gerade ein Freund des ‚Spiegel' war. Und eines Tages schlug er zu.
Es gab da zwei reichlich problematische überalterte Paragraphen. Einer besagte, dass ‚Beweismittel' sichergestellt werden konnten; der andere, dass Zeitschriften eingezogen werden konnten, in denen ein strafbarer Inhalt – durch Gerichtsurteil – festgestellt worden war. Bundeskanzler Adenauer erstattete also Anzeige, es wurde gerichtlich ‚festgestellt', dass die ‚Spiegel'-Nummer, die gerade erschienen war, ‚strafbaren Inhalts' war, und in Bonn und Umgegend wurden 20'000–30'000 ‚Spiegel'-Exemplare beschlagnahmt.

Augstein sah das bedroht, was ihm nach wie vor das Entscheidende schien: die Meinungsfreiheit. Er legte Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht ein. Und er schlug seinerseits zu:

«Für die Presse in Deutschland eröffnen sich trübe Aspekte. Wenn es für eine Beschlagnahme genügt, dass der Kanzler, sofern er sich beleidigt fühlt, eine dienstliche Erklärung abgibt, wo ist da die Grenze nach unten ...? Auch dem hochgestellten Staatsbürger, der sich verletzt fühlt, steht der Weg der einstweiligen Verfügung offen. Freilich, so billig wie der Einsatz von Polizisten wäre der von zehntausend Gerichtsvollziehern nicht zu bewerkstelligen gewesen. Aber ist das ein Grund ...? Die Kanzler des Kaisers haben nicht beschlagnahmt, die Kanzler der Republik von Weimar haben nicht beschlagnahmt, der Präsident der USA, kein englischer, französischer Premier seit 1870 hat je beschlagnahmen lassen, weil

er sich verleumdet fühlte . .. Wohin sind die unkomplizierten Zeiten, da Wilhelms Staatssekretär Kiderlen-Wächter den Bismarck-treuen Redakteur des «Kladderadatsch», Wilhelm Polstorff, wegen eines beleidigenden Gedichts im Duell erschoss?»

Augstein, der viel Geschichte gelesen hatte, musste oft an die Worte denken, die Goethe dem Geschichtsprofessor Heinrich Luden sagte, als dieser ihm mitteilte, er wolle eine politische Zeitung gründen: «Sie werden alles gegen sich haben, was gross und vornehm auf der Welt ist.» Er musste es, wie er schrieb, in Kauf nehmen, für destruktiv zu gelten. «Diese Meinung, dass nämlich der ‚Spiegel' aus einem ‚journalistischen Nihilismus' heraus Kritik um jeden Preis übe, ist selbst bis in die Kreise der Alliierten Hohen Kommission verbreitet.»
Das war besonders so, als der ‚Spiegel' seinen grössten Triumph errang, indem er nachwies, dass gewisse Abgeordnete des Bundeshauses bestochen worden waren. Schon nach dem ersten Enthüllungsartikel, dem viele folgten, wurde in Bonn ein Untersuchungsausschuss eingesetzt – der allgemein in Deutschland als der «Spiegel-Ausschuss» bekannt wurde. Der tagte vierunddreissig Wochen, hielt vierundzwanzig öffentliche und dreizehn beratende Sitzungen ab, die Protokolle beliefen sich auf zweitausend Seiten. Es kam nicht allzuviel dabei heraus, es wurde lediglich einigen Abgeordneten nahegelegt, abzutreten . . .
Nicht allzuviel? Das war immerhin schon eine ganze Menge. Und das bedeutete, dass die Demokratie in Bonn funktionierte, wenn sie auch widerwillig funktionierte.
Denn in Bonn hatte der 'Spiegel' jetzt natürlich gegen sich, «was gross und vornehm . . . ist». Ja, die «Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung» in Stuttgart, gewiss ein seriöses Blatt, konnte sogar berichten, dass man dort den 'Spiegel' nur noch mit grösster Vorsicht las. «Wie nötig es ist, dem Geheimhaltungsstrafrecht polizeistaatlicher Tradition ernstlich zu Leibe zu gehen, beweist wohl am besten die erstaunliche Tatsache, dass im Bundesinnenministerium die Wochenzeitung ‚Der Spiegel' als Geheimsache läuft. Nur in besonders gekennzeichneten Aktendeckeln und an besonders bezeichnete zuverlässige Empfänger darf also dort eine Zeitschrift weitergegeben werden, die man an jeder Strassenecke kaufen kann. Die Entnahme des ‚Geheim-Spiegels' aus der Mappe und seine Weitergabe an einen Unbefugten kann, wenn der Richter nach dem Buchstaben urteilt, zu Zuchthaus führen.»

Rudolf Augstein war seiner ursprünglichen Absicht treu geblieben, sich «in Richtung Meinungsfreiheit zu bewegen». Er verlangte

diese Meinungsfreiheit übrigens auch für die Gegner der Meinungsfreiheit, die Kommunisten und die Faschisten.
«Es ist nun einmal das Risiko der Stimmzettel-Demokratie (und die Blamage der Deutschen), dass ein Hitler legal an die Macht gekommen ist, und dass er bis zum Schluss über eine absolute Mehrheit im Volk verfügte. Hitlers Staat war von Beginn eine echte ‚Volksherrschaft', und niemand weiss, ob es der Kreml in dreissig Jahren nicht auch schon so weit gebracht hat, und in welcher Zeit Walter Ulbricht es dahin bringen wird.
Trotzdem, die Huldigungen der KPD an den grossen Stalin und ihre titoistische Selbstzerknirschung sollten viel ausgiebiger unters Volk gebracht werden. Ein Tag Radio Leipzig ist bessere Propaganda gegen die Sowjets als zehn Stimmen Amerikas.
Kommunisten und Faschisten können nicht verboten, sie können nur Brust an Brust widerlegt werden. Die geltenden Strafgesetze, korrekt und furchtlos gehandhabt, reichen aus, Verschwörungen und Gewalttätigkeiten zu unterbinden. Nicht in den Untergrund, sondern in die äusserste Legalität sollte man die Feinde der Demokratie drängen . . .
Nichts wird uns retten, wenn uns diese Freiheit nicht teurer ist, als das Brot und Leben, teurer als Ehrgeiz und Macht, teurer selbst als die bequemen Formeln einer Demokratie, die nicht scheintot ist, wie unter Hitler, sondern die nur scheinbar lebt.»
Im gleichen Artikel sagt Augstein dem Justizminister: «Die Zeit, Herr Minister, ist aus den Fugen, und Sie werden sie nicht leimen.»

Die Zeit ist aus den Fugen ... Vor zehn Jahren hatte Augstein geschrieben:

«O Gott, ich habe das Grosse gewollt,
Ich wollte den Himmel offenbaren ...»

Er hatte nichts dergleichen tun können. Er hatte nur immer wieder feststellen müssen, wie sehr die Zeit aus den Fugen war. Und inzwischen war die Auflage des ‚Spiegel' gestiegen, und bei einer Auflage von 180'000 und zwei bis acht Lesern pro Exemplar konnte er mit 1,2 bis 1,5 Millionen Lesern rechnen, wirklichen Lesern, nicht nur solchen, die sich Bilder ansahen.
Vorüber waren die Zeiten, in denen man in kleinen Büros in Hannover gefroren hatte. Der ‚Spiegel' war inzwischen ins Hamburger Presse-Haus umgezogen. Es gab nun zahlreiche Redakteure und Mitarbeiter im In- und Ausland und Sekretärinnen und Telephone und Sprechanlagen und Autos. Der ‚Spiegel' war arriviert. Wichtiger, er war unabhängig geworden. Schon Ende 1951, nach Beendigung der ‚Spiegel'-Ausschuss-Affäre, durfte Augstein schreiben:

«Der ‚Spiegel' zum Ende des Jahres 1951 ist die einzige politisch meinungsbildende Zeitung Westdeutschlands, die in der Hand von unabhängigen Journalisten ist und die keinerlei Subventionen, weder direkte noch indirekte, von irgendwem erhält. .. Dass eine auf sich selbst angewiesene unabhängige Zeitung sich finanziell trägt, ist heute etwas so Ungewohntes, dass es keine Besatzungsmacht gibt, die in den Agentenberichten der staatschützenden Büros nicht schon einmal als Geldgeberin des ‚Spiegel' aufgeführt wurde.»

Rudolf Augstein war als Besitzer eines solchen unabhängigen Blattes ebenfalls unabhängig und recht wohlhabend geworden. Aber er hatte sich im Grunde wohl nicht verändert, er blieb noch immer so misstrauisch, wie er gewesen war, als er mit dem ‚Spiegel' begann, misstrauisch gegen alle diejenigen, die grosse Positionen einnahmen, die Macht besassen, die Erfolg hatten; vermutlich war er auch seinem eigenen Erfolg gegenüber etwas misstrauisch. Als er nach London kam, wurde er von dem einstigen Sergeanten Bohrer gefragt, ob er es etwa noch immer – wie in der ersten ‚Spiegel'-Zeit – bedaure, mitgemacht zu haben.
Augstein sagte, er bedaure noch immer, damals mitgemacht zu haben.
Pose? Warum sollte das Pose sein? Konnte Augstein denn glücklich werden in seiner Rolle als Herausgeber einer erfolgreichen Zeitschrift? Er hatte den Himmel offenbaren wollen, ‚der über den dunkelsten Tiefen schwebte Er hatte ‚das Schöne' in der Welt ‚preisen' wollen, wie er in seinem Gedicht schrieb. Und nun konnte er nur mit Hamlet rufen:

> Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
> Dass ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

Verkäufer der Freude

Am 2. Januar 1945 um fünf Uhr nachmittags steigen mehr als tausend Bombenflugzeuge von vielen Flugplätzen in England auf, nehmen Kurs über die Deutsche Bucht und Schleswig-Holstein, und es scheint so, als ob sie sich die Stadt Hannover zum Ziel nähmen. Im letzten Augenblick drehen sie ab und fliegen gen Süden weiter. Frankfurt? München? Nein, es ist diesmal Nürnberg.
Um sechs Uhr dreissig ist die erste Welle über der Stadt.
Hanns Porst befindet sich um diese Zeit draussen in Rückersdorf, einem kleinen Ort/ über dreizehn Kilometer östlich vom Zentrum Nürnbergs, bei seiner Frau. Er hat sich vor fast zehn Jahren hier eine Villa gekauft, das ‚Haus in der Sonne'. Er hat in den letzten Tagen viel gearbeitet. Er ist müde, er will früh zu Bett.
Aber jetzt ist an Schlafen nicht zu denken. Man sieht ganz deutlich von Rückersdorf aus den Feuerschein am Himmel, hört die Flak-abwehr, die nur zu bald verstummt.
Hanns Porst stürzt zum Telephon. Aber das ist tot.
«Ich muss in die Stadt!» ruft er. Aber bis er einen Zug bekommt. ..! Wenn es überhaupt jetzt noch einen Zug gibt! Nein, darauf kann er nicht warten. Ein benachbarter Bauer leiht ihm sein Fahrrad. Der kleine, trotz seiner Beleibtheit recht flinke Mann schwingt sich darauf und tritt in die Pedale wie ein Junger. Man würde ihm seine fast fünfzig Jahre nicht anmerken.
Hanns Porst fährt, so scheint ihm, einem Feuermeer entgegen.

Brennt denn ganz Nürnberg? Die Stadt hat schon vorher dies oder jenes abbekommen. Aber so schlimm ist es noch nie gewesen …
Jetzt hat Porst die ersten Häuser erreicht. Aber die Strasse, die er durchfahren will, ist gar keine Strasse mehr, ist ein Inferno. Er biegt links ab, auch die nächste Strasse ist unpassierbar. Er springt vom Rad, schiebt es neben sich her. Vielleicht, dass er zwischen den Häusern durchkommt. . .
Die Hölle ist los. Wird Nürnberg niederbrennen – ganz Nürnberg? Wird auch das Haus niederbrennen, das er – Hanns Porst – aufgebaut hat? Solche Fragen gehen ihm durch den Kopf. Und doch verzweifelt er nicht. Es ist so vieles an ihm vorbeigegangen. Es wird auch dieses Mal nicht so schlimm werden wie es aussieht, denkt er. Es wird schon irgendwie klappen. Es hat bisher immer irgendwie geklappt.

Er kennt jede Strasse, jedes Haus, jeden Pflasterstein dieser Stadt. Hier ist er geboren, hier ist er aufgewachsen, hier wohnte sein Vater. Matthias Porst fertigte Pinsel und Bürsten an, die Mutter verlas Kaffee in Heimarbeit. Die Wohnung war klein und billig, aber trotzdem hatte die Familie noch einen Untermieter genommen. Auch der kleine Hanns musste schon mitverdienen, trug frühmorgens, bevor er in die Realschule ging, Zeitungen aus.
Eines Abends winkt ihn der Zimmerherr zu sich. Er will, ihm etwas zeigen, ein paar Bilder und einen Photoapparat, den er gekauft hat. Hanns ist begeistert.
Später hat er oft darüber nachgedacht, wie es begann. War es der Apparat? Nein, es waren die Bilder. Er sieht die Bilder, die der Zimmerherr in ein Album geklebt hat, Bilder von ihm wohlbekannten Häusern und Plätzen in Nürnberg; ein Bild von der Pegnitz, die durch eine Wiese fliesst, ein Bild vom Dutzendteich draussen vor der Stadt, ein Bild von der Ludwigsbahn, die von einer altertümlichen Lokomotive gezogen, zwischen Fürth und Nürnberg hin und her pustet…

Natürlich will der kleine Hanns auch photographieren. Der Zimmerherr zeigt ihm, wie er das anfangen muss. Am nächsten Tag findet das grosse Ereignis statt. Hanns guckt in den Apparat und knipst; das wird mehrmals wiederholt. Und dann werden die Platten zu einem Photographen gebracht, einem Mann mit kohlrabenschwarzem Haar, fremdländischem Namen und einem fremden Akzent, der sich hundertmal verbeugt und erklärt, er werde die Bilder sofort entwickeln.
Und dann sind die Bilder da. Der Photograph reicht sie Hanns über den Ladentisch – und Hanns ist enttäuscht, furchtbar enttäuscht. Der Photograph lacht: «Aller Anfang ist schwer!»

Zuerst sieht es ganz so aus, als sei dieser Anfang auch das Ende. Hanns hat alle Lust zum Photographieren verloren, trägt wieder seine Zeitungen aus, unterhält sich mit seinen Freunden über Fussball und andere wirklich wichtige Dinge. Aber ganz hinten in seinem Kopf sitzt immer noch eine Frage: vielleicht hat der Mann mit dem fremdländischen Namen einen Fehler gemacht, als er die Aufnahmen entwickelte? Noch in der gleichen Stunde geht er hin, und da er Hanns Porst ist, der schon jetzt weiss, was er will, und sich nicht scheut, es zu sagen, sagt er es.
«Gut», meint der Photograph, «wenn du heute Abend vorbeikommst, kannst du mal zusehen, wie ich die Bilder vergrössere!»
Hanns ist dabei. Er steht mit dem Ausländer in einem dunklen Raum, dunkel bis auf ein schwaches orangefarbenes Licht. Er sieht ein weisses Blatt Papier, das der Mann unter den Vergrösserungsapparat legt. In den Vergrösserungsapparat eingespannt ist ein unscheinbares Negativ. Das weisse Papier wird belichtet. Nichts geschieht. Das weisse Papier ist noch immer weiss. Dann wird es in eine Schale gelegt, die mit gelber Flüssigkeit angefüllt ist. Und dann erscheinen, wie von Zauberhand gemalt, schwache Konturen auf dem weissen Blatt. Hanns beugt sich herab und kann die Umrisse des Dargestellten schon erkennen. Das ist der Plärrer mit einer Strassenbahn . . . Das ist die Stadtmauer ... Das sind die dicken Türme .. .

Er ist hingerissen. Wie im Traum sieht er, dass der Photograph das weisse Blatt, das nun nicht mehr weiss ist, ins Fixierbad legt, dass er es dann mit einer Wäscheklammer befestigt, um es trocknen zu lassen.
Hanns Porst geht wie trunken von dem Photographen nach Hause; wie einer, der soeben sein erstes Liebeserlebnis gehabt hat. Das sieht nicht nur so aus, das ist auch so. Er ist sechzehn Jahre alt – und er liebt! Er wird zeit seines Lebens nur eine Geliebte haben: die Photographie.
Ein Jahr später, er ist nun in der vierten Klasse der Oberrealschule, kauft er von seinem Schulfreund Ludwig Brennhäuser für fünf Mark einen photographischen Apparat mit Entwicklungszubehör. Nun geht er ganz im Photographieren auf. Am liebsten würde er die Schule schwänzen, um sich völlig seinem Apparat zu widmen. Er spart jeden Pfennig, den er verdient, er raucht nicht, er isst keine Süssigkeiten, er geht nicht einmal mehr zu seinen geliebten Fussballspielen, und es gelingt ihm, sich zehn Mark zusammenzusparen. Die gibt er dem Vater, und der kauft ihm zum nächsten Weihnachtsfest – das ist 1911 – eine Bülter und Stammer Kamera mit Zubehör, einen Apparat 9X12, der siebzehn Mark kostet.

Aber wo soll er entwickeln? In der elterlichen Wohnung ist kein Raum, der als Dunkelkammer herzurichten wäre. Indessen findet sich eine Toilette auf der obersten Treppe des Hauses, die nicht gebraucht wird, da dieses Stockwerk nicht vermietet ist. Kurz entschlossen richtet Hanns sie als Dunkelkammer ein.
Jetzt verdient er schon etwas mit Photographieren und Entwickeln. Er hat richtiggehende Kunden bei den Kameraden und den Bekannten des Vaters, er verdient sich die nicht geringen Spesen, die das Photographieren macht und darüber hinaus ein Taschengeld. Ja, er kann noch etwas auf die Seite legen, um sich bald eine wirklich erstklassige Kamera zu kaufen. Er besorgt sie sich aus einem Photohaus in Leipzig, wo sie billiger ist als in den Nürnberger Detailgeschäften, verkauft sie wieder und kauft sich für den Verdienst zwei andere.

Auf diese Weise kommt er zu Wohlstand, zu einem kleinen, sehr bescheidenen Wohlstand, der in dem Besitz einiger Kameras, Zubehör und Photopapier besteht. Nun geht es ständig nach oben. Hanns wird ein geradezu professioneller Photograph, macht Porträtaufnahmen und Gruppenbilder, begleitet Fussballvereine des Sonntags auf Ausflüge oder in nahe gelegene Orte, wo sie spielen.

Im Jahre 1912 – er hat die Realschule absolviert – kommt er zu einem Anwalt als Schreiber, dann zum Magistrat der Stadt Nürnberg. Dort verdient er hundertzwanzig Mark monatlich. Damit kann er kein reicher Mann werden. Aber die hundertzwanzig Mark rührt er kaum an, die gibt er der Mutter, die das Geld bitter notwendig braucht. Seine Privatbedürfnisse – sie sind nicht erheblich – deckt er aus dem, was er mit Photographieren verdient.
Er photographiert städtische Beamte zu Jubiläen, Geburtstagen, Weihnachts- oder Osterfesten, nimmt photographische Stilleben und Blumenarrangements auf und macht Experimente mit seiner selbst geschaffenen Fernrohrkamera. Nachts verschlingt er Bücher über die Kunst des Photographierens.
Die Stunden im Amt sind Ewigkeiten, die nie vergehen wollen. Das Leben wird erst lebenswert, wenn er photographieren darf.
1914. Er wird eingezogen. Eine Kamera nimmt er mit ins Feld. Er photographiert im Krieg wie im Frieden. Er photographiert den Krieg, er photographiert die Kameraden, die ihren Frauen und Müttern Bilder nach Hause schicken wollen. Bis die Kamera draufgeht; sie wird von einer Kugel getroffen, und rettet so ihrem Besitzer das Leben.
Ist das ein Zeichen des Himmels? Später wird Hanns Porst sagen, er habe sich in diesem Augenblick entschlossen, Photohändler zu wer-

den. Als ob er sich nicht schon lange entschlossen hätte! Als ob das Schicksal diesen Entschluss nicht schon lange für ihn gefasst hätte! Als er Ende 1918 nach Nürnberg zurückkehrt, erhält er zwar seine Stelle beim Magistrat zurück. Aber schon ein halbes Jahr später kündigt er, obwohl die Mutter die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Weiss er, dass er eine sichere Stellung aufgibt? Er weiss es. Weiss er, dass er damit seine Pensionsberechtigung aufgibt? Er weiss es. Aber er weiss auch, dass er sein Leben nicht mit Arbeit verbringen kann, die ihn zu Tode langweilt. Er will sein Leben mit etwas verbringen, das ihn interessiert, das ihn erregt, das ihm Spass macht.
«Was willst du tun?» fragt die Mutter.
«Ich werde mir einen photographischen Laden einrichten», sagt er.
Er hat sechshundert Mark gespart, und das ist um diese Zeit gar nicht so wenig Geld – erst in den nächsten Jahren wird die Mark in den Abgrund sinken. Ein Freund und dessen Mutter geben ihm weitere sechshundert Mark. Firmen, bei denen er photographische Apparate beziehen will, sind bereit, ihm einen Kredit bis zu tausend Mark einzuräumen.
Er mietet einen Laden in der Altstadt. Vielleicht ist das Wort Laden ein wenig zu grossspurig. Es handelt sich eigentlich mehr um eine Zelle; wenn zwei, drei Leute kämen – wäre der Laden überfüllt.

Aber die zwei, drei Leute kommen nicht. Hanns Porst lässt es sich nicht verdriessen. Er wartet. Er ist ja noch so jung, und er hat so viel zu geben! Er hat Jahre hindurch Erfahrungen gesammelt. Er könnte seine Kunden so gut beraten – wenn er nur Kunden hätte!

Gelegentlich, alle paar Tage, kommt einer. Aber er erschrickt, wenn er das leere Geschäft sieht. Wer will denn schon der erste Kunde sein?

Hanns Porst entschliesst sich zu einer Ausgabe. Er lädt ein paar Freunde ein, bewirtet sie mit Tee. Zwei, drei Freunde – und der Laden ist voll. Wenn jetzt ein Kunde kommt, hat er das Gefühl, in ein gutgehendes Geschäft zu treten.
Die ersten Kunden kommen, bleiben und sind recht zufrieden. Der junge Porst versucht nämlich nicht, ihnen irgendeine Ware aufzuschwatzen. Er will sie beraten, er will sie zufriedenstellen. Das scheint ihm wichtiger zu sein als ein paar Mark in der Kasse. Er, der so viele Jahre das nötige Kleingeld nicht hatte, um sich einen Apparat zu kaufen, versteht die Kunden, die sich nicht so ohne Weiteres zu einer grösseren Ausgabe entschliessen können. Es kommt vor, dass Porst seinen Kunden geradezu abrät, sofort zu

kaufen: «überlegen Sie sich das gut! überstürzen Sie nichts!» warnt er.
Und wenn der Kauf getätigt ist, erlöscht sein Interesse am Kunden keineswegs. Wie gern würde er jetzt mit ihm aus dem Laden gehen, würde ihm beistehen beim Photographieren, beim Entwickeln, beim Vergrössern. In der Ladentür stehend, ruft er ihm noch nach: «Lassen Sie mich wissen, ob Sie zufrieden sind!»

Lassen Sie mich wissen... Porst spürt, dass ihn irgendetwas mit all denen verbindet, die sich für Photographie interessieren, dass es so etwas wie eine geheime Gemeinschaft gibt. Nach Geschäftsschluss trifft er sich mit seinen Kunden oder denen, die es werden könnten, in einer alten Nürnberger Gaststätte, dem ‚Krokodil'. Der Wirt stellt ihm ein Nebenzimmer zur Verfügung. Dort hält er Unterrichtskurse für Photofreunde ab. Es gelingt ihm, seine Begeisterung für das Photographieren auf andere zu übertragen. Wenn er auch mit diesen Vorträgen keine Photoapparate verkaufen kann, so verkauft er doch die Freude am Photographieren.
Davon kann man nicht leben. Hanns Porst findet, dass man ihn in Nürnberg doch zu wenig kennt. Es müsste etwas geschehen. Reklame? Er hat kein Geld, zu annoncieren oder Plakate kleben zu lassen. Aber er hat ein paar Freunde, und die versammelt er eines Abends und versorgt sie mit Pinseln und Farbe. Und während der Nacht wird an mehr als hundert Stellen in Nürnberg auf Bürgersteige und Fahrdämme das Wort ‚Photo-Porst' gepinselt; in dauerhafter Ölfarbe, die nicht so leicht abzuwaschen ist.
Ganz Nürnberg spricht davon. Die Polizei spricht auch davon. Hanns Porst wird aufs Amt bestellt, wo man ihm einiges über die ‚Verunstaltung' seiner Vaterstadt zu hören gibt. Er muss Strafe zahlen, und er muss dafür sorgen, dass die verunstaltende Reklame wieder verschwindet. So zieht er denn, zur Gaudi der Nürnberger Jugend, mit seinen Freunden aus, um die Strassen zu säubern. Aber die Reklame hat sich gelohnt. Der winzige Laden am Läufer Platz ist fortan gedrängt voll.

Während Porst sein Rad durch die brennende Stadt Nürnberg, durch die taghell erleuchteten Strassen schiebt, muss er grimmig lächeln. Er sieht noch im Geiste die roten Buchstaben P-H-O-T-O-P-O-R-S-T auf dem Pflaster.
Die ganze Innenstadt brennt. Der Stadtteil Wöhrd brennt lichterloh. Porsts Herz zieht sich zusammen. Hier steht sein Geschäft, hier steht das Photo-Porst-Haus, das eigentlich gar kein Haus mehr ist, sondern schon ein ganzer Block mit einer Häuserfront von zweihundertfünfzig Metern ...

Hier ist er also aufgewachsen, hier ist er zur Schule gegangen .. . Wie heiss es ist! Sein Körper ist mit Schweiss bedeckt, während er das Rad weiterschiebt. .. Hier ist der alte, ehrwürdige Friedhof . .. Wie viele Porsts sind da begraben? Jetzt hat er die Veilhofstrasse erreicht. Eine Sekunde lang schliesst er die Augen, dann öffnet er sie.

Das Photo-Porst-Haus brennt. Es mag auf neun Uhr gehen . ..

Das Haus muss schon lange gebrannt haben. Jedenfalls steht hinter den Fassaden nicht mehr allzuviel. .. Es ist schwer, etwas zu-erkennen, die Luft ist zu dunstig, zu rauchig, es ist, als seien hundert Schleier vor Porsts Augen. Dazu der furchtbare Wind, der immer von Neuem in die Flammen bläst...

Jetzt kommt er näher. Da stehen zwei Frauen. Und eine, die der anderen Mut zuspricht und sie stützt, ist Frau Ki, die gute alte Sabine Kissling. Wer würde sie mit ihren rund zweihundert Pfund nicht erkennen?

Frau Ki.. . sie war die erste Angestellte, die der junge Porst sich leisten konnte, und sie ist die ganzen Jahre bei ihm geblieben, wird immer bei ihm bleiben. Immer? Vielleicht hat dieses Immer heute ein Ende gefunden.

Frau Ki hatte heute Nachmittag Luftschutzdienst. Und als die Sirenen ertönten, machte sie sich sofort daran, mit ein paar anderen Frauen zusammen – männliche Angestellte gab es nicht mehr – die grossen Stahlkästen mit den Karteien in den Keller des Gebäudes zu schaffen. Das war eine Heidenarbeit. Treppauf, treppab, mit den elend schweren Karteikästen, immer und immer wieder. Und als der letzte unten war, kamen die ersten Bomben.

Frau Ki erzählt dies alles jetzt stockend, hustend. Sie berichtet auch, dass drei schwere Bomben auf das Porst-Gebäude fielen und ein paar Dutzend Brandbomben. Ja, wenn die Feuerwehr gleich gekommen wäre! Aber die Feuerwehr kam überhaupt nicht. Und die Nachbarn hatten alle Hände voll zu tun, um ihre eigenen Häuser zu retten oder das Notwendigste aus den brennenden Wohnungen zu schleppen. In wenigen Augenblicken standen alle Teile des Porst-Gebäudes in Flammen. Und jetzt konnte man nur zusehen, wie das Gebäude abbrannte.

Nein, es war eine Menge zu tun. Frau Ki ruft: «Es sind noch Frauen unten! Wir müssen sie herausbekommen!»

Es sind ein paar Männer und Frauen zu Porst getreten, die in der Nachbarschaft wohnen. Sie sehen Porst erwartungsvoll an. Porst blickt auf Frau Ki.

«Also dann los!» ruft Frau Ki wieder, und sie stürzen alle dorthin, wo die Tür zum Keller unter Schutt liegt, unter noch heissem Schutt, und beginnen zu graben.

Eine halbe Stunde wird gegraben. Dann öffnet sich die Tür, und heraus stürzen fünf Frauen, keuchend, hustend, mit klitschnassen Kleidern – sie haben sich mit Löschwasser übergossen.
Und dann ist wirklich nichts mehr zu tun als zu warten, bis die Flammen zusammensinken. Hanns Porst geht ein paar Schritte von den anderen fort, setzt sich auf den Rinnstein. Er starrt vor sich hin ins Nichts. Frau Ki nähert sich ihm. Sie sieht, dass ihm die Tränen ununterbrochen übers Gesicht laufen. Sie sieht, dass er trotz der Hitze vor Kälte zittert. Er hat ja nichts als einen alten Overall an.
Er spürt ihren Blick. Er steht auf, wischt sich die Tränen fort, murmelt: «Verzeihung, Frau Ki!» Und dann: «Na, dann wollen wir mal!» Sie beginnen wieder, Schutt wegzuräumen. Dies ist das Ende.

Dies ist der Anfang.

In dieser Nacht brennen mehr als fünftausend Quadratmeter des Porstschen Hauses in der Veilhofstrasse nieder. Eigentlich bleibt nur ein einziger Raum erhalten: das Arbeitszimmer von Hanns Porst. Freilich, ‚erhalten', das ist ein zu grosses Wort. Die Türen sind angesengt, das Blei aus den Fensterfassungen ist geschmolzen, das Fensterglas ist geplatzt und zerbrochen. Es ist eiskalt in dem fensterlosen Raum, als Porst ihn am nächsten Morgen betritt. Nur die alte holzgeschnitzte Madonna steht noch da, von der so viele glauben, sie sei von Riemenschneider, die aber von seinem Schüler Wirsberger stammt. Es scheint Porst, als lächle die Madonna in der winterlichen Morgensonne.
Er will wieder nach Rückersdorf zurück zu seiner Frau. Aber an diesem Abend geht er nicht, und am nächsten nicht, und am übernächsten auch nicht. Er hat völlig vergessen, dass es noch irgend etwas anderes auf der Welt gibt als die Trümmer seines Geschäftshauses, er gräbt von früh bis spät, er schafft Berge von Schutt beiseite. Die Stunden, die Tage verfliegen, er weiss es selbst nicht.
Porst gräbt, zuerst mit blossen Händen, später mit Hacke und Schaufel. Von Zeit zu Zeit hält er inne, fragt Frau Ki: «Wo sind sie?»

Die schwere Frau, die selbst mitarbeitet, schüttelt den Kopf: «Noch nicht!»
Sie graben schweigend weiter. Nach zwei, drei Stunden meint Porst: «Jetzt müssten wir eigentlich dran sein!»
Frau Ki: «Noch nicht!»
Nachts schlafen sie den Schlaf der Erschöpfung. Sie haben sich aus ein paar Brettern und Dachpappe eine Art Unterkunft gezimmert. Porst denkt gar nicht daran, jetzt wegzugehen und sei es auch nur in ein benachbartes Haus, in eine der Wohnungen seiner Ange-

stellten. Er wird nicht Weggehen, bis er sie gefunden hat. Sie – das sind die Kundenkartotheken, die Frau Ki in letzter Minute in den Keller geschafft hat.
Die Kundenkartotheken ... die Namen und Adressen der vielen zehntausend Kunden, die von ihm einmal bedient worden sind ... Sein Geschäft... Sein Lebenswerk ... Das Haus, darauf kommt es nicht an. Ein Haus kann man wieder aufbauen, wenn . .. ja, wenn das da ist, womit man angefangen hat: das Vertrauen der Tausende, der Zehntausende.

Das Vertrauen der Tausende . . . Am Läufer Platz waren es drei- oder bestenfalls vierhundert Kunden. Der Laden wurde dann auch bald zu klein. Hanns Porst zog um in einen grösseren Laden, den er hübsch ausstattete: «Das bin ich meinen Kunden schuldig», erklärte er.
Sagten seine Kunden nicht immer wieder, sie kämen gern zu ihm, es mache ihnen Freude – jawohl, sie gebrauchten das Wort: Freude – mit ihm zu sprechen. Hanns Porst: «Meine Kunden sollen wissen, dass es auch mir Freude macht, wenn sie kommen.»
Das war 1924, nach dem Ende der Inflation. Der grössere Laden lag im Zentrum der Stadt. Er hatte elf grosse Schaufenster. Es war ein guter Laden, und Porst verdiente gutes Geld. Und eigentlich hätte er sich sagen können, er habe es nun geschafft. Aber er sagte sich nichts dergleichen. Und genau genommen, wurde erst hier, in diesem stattlichen Laden, der Grundstock zu seinem wirklichen Geschäft gelegt.
Am Läufer Platz wären ihm ein Dutzend Käufer wie eine unübersehbare Menschenmenge vorgekommen. Jetzt, nahe der Lorenzer Kirche, konnte dieses Dutzend Menschen bequem zu gleicher Zeit bedient werden. Und wenn Porst durch die Schaufenster auf die Strasse sah, wenn er die vielen tausend Menschen vorbeigehen sah, begriff er wohl, dass er nur einen Bruchteil von denen als Kunden bediente, die seine Kunden hätten werden können. Und wenn er daran dachte, wie viele Besucher – In- und Ausländer – jährlich nach Nürnberg kamen, begriff er: auch wenn er seinen Laden vergrösserte, auch wenn er ihn zehnmal oder hundertmal so gross machte wie er war: er würde niemals alle diejenigen, die sich einen Photoapparat kaufen konnten oder vielleicht kaufen wollten, bedienen können. Sie hätten in keinem Laden, in keinem Kaufhaus der Welt Platz gefunden.
Manche, die in seinen Laden kamen, liessen sich nur beraten und verschwanden dann wieder. Sie fuhren zurück, von wo sie gekommen waren, nach Würzburg oder München, nach Frankfurt oder Berlin, oder vielleicht auch nach Paris oder London. Und mancher

von ihnen dachte an den kleinen, recht munteren Herrn, der so vorzügliche Ratschläge erteilt hatte, dem es so gar nicht darauf anzukommen schien, ihm schnell irgendetwas anzudrehen, dem es vielmehr darauf anzukommen schien, ihn zu interessieren, ihm einen guten Tip zu geben. Zu Hause, vielleicht viele hundert Kilometer entfernt von dem Laden an der Lorenzer Kirche, spürten diese Menschen, dass Hanns Porst sich ernstlich für sie interessierte, für sie und für ihre photographischen Arbeiten, und sie setzten sich hin und schrieben ihm und erzählten ihm, was sie mit ihrem Apparat unternommen hatten, und was sie zu unternehmen gedachten und baten um Rat, ob sie nun diese oder jene Kamera kaufen sollten und fragten, wie lange sie diese oder jene Aufnahme belichten mussten und wollten über Auslöser und Gelbfilter und tausend andere Dinge Bescheid wissen.

Sie bekamen Antwort, gleichgültig, ob sie etwas kauften oder nicht. Und es kam oft vor, dass sie, obwohl sie nicht die Absicht hatten, etwas zu kaufen, es dann doch taten und zwar aus freiem Willen und ohne dass irgendein Verkäufer auf sie eingeredet hätte; sie schrieben einfach an Porst und baten ihn, er solle ihnen diesen oder jenen Apparat schicken, und manche schrieben auch, sie möchten diesen oder jenen Apparat gern haben, aber bezahlen könnten sie ihn nicht sofort, nur eine Anzahlung könnten sie leisten. Ob Porst wohl damit zufrieden sei?

Porst war's zufrieden. Porst begriff plötzlich: es war also doch möglich, die Hunderte, Tausende, die Zehntausende zu bedienen, die in seinem Laden keinen Platz gefunden hätten, die in keinem Laden der Welt Platz gefunden hätten. Sie brauchten nicht persönlich zu kommen. Er brauchte nicht mit ihnen zu sprechen. Er konnte ihnen schreiben, und sie konnten zu Hause, ohne sich zu beeilen, ohne sich gedrängt zu fühlen, ihre Wahl treffen.

Porst beschloss, ein Versandgeschäft aufzuziehen.

Wie aber sollten die Leute wissen, dass er bereit war, ihnen Apparate auf Teilzahlung zu verkaufen und sie ihnen durch die Post zustellen zu lassen? Er musste annoncieren. Anfangs konnte er nicht sehr viel Geld investieren, und so geschah es zwangsläufig, dass die Inserate klein waren. Später hatte er mehr Geld – und sie wurden grösser. Aber Porst musste feststellen, dass die grossen Inserate weniger Erfolg hatten als die kleinen. Denn die grossen Inserate wurden von aller Welt gelesen, die kleineren Inserate dagegen wurden von denen gelesen, die nach ihnen suchten, weil sie sich wirklich für das Photographieren interessierten, weil sie nach Photoapparaten sozusagen Ausschau hielten.

1925 begann der Verkauf ‚Durch die Post bei Porst'. 1929 war Porst bereits das grösste Photoversandhaus der Welt. Um diese

Zeit wurde gerade die kleine Kamera die grosse Mode. Photographieren war nicht mehr so schwierig, wie es früher mit den unhandlichen Kästen gewesen war. Jeder konnte eine Kamera mit auf die Reise nehmen, er konnte auch mit ihr photographieren, wenn er nicht besonders unbegabt war. Und selbst dann konnte er nicht umhin, das Photographieren zu erlernen, wenn er die Ratschläge befolgte, die Porst in seinen Broschüren, Katalogen und schliesslich in einer eigens von ihm zu diesem Zweck gegründeten Zeitschrift kostenlos erteilte.
Es waren die Jahre der grössten Wirtschaftskrise, sowohl in Deutschland als auch in der übrigen Welt, aber Porst wurde von dieser Krise nicht berührt, sein Unternehmen wuchs. Freude liess sich eben immer verkaufen. 1937 erwarb er das grosse Bürohaus in der Veilhof Strasse und liess es umbauen. Schon damals hatte er fast 500 Mitarbeiter. Der Umsatz stieg von Monat zu Monat. Porst machte sich allerdings keine Illusionen. Er wusste, dass die ungeheure Konjunktur der Jahre 1938/1939 keine echte Konjunktur war, dass sie entstand, weil die Menschen fürchteten, dass ein Krieg kommen könne, weil sie mit ihrem Geld in die Sachwerte flüchteten. Immerhin schloss das Jahr 1939 für Porst mit einem Umsatz von über acht Millionen.
Und dann war der Krieg da, der Krieg, der sich vorläufig nur in Polen oder Norwegen abzuspielen schien, der Krieg, der nur aus Bomben bestand, die auf Rotterdam und Coventry und London fielen, bis sie dann eines Tages auch auf Nürnberg herunterprasselten, und – es war erst fünf Tage her – auf das Photo-Porst-Haus in der Veilhof Strasse.

Am fünften Tag findet Porst, was er gesucht hat. Unter Schutt und Asche begraben, liegen die Stahlkästen, die Frau Kissling in den Keller geschafft hatte. Die Kästen, die 130‘000 Adressen enthalten, die Adressen der Kunden von Photo-Porst, übrigens auch die Konten dieser Kunden, die noch nicht alle beglichen sind.
Porst wischt sich den Schweiss von der Stirn. Zum erstenmal seit jener Brandnacht lächelt er wieder: «Nehmt mir alles», sagt er schliesslich, «lasst mir nur mein Betriebskapital – das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Tausende, die ich einmal gut bedient habe.»

Und nun kann es wieder losgehen.
Porst richtet in einem Kellerraum in der Poppenreutherstrasse eine Dunkelkammer ein, und vierzehn Tage nach dem Brand eröffnet er wieder sein Geschäft. Das Geschäft besteht freilich im Augenblick nur darin, dass er Filme, die ihm Soldaten von der Front schicken, entwickelt und vergrössert.

Aber noch hat Hanns Porst den Kelch nicht bis zur Neige geleert. Aus Berlin erreicht ihn die Nachricht, sein Sohn Hannsheinz sei vermisst. Verbissen arbeitet er weiter. Er weigert sich einfach, daran zu glauben, dass çr seinen einzigen Sohn verloren haben soll.

Wenige Tage später fällt eine schwere Bombe auf das Haus, in dessen Keller er seinen Notbetrieb eingerichtet hat. Er und seine Frauen sind verschüttet. Sechs Stunden müssen sie graben, bis der Weg ins Freie gebahnt ist. Die letzten zwei Stunden arbeitet er allein, die Frauen sind ohnmächtig geworden. Als er ans Tageslicht kommt, ist er so arm wie noch nie. Sämtliche Dunkelkammergeräte sind durch den Luftdruck unbrauchbar geworden.
Zurück in die Veilhofstrasse. Vielleicht, dass er sich doch wieder in seinem Arbeitszimmer einrichten kann? Er ist gerade dabei, die Reste des verbrannten Mobiliars aus dem Fenster zu werfen, da erreicht ihn eine neue Nachricht aus Berlin. Sein Sohn ist gefunden; ist schwer verwundet, wird aber durchkommen. Freilich, ein Auge hat er verloren. Porst legt das Werkzeug aus der Hand, sagt: «Ich will allein sein!»
Eine halbe Stunde später steht er an der Tür, ruft: «Frau Ki!»
Die treue Mitarbeiterin kommt. Porst sagt: «Wir müssten wohl ein Notdach zimmern. Es liegen ja genug Bretter herum. Es geht nicht, dass es hereinschneit und hereinregnet!»
Frau Ki wartet, ob noch etwas kommt. Porst sieht zum Fenster hinaus. «Es gibt wohl Schlimmeres, als ein Auge zu verlieren, nicht wahr?» Und, nach einer kurzen Pause: «Lieber wäre es mir schon gewesen, ich hätte das Auge verloren. Ich kann mit einem Auge immer noch mehr sehen, als mir lieb ist. . .»

16. April 1945. Die Amerikaner fahren mit ihren Panzern und Jeeps in Nürnberg ein. Hanns Porst steht vor seiner Ruine in der Veilhofstrasse und lässt die endlose Kolonne Revue passieren. Am Nachmittag kehrt er nach Rückersdorf zurück. Eine halbe Stunde später wird er vor einen hohen amerikanischen Offizier zitiert, der ihn zum Bürgermeister von Rückersdorf ernennt.
Nun hat Porst erst einmal Arbeit. Er kniet sich hinein. Rückersdorf ist die erste Gemeinde in weitem Umkreis, die wieder Wasser und Strom bekommt. Auch die Lebensmittelzufuhr ist bald organisiert. Porst ist eben der geborene Organisator.
Die Amerikaner sind zufrieden mit ihm, sie sind ausgesprochen freundlich zu ihm. Plötzlich sind sie ausgesprochen unfreundlich zu ihm. Der Wirtschaftsoffizier von Nürnberg erklärt, Porst dürfe das Grundstück des Photo-Porst-Hauses in der Veilhofstrasse nicht mehr betreten. Am gleichen Tag wird auch das Haus in Rückers-

dorf beschlagnahmt. Porst zieht mit Frau und Tochter in die Mansarde eines Bauernhauses. Die Betten sind wie in Kasernen übereinander angebracht. Das alles nimmt er nicht weiter tragisch. Das wird schon wieder in Ordnung kommen, denkt er. Und entwirft Pläne, wie er späterhin seinen Betrieb umorganisieren könnte. Inzwischen hat man von ihm – wie von allen anderen – verlangt, dass er einen Fragebogen ausfüllt. Und der Wirtschaftsoffizier hat ausserdem von ihm eine Vermögensaufstellung verlangt. «Abzuliefern innerhalb von vierundzwanzig Stunden!»
Ein Unding. Porst brauchte Wochen, soll eine solche Aufstellung einigermassen korrekt ausfallen. Wieviel ist denn der Porst-Betrieb jetzt wert? Welche Aussenstände darf er einsetzen, welche nicht? Was sind die Grundstücke wert, die er besitzt, die Häuser und die Häuser-Ruinen und die Villa, die beschlagnahmt ist?
Anfang 1946 wird Hanns Porst verhaftet. Es wird behauptet, er habe unrichtige Angaben über sein Vermögen gemacht. Es wird behauptet, er habe noch über Vermögenswerte verfügt, nachdem der amerikanische Wirtschaftsoffizier ihm das Betreten seines Geschäftes verboten hatte. Es wird weiterhin behauptet, er habe seinen Fragebogen gefälscht. Er hat zum Beispiel geschrieben, er sei von den Nationalsozialisten eingesperrt worden. Kann er das beweisen?

«Wie kann ich das beweisen, wo doch alle Unterlagen verbrannt sind?» fragt Porst zurück.
Urteil: Drei Jahre Gefängnis, abzusitzen in Bayreuth.
Da sitzt er nun in seiner Zelle und denkt darüber nach, ob es vielleicht besser gewesen wäre, wenn er nicht aufgeschrieben hätte, wie die Nazis ihn behandelten. Aber gerade die Tatsache, dass er schon von der Gestapo verhaftet worden war, lässt ihn die jetzige Verhaftung leichter ertragen.
Er war übrigens nicht nur einmal, er war dreimal verhaftet worden. Das erstemal hatte er 1940 acht Wochen gesessen, dann hatte man ihn mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns entlassen. 1941 war er wieder verhaftet worden, 1943 noch einmal. Die letzten beiden Male wegen Landesverrats. Das war recht ernst – aber Porst hatte seine Beziehungen. Er kam beide Male mit einem blauen Auge davon.
Nein, er nimmt das Bayreuther Gefängnis nicht sehr tragisch. «Gitter am Fenster – das ist doch nicht so schlimm!» sagt er. «In meinem Landhaus hatte ich auch Gitter! Und verschlossene Türen? Sie waren ja nicht immer verschlossen!» Er findet das Los eines Gefangenen nicht halb so schlimm wie das eines Gefängniswärters. «Der sitzt lebenslänglich. Ein Gefangener kommt schliesslich mal raus!»

Den Amerikanern ist er durchaus nicht böse, dass sie ihn eingesperrt haben. «Wer weiss, was ich in dieser turbulenten Zeit angestellt hätte, wenn ich in Freiheit geblieben wäre!» wird er später sagen.
Im Gefängnis darf er sich übrigens frei bewegen. Er ist der Bibliothekar und – wie könnte es anders sein? – der Photograph des Gefängnisses. Und die ganzen drei Jahre muss er auch nicht absitzen. Nach zwanzig Monaten kommt er wieder frei – ‚wegen guter Führung'.
In Nürnberg ist inzwischen das Leben weitergegangen. Im August 1945 hat AGFA in München die ersten Filme' und Photopapiere wieder hergestellt. Porsts ehemaliger Abteilungsleiter Wulf, von den Amerikanern zum Treuhänder eingesetzt, ist per Eisenbahn nach München gefahren und mit zwei Handkoffern voll Rohmaterial zurückgekommen. Inzwischen sind auch zwei Kamera-Mechaniker aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt.
Kunden, die ihre Photoapparate über den Krieg gerettet haben, kommen, um sie nachsehen oder reparieren zu lassen. Auch amerikanische Soldaten erscheinen und bringen ihre Filme zum Entwickeln. Frau Kissling leitet mit Wulf zusammen das Geschäft. Noch ist alles recht primitiv. Nur einige wenige Räume der Ruine sind wieder so weit hergerichtet, dass man dort arbeiten oder Kunden empfangen kann.
Und einige Räume sind inzwischen anderweitig besetzt worden. Es sitzen dort Firmen, die sich über Nacht etabliert haben und von denen es bald durchsickert, dass sie viel Geld machen – auf dem Schwarzen Markt; jedenfalls mehr Geld, als die Firma Photo-Porst.

Inhaber dieser vielleicht mysteriösen Firmen, die selbst ein wenig dunkle Existenzen sind, haben nach Porsts Verhaftung und Verurteilung der Überzeugung Ausdruck verliehen, Porst sei für immer erledigt und werde nie wieder erscheinen. Ja, einige haben sogar in Nürnberg verbreitet, Porst sei bereits im Gefängnis gestorben. Das ist umso leichter, als noch niemand in Nürnberg weiss, dass Porst aus dem Gefängnis entlassen worden ist. Denn er sitzt in dem Mansardenzimmer in Rückersdorf, und der Treuhänder Wulf kommt jeden Tag herausgeradelt, um sich Direktiven von seinem Chef geben zu lassen – natürlich, ohne dass Dritte etwas davon wissen dürfen.
Eines Abends sagt Porst zu Wulf: «Wir haben doch damals unsere Kundenkarteien wiedergefunden. Da waren noch viele Konten offen!»
«Glauben Sie etwa, dass die Kunden heute noch zahlen würden?» fragt Wulf.

«Wir können es ja mal versuchen.»
In den nächsten Wochen und Monaten gehen viele tausend Briefe heraus. Es zeigt sich, dass Porsts Vertrauen in seine Kundschaft gerechtfertigt war. Achtundneunzig Prozent der Mahnbriefe werden mit Einsendung des geschuldeten Betrages beantwortet. Gewiss, das Geld ist um diese Zeit nicht annähernd so viel wert wie damals, als gute Ware dafür geliefert wurde. Aber die Zahlungen sind mehr oder weniger freiwillig.
Viel wichtiger: Hannsheinz Porst kehrt aus der Gefangenschaft zurück und wird Prokurist in dem Betrieb seines Vaters, den dieser noch immer nicht betreten darf. Und das Erste, was der junge Mann tut, ist, dass er einen ausgebrannten Büroraum einigermassen herrichten lässt; und eines Tages, besser eines Nachts, zieht Hanns Porst mit seiner Frau dort ein. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn die Fiktion aufrechterhalten wird, dass dieser Raum nicht zur Firma gehört. Also wird beschlossen, dass der Bereich der Firma erst auf der anderen Seite des Korridors beginnt.
Vermutlich wissen die Amerikaner, was vorgeht und wollen es nur nicht wissen. Jedenfalls protestieren sie nicht dagegen, dass Porst wieder im eigenen Hause sitzt und von seinem Zimmer auf der anderen Seite des Korridors seine Firma leitet.
Porst könnte es ertragen, jahrelang auf diese anonyme, fast konspirative Art sein eigenes Geschäft zu führen. Aber als er erfährt, dass man sich in Nürnberg erzählt, er lebe gar nicht mehr, reisst ihm die Geduld. Nein, das nicht! Die Leute sollen ihn nicht für tot halten! Er verlässt seinen Schlupfwinkel, eilt in die Stadt, durchwandert Nürnberg, wo ihn jeder kennt. Jeder soll sehen, dass er lebt! Aber hat jeder ihn gesehen? Sicher ist sicher: zwei Tage später prangt in allen elektrischen Strassenbahnen Nürnbergs ein Schild mit den Worten: ‚Photo-Porst lebt!'

Juni 1948. Währungsreform. An diesem Tag hat die Firma Porst vierzehn Angestellte. Die ersten Kameras erscheinen auf dem Markt. Es ist nicht schwer, sie zu verkaufen. Es ist die leichteste Sache der Welt. Die Firma könnte das Fünffache, das Zehnfache von dem verkaufen, was sie einkaufen kann. Aber das bleibt nicht so. Es kommen mehr Kameras auf den Markt, jeden Tag mehr. Es wird wieder Geld verdient.
Schliesslich kommt Hanns Porst vor die Spruchkammer, und er wird ‚entlastet'. Er darf – jetzt offiziell – die Zügel seines Betriebes wieder in die Hand nehmen. Noch ist es ein kleiner Betrieb. Die Firma hat nur vierzehn Angestellte oder Mitarbeiter, wie Porst sie nennt. Er selbst ist nicht viel weiter, als vor dreissig

Jahren, da er zum erstenmal begann. Er ist ein bisschen älter geworden, aber dafür viel, viel weiser.

In den Jahren vor der Währungsreform haben die meisten Photoläden Nürnbergs ihr Geschäft hauptsächlich mit den amerikanischen Soldaten gemacht, die gut zahlen konnten, die vor allen Dingen mit Zigaretten zahlen konnten. Porst hat seinem Sohn, Herrn Wulf und Frau Ki immer wieder eingeschärft: «Ich habe nichts gegen die amerikanischen Soldaten. Aber unsere wirklichen Kunden sind die deutschen Photoamateure. Die bleiben nämlich auch, wenn die Amerikaner wieder fort sind.»
Jetzt, da die Deutschen wieder kaufen und zahlen können, erweist sich, wie weitblickend Porst war. Auch die gewaltige Konjunktur im Photogeschäft, die jetzt einsetzt, hat er vorausgesehen. Die hätte übrigens jeder prophezeien können. Denn im Krieg wurden nur verhältnismässig wenig Apparate fabriziert und nach dem Krieg überhaupt keine. Und Hunderttausende lagen unter den Trümmern.
Also Konjunktur. Die Photogeschäfte konnten verkaufen, was sie an Ware hereinbekamen und zehnmal mehr. Und die Photohändler sagten sich, unter solchen Umständen sei jede D-Mark, die sie für Reklame ausgeben, heraus geworfenes Geld. Hanns Porst aber dachte anders. Hanns Porst steckte – im Gegenteil – alles Geld, das er einnahm, in die Werbung. Es konnte ja auch einmal anders kommen...
Bei ihm kam es – vielleicht deshalb – nicht anders. Der Umsatz bei Photo-Porst kletterte immer höher. Laut Karteikarten besass er schliesslich 278‘000 Kunden.
278‘000 Kunden, von denen Porst und seine Mitarbeiter nur einige wenige persönlich kennengelernt haben. 278‘000 Kunden, denen man Apparate und Zubehör, Filme und Stative geliefert hat, obwohl sie nur einen Bruchteil des Kaufpreises anzahlen konnten. Kunden, die – niemand weiss, wann – sich zum Kauf entschlossen, vielleicht eines Sonntags, vielleicht eines Abends, die sich zum Kauf entschlossen, obwohl ihre Frauen oder ihre Eltern dagegen waren – oder weil ihre Schwiegermütter dagegen waren.
Wer weiss?
Man sollte glauben, dass eine Unmenge Formalitäten nötig sind, bevor ein Verkauf getätigt werden kann. Aber nur wenige genügen. Wenn einer eine Stellung hat oder über ein festes Einkommen verfügt, wird ihm – oder ihr – sogleich nach Erlegung von zwanzig Prozent des Kaufpreises ein unter Umständen sehr wertvoller Apparat geliefert. Der Rest ist in zehn Monatsraten zu bezahlen.

Hier einige Geschäftsgeheimnisse: Angestellte bekommen keine Sonderwerbungen nach dem 25. eines Monats zugesandt. Porst hat festgestellt, dass Angestellte nach dem 25. meist kein Geld mehr haben. Arbeiter erhalten in der Woche nach dem Ersten niemals einen Prospekt, den sie nicht extra angefordert haben. Arbeiter zahlen am Ersten die Miete. Wenn es längere Zeit regnet oder Nebel herrscht, gehen keine Werbungen für Photo-Porst heraus: bei schlechtem Wetter will oder kann niemand photographieren. Der Wetterbericht spielt im Porst-Betrieb eine entscheidende Rolle.

Jede Bestellung – und mehr als neunzig Prozent der Bestellungen sind Teilzahlungsgeschäfte – geht durch den Filter von zehn Verkaufsleitern, die im Laufe der Jahre geradezu hellseherische Fähigkeiten entwickelt haben. Hanns Porst selber ist allerdings der Ansicht, dass man durchaus kein Hellseher sein muss, um zu wissen, ob ein Kunde in Ordnung oder ‚faul' ist, und seine Mitarbeiter müssen selten genug auf Experten der Graphologie zurückgreifen, die auf Grund der Handschrift des Antragstellers zu wissen glauben, ob er pünktlich zahlen wird oder ob Porst auf sein Geld wird warten müssen.

Wenn nun nicht gezahlt wird? Das Merkwürdige, das Erstaunliche: dass in einer Zeit, in der die Moral so gesunken ist, eigentlich immer gezahlt wird, dass die spezielle Kreditmoral durchaus nicht so gesunken ist, dass ernstliche Ausfälle entstehen.

Für Freude bezahlen die Menschen eben gern. Hanns Porst hat allen Grund, zufrieden zu sein. Er ist mehr als zufrieden. Er ist glücklich. Wenn man Hanns Porst heute trifft, würde man ihm kaum ansehen, wieviel er vor zehn Jahren durchgemacht hat, und dass es noch gar nicht so lange her ist, dass er ganz unten war. Er ist ein kleiner, rundlicher Herr, trägt stets eine Blume im Knopfloch, ist immer gut gelaunt, lächelt fast immer – nicht das stereotype Lächeln eines Verkäufers, sondern das Lächeln eines Glücklichen, der sich am Leben freut, und der es gern sähe, wenn auch die anderen Freude am Leben hätten. Denn Hanns Porst ist vor allem Optimist.

Er isst gern und trinkt gern und tut beides ausgiebig. Er unterhält sich mit seinen Angestellten, pardon – Mitarbeitern, als wäre er einer von ihnen, und er ist auch einer von ihnen. Er spricht Nürnberger Dialekt, als wäre er niemals aus der Stadt herausgekommen.

Er ist glücklich, weil er arbeiten darf. Er sitzt wieder in seinem Arbeitszimmer, jenem einzigen Raum, der bei dem grossen Brand von 1944 übrigblieb. Die Madonna, die leider nicht von Riemenschneider ist, steht auch wieder an ihrem alten Platz.

Porst kümmert sich um alles. Typisch ein kleines Schild in der Anmeldung: «Lieber Herr Vertreter! Wenn sich innerhalb fünf Minuten niemand um Ihre Wünsche kümmert, wählen Sie die Nummer 00 (Hanns Porst). Er sorgt dann sofort für Sie!» Aber es kommt selten vor, dass die Nummer 00 gewählt werden muss.

Denn Porst hat schliesslich genug Angestellte, pardon – Mitarbeiter. Am Tage der Währungsreform waren es noch vierzehn, Ende 1949 waren es zehnmal so viel, ein Jahr später hatte sich ihre Zahl gegen das Vorjahr verdoppelt, Ende 1953 überschritt ihre Zahl bereits tausend.

Tausend Mitarbeiter, die Porst übrigens fast alle beim Namen kennt, meist sogar beim Vornamen. Denn er steckt ständig irgendwo im Betrieb, sieht, ob alles so läuft, wie es laufen soll.

Es soll alles sehr schnell ablaufen. Porst verlangt von seinen Leuten Tempo. Er hat, um nur ein Beispiel zu geben, angeordnet, dass alle auf seine Kosten Einheitsstenographie erlernen; auf diese Weise braucht niemand niemandem mehr zu diktieren, jeder stenographiert seine eigenen Briefe, Anweisungen, Ausführungen; irgendeine Sekretärin tippt sie dann ab. Oder Porst lässt seinen sämtlichen Mitarbeitern nach der Mittagspause eine Tasse starken Kaffee überreichen – umsonst. Es ist schliesslich nur im Interesse der Firma, dass die Leute kein Verdauungsschläfchen halten.

Ständig zerbricht sich Porst den Kopf darüber, wie die Arbeit noch rationeller zu erledigen sei. Wenn in einer Abteilung etwas nicht so gut geht, wie er es sich vorgestellt hat, erhält die Abteilung plötzlich Zuwachs: Porst selbst erscheint, zieht sich die Jacke aus, krempelt die Hemdsärmel hoch. Und schon nach ein paar Stunden weiss er, wo der Fehler liegt, warum es nicht schneller gegangen ist, was geändert werden muss.

Oft trägt sich Porst wochenlang mit einer Idee, bevor er sie formulieren oder in die Wirklichkeit umsetzen kann. Oft redet er über diese Dinge mit einem Mitarbeiter oder mit vielen Mitarbeitern, erredet die Idee gewissermassen. Und plötzlich ist ihm alles klar und selbstverständlich: das neue Arbeitsschema oder der Trick, den man anwenden muss, der neue Dreh. Er schüttelt den Kopf: eigentlich hätte er das schon immer wissen müssen! Das lag ja auf der Hand! Das war das Ei des Kolumbus! Er wundert sich über sich selbst, dass er die Lösung zu seinem Problem nicht schon längst gefunden hat. Das mag mitten in der Nacht geschehen. Trotzdem ruft er einen seiner Mitarbeiter an, um ihm die Lösung des Problems mitzuteilen, und es kommt vor, dass er dann noch stundenlang weiterspricht. Denn beim Sprechen kommen ihm neue Ideen, die er mit einem der Mitarbeiter besprechen muss. Dass der andere schlafen will, kommt ihm wohl kaum in den Sinn.

Die Umsätze, die Hanns Porst seit der Währungsreform erzielt hat, beweisen die Richtigkeit seines Systems. Oder besser: dass es richtig ist, zumindest für ihn, Hanns Porst, kein System zu haben, sondern seinen Einfällen nachzugehen.
Im Jahre 1949 setzte er 2,8 Millionen um. Im Jahre 1950: 9 Millionen, 1951: 14,5 Millionen, 1952: 21 Millionen, 1953: 35 Millionen, 1954 rund 40 Millionen. 1955 werden es wohl 42 Millionen sein.

Solche Umsätze hat Porst vor dem Krieg nie auch nur annähernd erzielt. Damals war er ein reicher Mann. Heute muss er also wohl ein sehr reicher Mann sein. Jedenfalls reicher, als er vor dem Krieg war. Und berühmter. 278'000 Kunden! Kein Wunder, dass die Firma Photo-Porst ein internationaler Begriff geworden ist, und nicht nur das. Man braucht bloss einen Brief irgendwo in Europa, irgendwo auf der Welt zu adressieren: ‚Der Welt grösstes Photo-Haus, Deutschland' oder ‚Photo-Deutschland'. Oder ‚Photo-Porst, Deutschlands So ein Brief kommt immer an.
Das Geheimnis dieses Erfolges? Das Geheimnis, dass einer, der nichts anderes verkauft als andere Photogeschäfte auch, doch so viel mehr verkauft, dass er heute zehn Prozent des gesamten Photogeschäfts der westdeutschen Bundesrepublik macht?
Es ist das Geheimnis des jungen Porst, der zum erstenmal in einer Dunkelkammer stand und das Wunder der Photographie kennenlernte. Es ist das Geheimnis des Zwanzigjährigen, der einen Photoladen eröffnete, in dem allenfalls drei oder vier Kunden Platz hatten. Es ist das Geheimnis des erfolgreichen Verkäufers Porst, der bald begriff, dass kein Laden gross genug sein würde, um allen denen Photo-Apparate zu verkaufen, denen er so gerne welche verkauft hätte. Es ist das Geheimnis Porsts, dass er gar nicht Photo-Apparate oder Stative oder Filme oder anderen Zubehör verkaufen wollte, sondern dass er andere so glücklich machen wollte, wie er selbst es war, wenn er photographierte, dass er andere an seiner Freude teilhaben lassen wollte.
Das Geheimnis Porsts, von ihm selbst formuliert: «Ich verkaufe keine Apparate. Ich verkaufe Freude.»

Ein bisschen Sehnsucht

Ein Hotel steht wieder auf

Die Halle des Bayerischen Hofes in München ist nicht irgendeine Hotelhalle; sie ist eine Art Schnittpunkt des europäischen Lebens. Zwanzig verschiedene Sprachen werden gesprochen: Englisch Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Türkisch, ja, Portugiesisch. .. ein ständiges Gedränge um den Stand des Portiers, um die Rezeption.

Eine ältere Dame will ein Zimmer, aber es soll ein ruhiges Zimmer sein. Aber das Zimmer soll nach der Strasse liegen, denn der Anblick des Hofes deprimiert sie. Nein, das Zimmer soll doch lieber nicht nach der Strasse liegen! Das Zimmer soll im vierten Stock liegen, dort, wo es ruhig ist. Vielleicht wäre es doch besser, wenn das Zimmer nicht so hoch läge. Der Lift könnte versagen. ..

Das Telephon klingelt. Ein Herr beschwert sich. Warum kommt das Zimmermädchen nicht? Er hat schon fünfmal geläutet. Nein, nicht das Zimmermädchen, sondern der Zimmerkellner soll kommen! Nein, der Gepäckträger soll kommen!

Der Portier wird bestürmt. Versteht er denn kein Schwedisch? Kein Holländisch? Kein Türkisch? Kein Japanisch? Kein Finnisch? Menschen im Hotel: Geschäftsreisende, Vergnügungsreisende oder solche, die einfach im Hotel leben, weil sie kein Heim mehr haben oder haben wollen.

Menschen im Hotel: Alles geschieht hier im Hotel. Man lernt sich kennen, und man scheidet. Man verlobt sich, man wird

verheiratet, man macht eine Hochzeitsreise, man feiert Silberhochzeit oder Scheidung oder eine neue Hochzeit oder . . . Menschen im Hotel: Ein ewiges Gedränge von denen, die sehen wollen und von denen, die gesehen werden wollen.

Um vierundzwanzig Uhr am 25. April 1944 wird die Stadt München bombardiert. Ein Bombenteppich fällt auch auf den ausgedehnten Komplex – fünftausend Quadratmeter – des Hotels Bayerischer Hof. Das Riesengebäude beginnt an verschiedenen Stellen zu brennen.

Ein Teil der Rückseite des Hotels an der schmalen Pranner Strasse ist übrigens schon einmal durch Sprengbomben zerstört worden. Aber der Sachschaden ist nicht allzu gross gewesen, gemessen an dem, was jetzt in die Brüche geht.
Auch diesmal scheint es, als sei noch manches zu retten. Einige beherzte Angestellte beginnen sofort mit den Löscharbeiten unter dem Kommando des alten Herrn Hermann Volkhardt, des einzigen Inhabers, der sich gerade im Hotel befindet. Aber die Bomben regnen weiter auf das Zentrum der Stadt. Acht Hotelangestellte müssen infolge von Verletzungen die Löscharbeiten einstellen. Drei von ihnen werden später ins Krankenhaus eingeliefert.
Die Nacht ist hell wie der Tag. Halb München scheint zu brennen. Es ist einer der schwersten Angriffe auf die ‚Hauptstadt der Bewegung', wie sie damals noch offiziell, sehr gegen den Willen der Majorität der Bevölkerung, heisst.
Der Bayerische Hof ist in dieser Nacht voll besetzt; mehr als siebenhundert Gäste müssen aus ihren Zimmern in den Keller flüchten. Sie alle kommen mit dem Schrecken davon. Aber als sie beim Morgengrauen aus dem Keller emportauchen, stellen sie fest, dass der Bayerische Hof noch immer brennt.
Vielleicht wäre selbst jetzt noch einiges zu retten. Vielleicht, wenn die vier Löschzüge, die nur ein paar hundert Meter entfernt im Hinterhof der Gauleitung stehen, eingesetzt werden dürften. Aber der Gauleiter Gieseler hat es verboten. Die Löschzüge bleiben für die Häuser der hohen Nazis reserviert.
Der Bayerische Hof brennt fast acht Tage. Dann, als die letzte Glut erloschen ist, sieht man nur noch Ruinen und Schutthaufen. Später werden von den siebenhundertacht Betten, deren sich das Hotel noch vor einer Woche rühmen konnte, drei gerettet; sie werden in drei Räume gebracht, die zwar ausgebrannt, aber deren Wände und Decken noch einigermassen erhalten sind. Es handelt sich um drei kleine Zimmer, wie sie früher den Chauffeuren oder den Dienern der Gäste zugewiesen wurden.

Der Zufall will es – aber das stellt sich erst später heraus –, dass in der gleichen Nacht weit, sehr weit entfernt von München, um genau zu sein: in Rumänien, die Kesselschlacht von Jassy, die acht Wochen gedauert hat, zu Ende geht. Unter den im Kessel von Jassy von der Roten Armee eingeschlossenen deutschen Soldaten, die gerade in dieser Nacht den entscheidenden, erfolgreichen Ausbruchsversuch machen, befindet sich auch der zwanzigjährige grosse, kräftige Falk Volkhardt, der Sohn Hermann Volkhardts, der künftige Erbe des Bayerischen Hofes. Seit Monaten haben die Eltern kaum mehr von ihm gehört, ahnen glücklicherweise nicht, wie aussichtslos seine Lage, wie unwahrscheinlich es war, dass sie ihn je wiedersehen würden. Er wiederum weiss nicht, dass im Augenblick seiner Rettung sein künftiges Erbe in Flammen aufgegangen ist.
Es wird ruhig um die Ruinen des Bayerischen Hofes. Drei treue Angestellte sind dem alten Herrn Volkhardt noch geblieben: der Chefportier Eduard Reiser, ein grosser hagerer Mann, der übrigens bis zum Beginn des ersten Weltkrieges sein eigenes kleines Hotel in Paris hatte; Frau Franziska Ettenhuber, die schlanke schwarzhaarige Privatsekretärin, und der alte Josef Kattenbeck, der dickliche, immer gemütliche Oberkellner. Sie krempeln die Ärmel hoch, schaffen verkohlte Balken fort, graben im Schutt, ob noch etwas zu finden sei, finden auch dieses oder jenes und bringen es in Sicherheit; sie legen die Küche frei, übrigens arbeiten sie vorläufig ohne Lohn.
Sie können nicht retten, was die Bomben vom 25. April zerstört haben. Aber auch die Bomben, die in den nächsten Wochen und Monaten in dieser Gegend herunterfallen, können keinen weiteren Schaden anrichten. Sie treffen nur noch rauchgeschwärzte Ruinen.

Ein Hotel ist abgebrannt. Hermann Volkhardt will es nicht zur Kenntnis nehmen. «Wir bauen es schöner wieder auf», erklärt er erbittert. Aber es sieht im Augenblick nicht so aus, als ob dies je möglich sei. Fast müsste man ihm raten, sich damit abzufinden, dass sein Lebenswerk zerstört ist. Sein Lebenswerk allein? Nein, auch das Lebenswerk seines Vaters. Gut, dass der Vater das nicht mehr erlebt hat. Der Grossvater hat nicht einmal mehr den ersten Weltkrieg erlebt. Er ist noch in der guten alten Zeit gestorben.

Die gute alte Zeit, das war die grosse Zeit des Hotels Bayerischer Hof. Das war die Zeit, in der Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Grossfürsten und Kardinäle dort ein und aus gingen; da die amerikanischen Ölmillionäre sich mit südafrikanischen Brillantenmillionären im Bayerischen Hof trafen; da man den

alten Henry Ford und den Zaren Ferdinand von Bulgarien dort sah, die Königin Marie von Rumänien und den Khan von Kalat, den Herrn über 70 Millionen.
Das war die Zeit, da der Konzertsaal und der Marmorsaal, der Teesaal, der Richard-Wagner-Saal und der Spiegelsaal allabendlich gefüllt waren, da die Herren Frack und Smoking anlegten, die Damen in grossen Décolletés zum Diner erschienen.
Es hiess damals – oder es kann auch ein wenig später gewesen sein – der Bayerische Hof in München sei das grösste deutsche Hotel. Das erbitterte den Besitzer des Hotels Excelsior in Berlin, der sich etwas darauf zugute tat, dass sein Hotel das grösste Deutschlands sei. Der alte Volkhardt schrieb dem Berliner Konkurrenten, er überlasse dem Excelsior gern die Ehre, grösser zu sein als der Bayerische Hof. Ihm komme es nur darauf an, eines der besten Hotels Deutschlands zu besitzen.
Aber in Berlin wollte man es genau wissen, man drang auf gerichtliche Feststellung, und das Gericht stellte zum Entsetzen des Excelsior-Besitzers fest, dass der Bayerische Hof grösser sei als das Excelsior. Aber der alte Hermann Volkhardt lachte nur und dachte nicht daran, von dieser gerichtlichen Feststellung propagandistischen Gebrauch zu machen.
Der alte Hermann Volkhardt war schon die zweite Hotel-Generation. Sein Vater, der ebenfalls Hermann hiess, ein mittelgrosser, untersetzter Mann mit weissem Schnurrbart, der dem Grafen Zeppelin ähnlich sah und oft mit ihm verwechselt wurde, war sozusagen der Begründer der Dynastie Volkhardt, der Hoteldynastie, um es genau zu sagen. Denn die Volkhardts konnten sich rühmen, eine sehr alte Familie zu sein. Sie stammten aus Amorbach im Odenwald und bildeten in ihrer Art auch eine Dynastie, eine Dynastie von Druckern nämlich, und zwar seit dem Jahre 1600. Wie sein Vater und Grossvater sollte auch Hermann Volkhardt Drucker werden. Aber dafür konnte er sich nicht interessieren. Ihn interessierten – Süssigkeiten; und zwar in solchem Masse, dass er beschloss, Konditor zu werden. Da sein Vater nichts davon wissen wollte, brannte er durch.
Er trat als Lehrling in die bekannte Nürnberger Lebkuchenfabrik Haeberlein-Metzger ein und kam rasch voran. Aber den Vater konnte das nicht besänftigen. Er sah es als Schmach und Schande an, dass sein Sohn nicht Drucker wurde, und selbst als dieser im Hamburger Krankenhaus an Flecktyphus auf den Tod daniederlag, weigerte er sich, ihm Geld zu schicken. Er hätte keinen Sohn mehr, erklärte er.
Der Sohn starb nicht, kam in seinem Fach voran, wurde Geschäftsführer der Theatiner-Konditorei in München und kaufte sich

bald darauf eine eigene Konditorei am Stachus. Der ist, wie jedermann weiss, heute einer der verkehrsreichsten Plätze Europas. Damals warnte ein Freund den angehenden Konditor: «Du bist verrückt, dass du so weit aus der Stadt herausziehst! Kein Mensch wird in die Konditorei kommen!»

Die Gäste kamen. Mehr Gäste kamen noch in das von Hermann Volkhardt später erworbene und modernisierte Café Royal. Er war der erste, der in einem Café in München elektrische Beleuchtung einführte. Wieder warnte der besorgte Freund: «Am elektrischen Licht wirst du pleite gehen!» Hermann Volkhardt machte nicht bankrott. Im Gegenteil. Die Leute kamen und bewunderten das elektrische Licht; es kamen sogar Cafétiers aus Paris, um sich die Sensation anzusehen.

Das Sensationellste an der Sache war, dass das Licht wirklich funktionierte. Das hatte damit zu tun, dass Hermann Volkhardt nicht nur Konditor war, sondern auch verstand, die komplizierten elektrischen Apparate zu bedienen.

Hermann Volkhardt hatte eine glückliche Hand. Das Café Royal brachte ihm ein Vermögen ein, er erwarb das Hotel Augsburger Hof, baute es um, nannte es Kaiserhof und verdiente auch damit viel Geld. Er war auch in seinem Privatleben glücklich. Er liebte seine junge, schöne Frau. Aber als diese ganz plötzlich, siebenunddreissig Jahre alt, starb, nachdem sie ihm neun Kinder geschenkt hatte, verlor er vorübergehend jedes Interesse am Leben. Selbst die Geschäfte interessierten ihn nicht mehr. Er verkaufte den Kaiserhof, er wurde schweigsam, schwierig, eigenbrötlerisch.

Aber er war wohl ein zu aktiver Mensch, als dass er es lange ertragen hätte, nichts zu tun. Er hielt es genau ein Jahr als Privatier aus. Dann kaufte er den Bayerischen Hof.

Der Bayerische Hof war um diese Zeit – 1897 – schon mehr als fünfzig Jahre alt. König Ludwig I. war es gewesen, der die Anregung zu seinem Bau gegeben hatte. Er meinte, München brauche ein erstklassiges Hotel, wenn es, wie er hoffte, ein Zentrum der Kunst und des Fremdenverkehrs würde. Was der König brauchte, war eine Badewanne. Im Schloss gab es nämlich keine. Und in der Tat liess es sich der erste Besitzer des Hotels Bayerischer Hof, Hofrat Maffei, zur Ehre gereichen, den König alle vierzehn Tage zu einem Bad in sein Hotel einzuladen.

Der Bayerische Hof wechselte achtmal seinen Besitzer, bevor er in die Hände Hermann Volkhardts senior kam. München war inzwischen eine Kunststadt ersten Ranges geworden und auch eine Fremdenstadt, aber keiner der Männer, die den Bayerischen Hof leiteten, vermochte es, gegen das sich ständig steigernde Defizit erfolgreich anzukämpfen. Als Volkhardt den Bayerischen Hof er-

warb – die Kaufsumme war ungefähr zwei Millionen –, warnte der pessimistische Freund zum dritten und letzten Mal: diesmal würde er es nicht schaffen! Am Bayerischen Hof würde er sich die Zähne ausbeissen.
Volkhardt biss sie sich nicht aus, obwohl es mehr als einmal so aussah. Weit entfernt davon, den Hotelbetrieb zu rationalisieren, steckte er erst noch einmal viel Geld in ihn hinein. Da München eine Kunststadt war, sollte das Hotel künstlerisch ausgestattet werden. Hermann Volkhardt kaufte wertvolle Bilder und antike Möbel auf Auktionen. Auch fand Hermann Volkhardt, dass das Menü für drei Mark nicht reichhaltig genug sei. Es hatte nur acht Gänge. Er fügte einen neunten ein. Wie er später oft schmunzelnd erzählte, gab es einen Gast, der das Drei-Mark-Menü mit den neun Gängen oft zweimal von Anfang bis Ende durchass. Damals hatte man noch nicht Angst, zu dick zu werden. Es waren eben heroische Zeiten.
Volkhardt kalkulierte: im Sommer konnte er auf den Reiseverkehr rechnen. Die nach Italien, der Schweiz und nach Oberbayern durchfahrenden Engländer, Amerikaner, Skandinavier und Norddeutschen würden das Hotel füllen, weil viel geboten wurde. Aber im Winter? Im Winter gab es um jene Zeit zu wenig Reisende. Wintersport war noch etwas völlig Unbekanntes. Immerhin, der Bayerische Hof hatte einen Gast, der jeden Winter kam. Das war die Kaiserin Elisabeth von Österreich, die drei Etagen belegte und dafür die Kleinigkeit von sechzigtausend Mark pro Monat bezahlte. Volkhardt hatte das einkalkuliert, als er das Hotel kaufte.
Ein paar Wochen, nachdem er es übernommen hatte, kam er schreckensbleich nach Hause. Kaiserin Elisabeth von Österreich war auf dem Quai von Genf, als sie gerade ein Schiff besteigen wollte, von dem Anarchisten Luccheni mit einer Feile erstochen worden. Ganz Europa war bestürzt, ganz Europa begriff, dass sich hier eine grausame Tragödie abgespielt hatte. Für Volkhardt kam hinzu, dass er, und gerade in den Wintermonaten, in denen das Hotel leer stand, nun sechzigtausend Mark pro Monat abschreiben musste. Ein harter Schlag.
Aber er liess sich nicht entmutigen. Er baute aus. Er steckte mehr als eine Million in den Umbau. Er tat alles, um sein Hotel in ein Schmuckkästchen zu verwandeln. Er wetteiferte mit dem Schweizer Hotelgenie César Ritz in dem Bestreben, es seinen Kunden behaglich zu machen.
Aber während Ritz alles selbst in der Hand behalten wollte, während er von Paris nach London, von London nach Luzern, von Luzern nach Baden-Baden raste, um seine verschiedenen Hotelpaläste zu leiten und sich so aufrieb und in noch verhältnismässig

jungen Jahren zusammenbrach und sein Leben in geistiger Umnachtung beendete, war Volkhardt ein Mann, der sehr wohl begriff, dass selbst ein einzelner Betrieb wie der Bayerische Hof nicht von einem Mann allein geleitet werden konnte. Nun, drei seiner Söhne würden ihn später ablösen. 1896 trat sein ältester Sohn Ernst mit einundzwanzig Jahren bereits in das Geschäft ein. 1898 sein zweiter Sohn Hermann, damals zweiundzwanzig Jahre und 1903 der dritte, Wilhelm, einundzwanzig Jahre alt.

1903 hatte der alte Hermann Volkhardt noch das Grundstück neben dem Bayerischen Hof erworben, so dass das Hotel nun über zweihundertfünfzig Betten verfügte, eine ungewöhnliche Zahl für die damalige Zeit. Im gleichen Jahr wurden in München die Richard-Wagner-Festspiele eröffnet, eine Art Konkurrenz zu Bayreuth. Sie steigerten den Fremdenverkehr gewaltig, brachten insbesondere auch mehr Gäste aus dem Ausland.

Die drei Söhne des alten Volkhardt waren sehr verschieden in ihren Interessen und in ihren Talenten. Ernst war der Mann der technischen Neuerungen, Hermann der Organisator, Wilhelm der Verwalter und der Bankier. Der Vater konnte sich glücklich schätzen, umso mehr, als er kurz vor seinem Tod auch noch das soeben erbaute Regina-Palast-Hotel übernommen hatte. Es war eines der ersten Hotels der Welt, in dem alle Zimmer über Privatbäder verfügten. Es sollte das Luxushotel Deutschlands schlechthin werden und wurde es auch. Es sollte im Gegensatz zum Bayerischen Hof, der sehr exklusiv und konservativ geführt wurde, international und mondän sein.

Vater Volkhardt starb am Weihnachtsabend 1910. Er hinterliess in seinem Testament ausserordentlich interessante ‚Hausgesetze', nach denen sich die Söhne und deren Erben richten sollten. Unter anderem verlangte er – er hatte es übrigens schon zu seinen Lebzeiten getan –, dass die Söhne ausserhalb des Hotels Wohnung nehmen sollten. Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass man ein Hotel besser leiten könne, wenn man auch eine gewisse räumliche Distanz zu ihm hatte.

Ein anderes der Hausgesetze schrieb vor, dass niemals mehr als zwei Familienmitglieder das gleiche Verkehrsmittel benutzen durften. Es war nämlich einmal vorgekommen, dass ein Auto, in dem er mit seinen drei Söhnen sass, in einen Graben gefahren und umgestürzt war. Zwar ging es mit einigen Hautabschürfungen ab, doch es hätte auch sein können, dass alle tot gewesen wären. Und was würde dann aus dem Bayerischen Hof geworden sein?

Als der erste Weltkrieg beginnt, verfügt der Bayerische Hof bereits über siebenhundertacht Betten. Und die Gesellschaft, die den Bayerischen Hof und das Regina-Palast-Hotel führt, zahlt sechs

Prozent Dividende. Dann beginnt die Krise. Rückblickend sagen die Volkhardts, dass nach den Schüssen von Sarajewo kaum wieder ganz normale Zeiten für den Hotelbetrieb gekommen sind. Zuerst bleiben die Fremden fort. Dann wird es immer schwieriger, die Hotelgäste zu verpflegen und die Wäsche, die Teppiche, das Geschirr zu ersetzen.

Gegen Ende des Krieges zieht ein Armeekommando ins Hotel ein. Und als nach der Revolution von 1918 vorübergehend eine Räteregierung in München ausgerufen wird, will diese Räteregierung, die aus Kommunisten und unabhängigen Sozialdemokraten besteht, ausgerechnet im Bayerischen Hof ihr Quartier nehmen. Das spielt sich so ab: Einige Mitglieder der Räteregierung erscheinen und erklären: «Der Bayerische Hof ist beschlagnahmt!» Hermann Volkhardt schüttelt den Kopf: «Die Zimmer vermiete ich.» Darauf wird er mit einem Revolver bedroht. Er bleibt ganz ruhig. «Gegen Gewalt bin ich machtlos, aber was Sie tun, geht wider das Recht.»

Die revolutionäre Räteregierung ist nicht so revolutionär, wie sie sich gibt, sie zieht sich aus dem Bayerischen Hof zurück. Es geht in den nächsten Wochen in München drunter und drüber. Die Räteregierung wird nach vielem Blutvergiessen abgesetzt, vorübergehend treiben die nationalistischen Freikorps ihr Unwesen, der politische Mord ist an der Tagesordnung.

Die Inflation kommt mit ihren täglich sich steigernden Preisen für Lebensmittel, für jede Serviette, schliesslich auch für Strom und Telephon. An der Rezeption des Bayerischen Hofes wird eine Tafel augehängt – der sogenannte Multiplikator. Niemand weiss mehr, was ein Zimmer kostet, bevor er festgestellt hat, wie der Dollar steht, mit welcher Zahl also der Grundpreis multipliziert werden muss. Was hilft es? Bevor das einkassierte Geld auf die Bank getragen worden ist, ist es schon wieder entwertet.

Das ist eine schwere Zeit für den Bayerischen Hof, obwohl er von Fremden überfüllt ist, die mit ein paar Dollar in der Tasche wie die Millionäre leben können.

1924 wird die Mark wieder stabil. Es gibt einige halbwegs normale Jahre für die Hoteliers, auch für die Volkhardts. Und dann kommt Hitler.

Fast augenblicklich gibt es Ärger. Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei hat nämlich die grandiose Idee, den Bayerischen Hof zu kaufen. Was sich die Herren, die ihre Fühler zu den Volkhardts ausstrecken, dabei denken, wird niemals geklärt werden. Vermutlich möchten sie so etwas wie ein Parteihotel aus dem Bayerischen Hof machen, ein repräsentatives Hotel, in dem die leitenden Männer ihre Festlichkeiten veranstalten können.

Die Volkhardts erklären, dass sie keinerlei Interesse daran haben, das Hotel zu verkaufen. Für sie, die zeit ihres Lebens Gäste der verschiedensten Nationalitäten und Rassen bedienten, gibt es keine Arier und Nichtarier, gibt es keinen Unterschied zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen. Die Volkhardts haben ihre Angestellten und Mitarbeiter nie danach gefragt, welcher Religion sie angehören, und sie gedenken das auch in Zukunft nicht zu tun. Jeder soll nach seiner eigenen Façon selig werden, finden sie. Die persönliche Freiheit des Einzelnen geht über alles.
Die Nazis sind verschnupft über die Absage. In den folgenden Jahren wird es immer klarer, dass sie den Bayerischen Hof meiden. Kein Gauleiter von München betritt mehr das Hotel; auch Hitler selbst meidet es.
Der zweite Weltkrieg kommt, und ein Jahr lang ist das Hotel fast leer. Es gibt Tage, an denen die siebenhundert Angestellten nicht mehr als siebzehn Gäste zu bedienen haben. Aber je länger der Krieg dauert, je schwieriger es für die Deutschen wird, ins Ausland zu fahren, je mehr im eigenen Land gereist werden muss, umso voller wird es wieder im Bayerischen Hof.
Auch kommen Delegationen aus befreundeten Ländern, später auch aus besetzten Ländern. 1941 erscheint sogar eine grosse sowjetische Delegation, die ein halbes Stockwerk belegt. Und dann, im April 1944, ist alles aus.

Noch im Dezember 1944 wird auch das Regina-Palast-Hotel durch Bomben zerstört. So sind also siebenhundert Angestellte der Volkhardts brotlos geworden. An der Rückseite des Bayerischen Hofes sind noch einige Leute damit beschäftigt, Zeugnisse zu schreiben. Wilhelm Volkhardt hat ein paar starke Balken gefunden und geht daran, wenigstens die Küche mit einem Dach zu versehen. Aber da erscheint Gauleiter Gieseler in Person und macht einen furchtbaren Skandal. Er erklärt, er werde den alten Mann verhaften lassen. Denn es ist um diese Zeit bereits verboten, Balken für irgendetwas anderes als kriegswichtige Zwecke zu verwenden.
Im Januar 1945 kommt Falk Volkhardt zurück. Er hat ein paar Wochen im Lazarett gelegen, hat gerade die Malaria überstanden, ist hager und elend, nur noch ein Schatten seiner selbst. Vom Bahnhof wandert er sofort zum Bayerischen Hof. Noch ahnt er nichts davon, dass das Hotel zerstört ist. Erschüttert steht er vor der Ruine. Dann sieht er den Zettel, der ihm sagt, dass Abwicklungsarbeiten an der Rückseite des Gebäudekomplexes vorgenommen werden. Dort trifft er den Vater, Hermann Volkhardt.
Der sagt nur: «Es ist besser, unser Hotel ist kaputt, als wenn du nicht aus dem Kriege heimgekommen wärest!»

«Wir werden das Hotel wieder aufbauen», erwidert Falk und wiederholt so, ohne dass er es weiss, die Worte, die sein Vater in jener Nacht sprach, da das Hotel abbrannte.
Aber vorläufig muss er zurück ins Lazarett. Erst kurz vor Kriegsende wird er als geheilt entlassen. Als die Amerikaner nach München kommen, ist er im Haus der Eltern in Starnberg. Die Amerikaner kümmern sich vorläufig nicht viel um den Bayerischen Hof. Erst nach Tagen finden ein paar Soldaten den Eingang zu dem halb verschütteten Weinkeller. Innerhalb kurzer Zeit ist er leer getrunken.
Falk ist in der Zwischenzeit wiederhergestellt. Er ist ja noch jung, wenig über Zwanzig. Immerhin hat er schon drei Jahre praktische Lehre im Hotelfach durchgemacht, hat die Hotelfachschule besucht, ist im Ausland gewesen. Mit Rieseneifer stürzt er sich in die Arbeit. Zunächst heisst es aufräumen, die Trümmer beseitigen. Die drei treuen alten Angestellten arbeiten mit. Es gelingt, den Spiegelsaal frei zu legen, und siehe da: er ist relativ unbeschädigt. Der dicke Ober Josef Kattenbeck tüncht ihn weiss. In der Küche findet er einen langen Tisch, den man hineinstellen kann. Ein paar Stühle werden auch irgendwo aufgetrieben. Es gibt allerdings nur Blechbestecke und keine Tischdecken. Trotzdem kann man im August 1945 wieder eröffnen. In München spricht es sich herum». «Der Bayerische Hof macht wieder auf.»
Das hört sich so einfach an – und doch, wieviel Arbeit, wieviel Zähnezusammenbeissen steht dahinter. Denn die einfachsten Voraussetzungen fehlen. Vor allem: Geld ist kaum vorhanden. Noch kurz vor Kriegsende hat die Familie auf Anraten ihrer Bank alle Wertpapiere und Aktien, die sie besass, in den Sammeltresor nach Berlin gegeben. Dort sind sie den Russen in die Hände gefallen. Und Bankkredite – mit denen späterhin so viele Hotels wieder aufgebaut werden – gibt es in jener Zeit noch nicht.
Aber selbst wenn Geld da wäre: man kann nichts dafür kaufen. Es gibt keine Betten, keine Decken, keine Wäsche, keine Tapeten, kein Holz; es gibt nicht einmal einen Nagel. Wie will man da ein Hotel aufbauen? Wie will man da ein paar hundert Zimmer wieder einrichten?
Die ersten Gäste kommen. Kommen – das ist ein einfaches Wort, zu einfach für das, was die Gäste unternehmen müssen, um im Bayerischen Hof zu speisen. Sie machen eine Art Hochgebirgstour, müssen über Geröll und durch Gräben, Bombenlöcher. Das alles wäre nicht so schlimm, wenn es nicht so appetitanregend wäre.
Übrigens ist es auch nicht ungefährlich. Die Hotelfassade am Promenaden-Platz oder besser: was von ihr übriggeblieben ist, droht einzustürzen. Sie muss also gesprengt werden. Und während die

Sprengungen vor sich gehen, wird drinnen aufgeräumt, aufgebaut. Schon gibt es wieder acht Angestellte. Ausser dem Koch und dem Kellner und der alten Sekretärin ein paar junge Kellner, einen Volontär, zwei Spülmädchen.

Falk Volkhardt erhält einen Brief aus Lausanne. Ein dortiges Hotel bietet ihm eine gute Stellung an. Die Schweiz: dort gibt es keine Trümmer, dort gibt es keine Ernährungsprobleme, dort hätte man es leichter. Aber er schreibt ab. Er weiss, sein Platz ist jetzt in München.

Er hat noch einen alten OpeJ-Lieferwagen. Mit dem fährt er aufs Land hinaus. Er kann seine Gäste nicht verhungern lassen. Er kauft Kartoffeln, Gemüse, gelegentlich auch einen Vorhangstoff oder – wenn er Glück hat – eine Kiste Nägel.

Der Wagen wird gestohlen. Nach ein paar Tagen wird er wieder gefunden, aber er ist völlig kaputt. Was nun? Ein amerikanischer Offizier verschafft ihm nach unendlichen Schwierigkeiten ein neues Auto, das natürlich auch nicht neu ist. Falk grast nun die weitere Umgebung ab. Bald kennt er Bayern wie seinen eigenen Garten, weiss immer, wo irgendetwas zu haben ist. An manchen Tagen ist er schon um fünf Uhr früh auf dem Land. Selten kommt er vor zwei, drei Uhr morgens ins Bett.

Während des Krieges hat er so oft gedacht: wenn erst Friede sein wird . . . darf er sich wieder als freier Mensch betrachten! Dann wird er alles tun können, was er in den Kriegs jähren nicht tun konnte! Dann wird er sich amüsieren können, wird tanzen, in die Oper gehen und auch ein bisschen Sport treiben. Während des Krieges hat er sich so oft gesagt: einmal werde ich wieder tun dürfen, wozu ich Lust habe, einmal werde ich wieder ein Privatleben führen dürfen . . .

Jetzt begreift Falk Volkhardt: es wird noch lange kein Privatleben für ihn geben. Vielleicht wird es nie eins für ihn geben.

Es gelingt, ein paar Glasscheiben aufzutreiben – natürlich auf Bezugschein und nach mühsamen Verhandlungen mit zahllosen Ämtern. Der Portier Reiser rührt den Kitt an, und der dicke Ober Josef Kattenbeck verglast die Fenster der drei Zimmer, aus denen das Hotel besteht. Reiser und Kattenbeck machen ihre Sache so gut, dass später Kardinal Faulhaber, der nur ein paar Häuser weiter wohnt, nachdem er ebenfalls etwas Fensterglas bekommen hat, sie bittet, bei ihm als Glasermeister zu fungieren.

Inzwischen hat Falk Volkhardt begonnen, ein Notdach zu errichten, und das bedeutet, dass zwei oder drei Zimmer mehr für Gäste bereitgemacht werden können.

Am 22. Oktober 1945 ist der Schutt so weit weggeräumt, dass die

Gäste, die zum Speisesaal wollen, nicht mehr durch Gräben und Bombenlöcher ihren Weg suchen müssen, sondern sozusagen auf geradem Weg von der Strasse in den Speisesaal gelangen. Ein Ereignis!

Eine Ermutigung: um die gleiche Zeit erhält der junge Volkhardt einen Brief. Er stammt von einem ehemaligen Kellner des Bayerischen Hofes namens Kwasny. Kwasny schreibt, er befinde sich im Augenblick noch in russischer Gefangenschaft und habe keine Ahnung, ob er je wieder herauskäme oder wann. Aber wenn er doch noch einmal frei würde – könne er seine Stellung im Bayerischen Hof wiederhaben?

Falk Volkhardt schreibt, jawohl, er kann seine Stellung jederzeit haben. Und in der Tat wird Kwasny auch ein Jahr später plötzlich im Bayerischen Hof auftauchen und arbeiten, und ähnlich geht es später mit vielen alten Angestellten.

Um diese Zeit ist die Zahl der Zimmer des Hotels auf sieben angestiegen. Um diese Zeit fährt allerdings Falk Volkhardt wieder mit einem Rad umher, denn Benzin gibt es in München überhaupt nicht mehr. Es erscheint ein blutjunger Mann im Bayerischen Hof, ein schlanker, blonder Siebenbürger namens Erich Haas. Er hat die Hotelfachschule in Heidelberg absolviert, er ist den Volkhardts empfohlen worden, und er erklärt sich bereit, das Hotel mit aufbauen zu helfen.

Falk Volkhardt engagiert ihn auf der Stelle. Er kann Haas nur ein kleines, zugiges Zimmer zuweisen. Aber Haas ist Idealist; oder vielleicht sollte man sagen, er ist Sportsmann. Ihm geht es um die Sache. Ihm ist es ebenso gleichgültig wie seinem jungen Chef, ob er ein bisschen besser oder ein bisschen schlechter lebt. Und auch er weiss, dass vorläufig an ein Privatleben nicht zu denken ist.

Bald gibt es schon dreizehn Zimmer. Oder jedenfalls nennt man sie Zimmer, obwohl es sich eigentlich nur um kleine Räume handelt, die voneinander durch Pappwände getrennt sind, in denen es keinerlei Heizungsmöglichkeit gibt und nur kaltes Wasser.

Das einzige Telephon im Haus befindet sich in dem Zimmer des neuen Empfangschefs Haas, das etwas hochtrabend Empfangszimmer genannt wird; und Gäste, denen man einen Gefallen tun will, dürfen dort auch telephonieren – eine Seltenheit in der damaligen Zeit. In dem Empfangszimmer gibt es auch einen winzigen Kanonenofen – wie sollte der Empfangschef dort sonst den ganzen Tag arbeiten? Es bildet sich die Gewohnheit heraus, dass besonders bevorzugte Gäste das Zimmer neben Herrn Haas bekommen. Es dringt dann wohl ein bisschen Wärme durch und dann müssen die bevorzugten Gäste nicht allzu sehr frieren.

Das Personal trifft erst im Verlaufe des Vormittags im Hotel ein,

denn einige Angestellte haben Anfahrtswege von zwei und drei Stunden. Gäste, die sehr früh abreisen müssen, können infolgedessen kein Frühstück bekommen, was in Anbetracht des Frühstücks, wie es damals aussieht, keine allzu grosse Tragödie ist. Wieder erweist sich Herr Haas als Retter in der Not und wärmt für seine Favoriten auf einer kleinen elektrischen Kochplatte den Kaffee oder das, was sich damals Kaffee nennt. Ein berühmter Schauspieler bekommt – Höhepunkt des Luxus – sogar sein Rasierwasser auf diese Weise angewärmt. Freilich ist der Kocher häufiger defekt als in Ordnung, und es dauert manchmal Stunden, bis er wieder in Gang kommt.
Einen Portier gibt es nicht. Ist ein Gast um elf Uhr abends noch nicht ins Hotel zurückgekehrt, dann liegt sein Zimmerschlüssel auf einem Stuhl, der vor der Tür des Empfangszimmers steht. Irgendwann muss ja auch Herr Haas einmal schlafen.
Noch gibt es natürlich keine Einzelzimmer. Mindestens zwei Gäste werden in einem Zimmer untergebracht, meistens drei. Herr Haas wird später berichten, dass es auf diese Weise oft zu Bekanntschaften kam, die später wiederum zu fruchtbaren Geschäftsverbindungen führten. Wenn das Hotel sehr voll war, das heisst, wenn etwa fünfundzwanzig bis dreissig Gäste eingetroffen waren, kam es auch vor, dass einige Gäste auf Matratzen schlafen mussten, was dann weder zu Bekanntschaften noch späterhin zu fruchtbaren Geschäftsverbindungen führte. Aber erstaunlicherweise führte es auch nicht zu doppelseitigen Lungenentzündungen, Hexenschüssen oder steifen Hälsen. Verblüffend, wie viele Generaldirektoren, die früher nur in sehr ruhigen Zimmern schlafen konnten, deren Fenster nach Süden gehen mussten, und die auch späterhin wieder zu äusserst schwierigen Gästen heranwuchsen, in diesen Nachkriegsjahren alles ertragen konnten. Später konnten sie «das alles» nicht mehr ertragen.

Der Aufbau des Hotels wurde aus zwei Quellen finanziert. Da waren einmal die Überschüsse aus dem täglichen Betrieb. Und da waren zum anderen die Opfer der Familie Volkhardt.
Was die Überschüsse und deren Verwendung anlangt, so ging das genauso vor sich, wie der kleine Moritz es sich vorstellt: die Volkhardts errechneten, wieviel Geld eingekommen war, und was – sagen wir aus den Einnahmen der letzten drei Tage – nach Bezahlung der fälligen Rechnungen verbleiben würde. Und dann sagten sie: «Dafür können wir hier ein Dächlein ziehen.» Oder: «Dafür können wir diese drei Fenster verglasen lassen .. .»
Was die Opfer der Familie Volkhardt angeht: es handelte sich im Wesentlichen um Schmuck. Der hätte ausgereicht, um alle Volk-

hardts bis an ihr Lebensende zu versorgen. Aber seltsamerweise kam niemandem je die Idee, den Schmuck dergestalt zu verwenden. Die ganze Familie Volkhardt war sich darüber klar: es musste alles ins Geschäft gesteckt werden. Es musste alles getan werden, um das Hotel wieder flott zu machen. Es war wie eine fixe Idee, die alle beherrschte. Es war etwas, worüber gar nicht diskutiert wurde. Sicher spielte auch die Überlegung eine gewisse Rolle, wenn man von Überlegung in diesem Zusammenhang überhaupt reden kann, dass die vielen hundert einstigen Angestellten, die noch immer an die Wiedergeburt des Hotels glaubten, nicht im Stich gelassen werden durften.

Und nicht nur der Schmuck der Damen Volkhardt wurde verkauft. Hermann Volkhardt liess seinen eigenen Wald in Starnberg lichten, um Geld flüssig zu machen.

Die Währungsreform am 20. Juni 1948 bringt die entscheidende Wendung. Zuerst scheint alles zu Ende zu sein. Jeder Deutsche bekommt an diesem Tage vierzig Mark Kopfgeld, vierzig neue D-Mark. Kann man es sich leisten, als stolzer Besitzer von vierzig D-Mark, in einem erstklassigen Hotel zu wohnen? In einem Hotel, das die gleichen Preise in D-Mark fordern muss, die es eben noch in Reichsmark genommen hat?

Sämtliche Gäste reisen schlagartig ab, die meisten übrigens, weil sie nicht einmal vierzig D-Mark haben, sondern erst nach Hause fahren müssen, um sie in Empfang zu nehmen.

Ein paar Tage lang steht der Bayerische Hof leer. Und dann füllt er sich wieder. Und dann ist plötzlich alles ganz anders. Denn jetzt kann man für Geld alles bekommen: Fleisch, Gemüse, Obst, Wäsche, Matratzen, Betten, Ölfarbe. Jetzt ist innerhalb von wenigen Tagen ein Bagger da, der die gewaltigen Schutthaufen, die den grosszügigen Ausbau des Hotels bisher unmöglich gemacht haben, beseitigt. Freilich muss noch immer das gesamte Kellner-Personal helfen, den Schutt fortzuräumen.

Ein Nachtportier kann eingestellt werden. Dann, man höre und staune: ein Page. Ein Badezimmer wird installiert! Und Ende des Jahres gibt es zweiundvierzig Betten!

Die Einnahmen steigen. Bankkredite können aufgenommen werden. Es ist nicht mehr nötig, von einem Tag auf den anderen zu wirtschaften, man kann auf lange Sicht disponieren.

Auch das äussere Bild ändert sich schnell. Die Gäste, die gute D-Mark bezahlen, möchten nicht mehr zu zweit oder gar zu dritt schlafen. Sie brauchen es auch nicht mehr zu tun. Nur noch während des Oktoberfestes wird es vorkommen, dass Vergnügungssüchtige, die partout dabei sein wollen, zu mehreren in einem Raum nächtigen müssen.

Das sind Ausnahmen. Im Übrigen beginnt der sozusagen unaufhaltsame Siegeszug des Einzelzimmers.
Ende 1949 gab es bereits dreiundsiebzig Zimmer. Gemessen an der ehemaligen Grösse des Hotels war das nicht viel. Aber wieviel Planung, wieviel Sparsamkeit, wieviel persönliche Opfer waren nötig, um selbst das zu erreichen. Man kann das im Einzelnen später nicht mehr so nachrechnen, und es wäre wohl auch kaum im Sinne derer, die planten und sparten und Opfer brachten, solche Berechnungen aufzustellen. Letzten Endes ging es ja nicht um Geld. Für Falk Volkhardt zum Beispiel ging es sicher nicht um Geld. Was er opferte, war ganz einfach seine Zeit. Seine Tage, die vierzehn und sechzehn Stunden lang waren – vierzehn und sechzehn Stunden im Hotel verbracht. Seine Abende – die die Bücher und Abrechnungen in Anspruch nahmen, seine Urlaubszeit – es gab in diesen Jahren nicht einen Tag Urlaub für ihn.
Hatte er nicht einmal diese Nachkriegsjahre herbeigesehnt? Hatte er sich nicht auf sie gefreut? Hatte er sich nicht von ihnen so etwas wie ein Privatleben erhofft?

Man kann in dieser Zeit den Bayerischen Hof nicht betreten, ohne sich an hämmernden, sägenden, pinselnden Arbeitern vorbeidrücken zu müssen. 1949 wird im Zwischenstock ein richtiger Empfangsraum ausgebaut; nicht zu früh. Denn schon wird im Bayerischen Hof eine Schneidertagung abgehalten, eine Molkereitagung, eine Elektromesse, eine Tagung der Handelsmälzereien, eine Tagung der Landespolizei und ein Reklamekongress. Schon trifft auch – im September – die erste Touristengruppe aus Oklahoma ein. Von jetzt ab kommen mehr und mehr Ausländer. Und im Juni 1950, als in Oberammergau das Passionsspiel wieder aufgeführt wird, überfluten sie München geradezu.
Jetzt sind bereits zwei Baufirmen und ein Innenarchitekt laufend im Bayerischen Hof beschäftigt. Ende 1950: 165 Betten. Der Bayerische Hof gewinnt sein altes Gesicht wieder.
Auch äusserlich. Bisher konnte man nur durch den ehemaligen Lieferanteneingang in der Prannerstrasse, an den Garagen vorbei, über einen stets mit Küchengerüchen erfüllten Hof ins Hotel gelangen. 1951 wird wieder ein Haupteingang geschaffen, dort, wo er ursprünglich stand, am Promenade-Platz. Schon stehen 280 Betten zur Verfügung – und dessen können sich nicht viele deutsche Hotels um diese Zeit rühmen.
Die staunenden Gäste sehen jetzt das Hotel gewissermassen vor ihren Augen wachsen. Gestern noch hat ein Gast hinter einen Vor-
. hang gespäht, der quer über einen Korridor gespannt war, und mit Befremden festgestellt, dass die Welt dahinter nicht weiter-

ging, dass es dort nur noch Schutt und Trümmer gab. Heute schon ist der Vorhang fort, und eine neue Flucht mit fünf oder sechs Zimmern, in denen es wohl noch etwas nach Ölfarbe riecht, die aber bezogen werden können, ist erstanden. Bezogen werden können? Sie werden der Hotelleitung aus den Händen gerissen!

Neue Empfangsräume werden geschaffen, neue Gemeinschaftsräume, Zimmer mit Bad, Appartements mit Salons, Garagen, Konferenzräume, ein Lift; es entstehen Läden. Längst gibt es wieder eine Zentralheizung, eine Zentralheizung allermodernster Art. Längst gibt es wieder eine Schreinerwerkstätte, in der sieben Arbeiter die Hotelmöbel reparieren. Es gibt eine Polsterei. Es gibt ein Heer von Angestellten.

Es gibt die sichtbaren Angestellten, wie die Kellner, die Zimmermädchen, die Herren von der Rezeption, die Kassierer, die Portiers, die Pagen, die Dame am Fernschreiber, die Wagenmeister. Und es gibt die unsichtbaren Angestellten – den Gästen unsichtbar. Die Sekretäre und Sekretärinnen, die Buchhalter und die Telephonistinnen, die Angestellten der Krankenkassenabteilung und des Verwaltungsbüros, die Köche und ihre Hilfskräfte, die Küfer, die Elektriker, die Schlosser, Maler und Tapezierer, die Näherinnen und Wäscherinnen und Büglerinnen, ja, es gibt sogar eine Teppichstopferin. Siebenundzwanzig Berufsgruppen sind im Hotel vertreten.

Es gibt als Küchenmeister den berühmten Albert Höhr, der einmal für Kaiser Wilhelm II. kochte und, was vielleicht mehr besagt, im ‚Meurice' in Paris und im ‚Grand' in Stockholm seines Amtes waltete, einen nicht mehr ganz jungen, recht dicken und äusserst amüsanten Herrn.

Bilanz von 1952: hunderttausend Übernachtungen. Die Gäste stammen aus allen Ländern. Rein devisenmässig kann der Bayerische Hof sich jetzt mit den grossen Exportindustrien vergleichen. Die Bank deutscher Länder sieht das auch ein und erlaubt der Geschäftsleitung, sämtliche fremden Geldsorten zu wechseln.

Die Volkhardts atmen auf. Das Hotel hat zwei Drittel der alten Kapazität erreicht. 437 Betten stehen wieder zur Verfügung, besser gesagt, stehen fast nie zur Verfügung, da sie fast immer auf Wochen hinaus vorbestellt sind. Die Zahl der Angestellten ist auf dreihundertfünfzig angewachsen.

Ab September 1953 wird jede Woche eine neue Zimmerreihe fertiggestellt. Immer noch gibt es irgendwo in dem Riesenhaus, ohne dass die Gäste es ahnen, kriegszerstörte Flure. Aber wie lange noch? Schon ist geplant, einen neuen Trakt zu bauen. Schon sind die Pläne fertig. In einem Jahr wird es dreihundert Zimmer mehr geben, wird das Hotel grösser und moderner sein, als es je war.

Vielleicht nicht mehr so gemütlich, wie es einmal war, damals als König Ludwig I. noch jede zweite Woche zum Baden kam, oder damals, als Hermann Volkhardt das Mittagessen von acht Gängen auf neun Gänge erweiterte, damit die Leute für ihre drei Mark auch etwas zu essen bekamen. Aber wir leben nicht mehr in der guten alten Zeit.
Es ist alles so schnell gegangen ... Vielleicht muss man sich den jungen Falk Volkhardt genau ansehen, um zu merken, dass doch ein paar Jahre vergangen sind seit jenem Tag, an dem er aus einem Zug stieg, durch einen zerbombten Hauptbahnhof und durch ein zerbombtes München wanderte, bis er vor einem zerbombten Hotel stand. Er ist ein bisschen älter geworden, vielleicht mehr als zehn Jahre älter in diesen zehn Jahren.
Aber jetzt steht das Hotel ja wieder, jetzt ist geschafft, was geschafft werden sollte, jetzt kann er ja auf atmen, nicht wahr? Jetzt kann er sich ein wenig Zeit nehmen, kann eine Weile nichts tun, oder besser: das tun, wozu er Lust hat, kann ein Privatleben führen.

Kann er das? Das Hotel steht wieder da, aber das Werk ist noch keineswegs vollendet, es soll noch gebaut werden in diesem Jahr, im darauf folgenden, wer weiss, wie lange noch. Und dann? Vielleicht hat Falk Volkhardt in den Jahren, in denen das Hotel ihn mit Haut und Haaren auffrass, schon längst verlernt, wie man das macht: nichts tun. Er hat vielleicht verlernt, was das ist, ein Privatleben zu führen ausserhalb des Hotels. Das Hotel gibt ihn nicht mehr her. Es gibt, so findet der junge Mann, immer irgendetwas zu tun, und sei es, ins Ausland zu fahren und sich anzusehen, wie es mit den Hotels dort steht, was es an Neuerungen gibt, die man übernehmen könnte. Für einen richtigen Hotelmann gibt es immer Arbeit, denn wenn einmal nichts vorliegt, dann hat ein Hotelmann eben eine neue Idee, die ja erprobt werden muss, und das bedeutet, dass sofort wieder sehr viel zu tun ist...
Eine neue Idee, wie könnte es einem an Ideen mangeln, der jeden Tag neue Menschen trifft? Neue Menschen bedeuten neue Ideen. Ach, es ist ein aufreibender Beruf, immer mit neuen Menschen zu tun zu haben. Man hat seine Freuden, aber man hat auch seine Enttäuschungen. Nur langweilig ist es nicht.
Alte Gäste, neue Gäste, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Türken, Spanier, Araber, Inder... welches Auf und Ab in der Halle, welches Gewirr von Sprachen... War es nicht gestern, dass hier eine Ruine stand? War es nicht gestern, dass wir durch den Hintereingang von der Prannerstrasse über den küchenduftenden Hof hereinkamen? Es kommen täglich Gäste, die erstaunt fragen: «Seit wann haben Sie denn Ihr Hauptportal am Promenade-Platz?»

Es kommen aber auch Gäste, die sich nicht wundern. Es scheint ihnen, als sei es erst gestern gewesen, dass sie durch dieses Hauptportal hereinkamen, denn sie haben vergessen, dass inzwischen das Hauptportal, durch das sie kamen, von Bomben zerstört wurde, und dass es erst mühsam wieder aufgebaut werden musste.
Ja, es gibt sogar Gäste, die den Bayerischen Hof aus Paris, London oder Zürich unter der Nummer 11 0 41 anrufen, denn das ist die Nummer, unter der man den Bayerischen Hof vor dem Kriege erreichen konnte, und sich wundern, wenn sie nicht gleich Anschluss bekommen. Von dem, was seither geschehen ist, ahnen sie nichts. Nichts von den Tragödien, den Mühen, dem Schweiss, dem Herzeleid, den Opfern, von Zerstörung und Wiederaufbau, von all dem, was sich hier inzwischen abgespielt hat. Und warum sollten sie davon wissen? Sie haben ja so viel zu tun! Sie haben ja so viel im Kopf! Sie wissen ja kaum, wo ihnen der eigene Kopf steht!
Beim Portier klingelt das Telephon ohne Unterbrechung. Ein Herr aus London möchte noch Billette für die Oper. Nein, seine Frau möchte lieber in die Operette! Nein, er möchte nicht in die Operette. Er will in die Oper. «Die Oper ist geschlossen? Warum ist die Oper geschlossen?»
Das Telephon klingelt. Eine Schwedin möchte wissen, warum der Zimmerkellner ihr Eier im Glas bringt – obwohl sie Eier im Glas bestellt hat –, wo sie doch Rühreier wollte.
Ein Schweizer erkundigt sich bei der Rezeption: «Warum ist es so warm, dass man gar nicht weiss, was man ausziehen soll?» Ein Inder erkundigt sich bei der Rezeption: «Warum ist es so kalt, dass man gar nicht weiss, was man anziehen soll?»
Eine Dame aus New York will wissen-. «Warum hat das Flugzeug aus London Verspätung?»
Menschen im Hotel: Geschäftsreisende, Vergnügungsreisende, oder solche, die einfach im Hotel leben, weil sie kein Heim mehr haben oder haben wollen.
Menschen im Hotel: Alles geschieht hier im Hotel. Man lernt sich kennen, und man scheidet. Man verlobt sich, man wird verheiratet, man macht eine Hochzeitsreise, man feiert Silberhochzeit oder Scheidung oder eine neue Hochzeit oder . . .
Menschen im Hotel: Ein ewiges Gedränge von denen, die sehen wollen und von denen, die gesehen werden wollen.
Warum beantworten die Herren von der Rezeption und die Portiers und die Zimmermädchen und die Kellner und die Barmixer vom Bayerischen Hof alle diese Fragen? Warum lächeln sie und verneigen sich und sind guter Dinge, obwohl die Gäste des Bayerischen Hofes offenbar so Schweres durchzumachen haben? Warum?

Nun, sie sind doch Gäste, und die Gäste bezahlen nicht nur das Bett und das Frühstück, sie bezahlen auch das Lächeln, mit dem man ihre intelligenten Fragen beantwortet. Und was die Befragten dabei denken, werden sie nie, nie erfahren.

Die Flucht des Zirkus Brumbach

Die Anzeichen waren unmissverständlich.
Der sowjetische Kapitän Micha, ein hübscher, blonder Junge, ungewöhnlich gross für einen Russen, kam fast jeden Abend in den Zirkus, um der Kunstreiterin Ilona, der Tochter Brumbachs, Beifall zu zollen. Daran wäre weiter nichts Ungewöhnliches gewesen; Ilona durfte sehr hübsch genannt werden. Und der alte Brumbach liess es sich auch gefallen, dass Micha Holz, Leinwand, Papier und Kleiderstoff für den Zirkus besorgte oder doch jedenfalls die Einkäufe von Materialien erleichterte, die der Zirkus notwendig brauchte, und die in der Ostzone auch noch im Jahre 1949 schwer zu bekommen waren. Übrigens eine Kleinigkeit für Kapitän Micha, der eine gute Stellung bei der Sowjetischen Militäradministration in Karlshorst hatte.
Merkwürdiger war schon, dass Micha Ende November zu einer internen Feier für die Künstler und Artisten des Zirkus Brumbach, zu der ihn niemand eingeladen hatte, erschien. Das war nicht die Art des recht schüchternen Jungen. Am seltsamsten, dass er nach einigen Tänzen mit Ilona ihr plötzlich erklärte: «Zirkus nix gutt für Ilona! Micha gutt für Ilona sorgen!»
An jenem Abend stattete Kurt, der Sekretär Brumbachs, dem Büro des Oberelektrikers einen Besuch ab, der natürlich ebenfalls zum Fest gegangen war. Er hatte den Mann schon lange im Verdacht, im geheimen gegen Brumbach zu arbeiten. Schliesslich war es nicht unbekannt, dass der Oberelektriker Mitglied der SED war.

Kurt brauchte nicht lange zu suchen. Gleich obenauf in der Schreibtischschublade des Oberelektrikers fand er einen Brief mit dem Briefkopf der Parteileitung der SED. Es hiess darin, dass der Zirkus Brumbach vermutlich noch vor Ende der Wintersaison enteignet werden würde. Der Oberelektriker dürfe damit rechnen, von der Partei als Treuhänder des volkseigenen Betriebes eingesetzt zu werden.

Kurt teilte das Brumbach noch in der gleichen Nacht mit, sobald das Betriebsfest zu Ende war. Brumbach begriff sofort: Diesmal handelte es sich nicht um eines der zahllosen Gerüchte, die in den letzten Jahren immer wieder an ihn herangetragen worden waren. Diesmal war es bitterer Ernst. Man wollte ihm seinen Zirkus nehmen. Jetzt verstand er auch die Worte Michas: er wollte für Ilona sorgen, wenn ihr Vater seinen Zirkus verloren hatte.

Er, Gustav Brumbach, sollte also seinen Zirkus verlieren? Man hätte den schweren, gemütlichen, jovialen Mann in dieser Nacht kaum wiedererkannt. Sein breites Gesicht verfiel, sein Mund, gewöhnlich leicht geöffnet, als warte er nur auf eine Gelegenheit, um loszulachen, war eine schmale Linie geworden, seine Augen funkelten böse.

Er sollte seinen Zirkus verlieren! Es handelte sich nicht um ein Geschäft, das er aufgezogen hatte, um Geld zu verdienen – obwohl eine Menge Geld mit dem Zirkus verdient wurde. Der Zirkus Brumbach war mehr. Der Zirkus Brumbach war eine Tradition.

Vor fast hundert Jahren hatte es begonnen, damals, als der Grossvater, Xaver Brumbach, als Gaukler mit seinen Enten und Hunden durch Bayern zog. 1865 hatte er genug gespart, um sich ein Bett zu kaufen; er brauchte jetzt nicht mehr mit den Tieren zusammen im Heu zu schlafen.

Ein richtiger Wanderzirkus entstand.

Die Söhne Xavers brachten das Unternehmen hoch, schufen doppelte Stallungen, die Enkel modernisierten das Unternehmen, kauften Autos zum Transportieren der Tiere. Freilich, der Zirkus Brumbach wurde nie ein Mammut-Unternehmen, wie etwa Sarrasani oder Busch oder die Ringling Brothers. Brumbach war ein Zirkus für die kleinen Leute, spielte in der Provinz, vor allen Dingen in Ost- und Westpreussen. Den Winter verbrachten die Brumbachs bei Landsberg an der Warthe, wo sie sich ein grösseres Gut gekauft hatten mit Seen, Wiesen und Äckern. Dorthin ging auch Gustav Brumbach mit seiner Frau Lulu und der kleinen Ilona, als im Sommer 1944 der totale Krieg erklärt wurde und keine Zirkusvorstellungen mehr stattfinden durften.

Damals gab es noch 250 Tiere – Lamas und Elefanten, Tiger,

Eisbären und Affen, Löwen und Pferde, damals gab es noch 60 Packwagen und 30 Lastkraftwagen und Zugmaschinen und Lichtmaschinen und Zeltanlagen. Die Familie Brumbach – so nannte Gustav Brumbach seine Mitarbeiter, die Artisten und Dompteure – war weit über 100 Mann stark.
Und dann kamen die Russen. Sie nahmen die Pferde mit, die herrlichen Vollblutpferde, um sie vor ihre Panjewagen zu spannen. Sie plünderten den Kostümfundus und erschienen am hellichten Tage in höchst abenteuerlichen Gewändern. Aber auch Bewohner von Landsberg an der Warthe plünderten, und schliesslich wurden die Brumbachs auch noch aus ihrem Haus geworfen.
Das alles wäre nicht so schlimm gewesen, man hatte ja lange genug im Wohnwagen gelebt. Viel schlimmer war, dass die Russen eines Tages Gustav Brumbach verhafteten, zusammen mit Propagandachef Karl Alten, und beide nach Russland mitnahmen. Warum? Niemand wusste es. Würden sie wiederkommen? Niemand wusste es.
Frau Lulu war eine viel zu energische Frau, um ihre Hände in den Schoss zu legen und nichts zu tun, als zu warten. Vor allem wollte sie möglichst schnell aus Landsberg heraus, denn Landsberg war polnisch geworden, und in Polen würde sie den Zirkusbetrieb nicht wieder aufbauen können.
Ja, sie war von Anfang an entschlossen, den Zirkus wieder aufzubauen. Dazu brauchte sie freilich die beiden Wohnwagen, in denen sie versteckt hatte, was am eigenen Leibe zu tragen sie nicht mehr wagte: das bisschen Schmuck, das jetzt das einzige Kapital der Familie war.
Ein Zufall kam ihr zu Hilfe. Es tauchte in Landsberg ein sowjetischer Offizier auf, der die Wohnwagen mit grösster Genauigkeit inspizierte, freilich ohne etwas zu finden. Wollte der Russe die hilflosen Frauen auch aus ihren Wagen hinaus werf en? Mitnichten: er wollte nur wissen, wie es in einem Zirkuswagen aussah. Er beschaute sich alles genau, liess sich Reklameplakate und alte Photos zeigen. Der Mann war ein Zirkusbesessener. Er hatte nämlich selbst einmal zum Zirkus gehen wollen, aber der Krieg war ihm dazwischengekommen.
Frau Lulu Brumbach fasste Mut und erzählte dem Russen, dass sie fort wolle. Er war sofort bereit, ihr zu helfen. Er schaffte es irgendwie, ein Auto aufzutreiben, das vor die beiden Wohnwagen gespannt wurde, und es gelang ihm auch, die Karawane durch alle Sperren durchzubringen.
So kamen Lulu und Ilona Brumbach 1946 nach Berlin. Frau Lulu ging sofort daran, alles, was ihrem Mann einmal gehört hatte, wieder in Berlin zu konzentrieren. Einige reparaturbedürftige Wagen

hatte Brumbach noch 1944 in den Westen schaffen lassen; Frau Lulu beorderte sie aus den Werkstätten zurück. Andere Wagen waren von kleinen Schaustellern einfach annektiert worden. Damals nannte man das «Organisieren». In den meisten Fällen machten die Usurpatoren keine Schwierigkeiten. Sie hatten kein gutes Gewissen, sie waren froh, das unrechtmässig erworbene Gut wieder los zu sein. Manches Mal allerdings musste Frau Lulu 3'000, manchmal sogar 5'000 Mark bezahlen. Sie hatte zwar kein Geld, aber sie besass noch Schmuck.
Schliesslich hatte sie wieder vierzig Wagen zusammengebracht, auch Pferde. Pferde waren besonders wichtig, denn Ilona sollte, wie ihr Vater immer gewünscht hatte, Kunstreiterin werden. Schon trainierte sie, machte bald hübsche Fortschritte. Und als im Laufe des Jahres der Zirkus Barlay aus Thüringen nach Berlin kam und seine Zelte auf dem Exerzierplatz hoch im Norden errichtete, brachte Lulu ihre Tochter hin, und Barlay liess sie auftreten. Ilona war sofort ein durchschlagender Erfolg.

Gustav Brumbach war – glücklicherweise zusammen mit seinem Reklamechef Karl Alten – in ein Lager östlich von Moskau verschickt worden, musste Bäume fällen, musste täglich vierzehn Kilometer zum Arbeitsplatz und vierzehn Kilometer vom Arbeitsplatz zum Lager zurückmarschieren, kam später in eine Fabrik für Elektromotoren, wo bessere Lebensmittelrationen ausgegeben wurden, und dachte Tag und Nacht nur daran, wie er die Freiheit gewinnen könnte. Um diese Zeit wurden nur Kranke entlassen. Also musste er krank werden, möglichst schnell und möglichst ernsthaft. Das war nicht schwer. Zirkusleute sind ja auch Schauspieler.

Und eines Tages tauchte Brumbach in Berlin auf. Er wusste gar nicht, dass seine Familie in Berlin war, er erfuhr es erst durch einen Freund. Der bestand allerdings darauf, dass er zuerst ein Bad nehmen und sich rasieren lassen müsse. «Deine Frau hat im Verlaufe ihres Lebens viele wilde Tiere zu Gesicht bekommen», sagte der Freund, «aber wenn sie dich so sähe, wie du jetzt aussiehst, würde sie doch zu sehr erschrecken.»
Brumbach tat sich bald darauf mit dem Zirkusdirektor Barlay zusammen. Die beiden Unternehmungen verschmolzen in eine, bereisten die Ostzone. Wo immer sie hinkamen, war der Erfolg enorm. Denn es ging den Menschen im Osten schlecht, sie hungerten, weil die Russen alles aus dem Land holten, sie gingen nicht mehr gern ins Kino, wo es nur sowjetische Propagandafilme gab, sie lasen keine Zeitungen mehr, die voll kommunistischer Propaganda waren. Der Zirkus – das war wenigstens keine Propa-

ganda, der Zirkus war wie frische Luft von draussen, die Verbindung mit der grossen Welt jenseits des Eisernen Vorhangs. Im Zirkus konnten die Menschen ihre tägliche Angst vergessen, konnten über die Clowns lachen, konnten die Akrobaten bewundern, die Tiere bestaunen.
Mehr denn je war der Zirkus Brumbach der Zirkus der kleinen Leute.
Die kleinen Leute brachten grosses Geld. Und Brumbach und Barlay verdienten genug, um in Berlin auf der Friedrichstrasse, nahe der Weidendammer Brücke, einen Winterbau aufzuführen, ein Gebäude aus Holz, nicht sehr stattlich, nicht sehr imponierend, wohl eher ein bisschen schäbig. Aber er fasste 2'500 Zuschauer, wenn sie auch auf einfachen Bänken sitzen mussten. Die Menschen in Ost-Berlin waren ja auch nicht verwöhnt, sie fühlten sich schon sehr glücklich, wenn sie wenigstens auf Holzbänken Zirkus erleben durften, sie klatschten schon, wenn die Jazzband auf dem Podium Platz nahm, jawohl, eine richtige Jazzband, die nur amerikanische Schlager spielte, obwohl die kommunistische Presse, ebenso wie früher einmal die Nazipresse, gegen Jazz wetterte.
Es kamen sogar Prominente, es kam der alte Wilhelm Pieck, es kam der sowjetische Stadtkommandant General Kotikow, klopfte Brumbach auf die Schulter und erklärte: «Du machen guttes Zirkus!»

Guttes Zirkus. . . Und nun sollte Brumbach ihn also verlieren. Kurt, der Sekretär, sagte: «Vor Ende der Wintersaison, haben die Bonzen geschrieben. Das würde bedeuten bis zum 1. April 1950.»

«Ich werde mir mein Eigentum nicht wegnehmen lassen», brauste Brumbach auf. «Ich werde kämpfen!»
«Kämpfen?» wiederholte Kurt. «Es gibt gegen diese Leute keinen Kampf.»
«Dann werde ich den Zirkus eben nach Westdeutschland bringen.»
Brumbachs Direktor – wir wollen ihn Wilhelm Schulz nennen – hatte bisher schweigend zugehört. Jetzt mischte er sich ein. «Sie wollen den Zirkus in den Westen bringen? Das werden unsere kommunistischen Freunde doch nie zugeben.»
«Dann werden wir eben fliehen!»
Fliehen ... mit dem ganzen Zirkus fliehen ... Das Wort war ausgesprochen.
Es verging kaum ein Tag, ohne dass der oder jener aus der Ostzone floh. Ein Arbeiter, ein Volkspolizist, ein Fabrikant. Manchmal gelang es sogar ganzen Familien, sich abzusetzen. In einzelnen Fällen war es dem einen oder anderen sogar möglich, ein paar Möbelstücke zu retten, ein bisschen Wäsche oder Silber. Wie scharf

auch die Kommunisten auf passten: es gab immer neue Tricks, mit denen man sie hinters Licht führte.
Aber ein Zirkus konnte doch nicht fliehen! Wie sollte ein Zirkus sich tarnen? War ein Elefant zu verkleiden? Es war wohl nicht möglich, Löwen in Flugzeuge zu verfrachten, und Tiger und Giraffen konnte man doch nicht schwarz über die Grenze schaffen!
«Mein Grossvater hat schon ganz andere Dinge fertiggebracht», erklärte Gustav Brumbach.

Gustav Brumbach, Wilhelm Schulz und sein Sekretär Kurt trafen sich, um weitere Pläne zu schmieden, in einem West-Berliner Café unweit des Kurfürstendamm. Dort waren sie wenigstens sicher oder halbwegs sicher, dass man sie nicht belauschen und denunzieren würde. Kurt fragte Brumbach: «Haben Sie sich eigentlich irgendeine Vorstellung davon gemacht, wie diese Flucht vor sich gehen soll?»
Brumbach musste den Kopf schütteln. Obwohl zwischen der ersten und zweiten Unterhaltung zwanzig Stunden vergangen waren, war ihm nichts Vernünftiges eingefallen.
Kurt fuhr fort: «Man müsste Leute finden, die einem helfen. Spediteure. Vielleicht wäre auch die eine oder andere westliche Dienststelle interessiert.»
Wilhelm Schulz ging erst einmal zum West-Berliner Magistrat. Er erklärte, er habe die Absicht, einen Zirkus nach Westdeutschland zu transportieren.
«Mit Wissen und Genehmigung der ostzonalen Stellen?»
«Nein, natürlich ohne.»
Die Herren des West-Berliner Magistrats waren erschüttert. Wie stellte der Mann sich das vor? Auf dem West-Berliner Magistrat hatte man schon vieles erlebt in diesen letzten Jahren: eine Blockade, die abenteuerlichsten, ungeheuerlichsten Fälle von Menschenraub, Schmuggel in beiden Richtungen, nach Osten und nach Westen. Aber dass einer einen Zirkus aus der Ostzone schmuggeln wollte – das hatte man noch nicht gehört.

Schulz ging zu einigen Spediteuren. Er war die Vorsicht selbst, nannte nicht einmal seinen Namen, auch nicht das Unternehmen, in dessen Namen er verhandelte. Er sagte nur, er habe viele Fahrzeuge, und die wolle er aus der Zone schaffen.
«Natürlich ohne Papiere?» fragten die Spediteure.
Schulz musste zugeben, dass er keine Papiere beschaffen könne, die ihn zur Ausfuhr der Wagen autorisierten. Die Spediteure erklärten, sie würden den Auftrag gern übernehmen, wenn vorherige Bezahlung erfolge. Nur könnten sie für ihre Fahrer nicht garantieren. Kraftfahrer hielten nun einmal nicht immer dicht...

Das Risiko konnte Schulz nicht eingehen.
Etwas positiver verlief schon die Unterhaltung, die Schulz mit einem jungen amerikanischen Offizier führte. Mit vorsichtigen Worten versuchte er ihm auseinanderzusetzen, was er wollte, wobei er absichtlich vermied zu sagen oder auch nur anzudeuten, welcher Art das Unternehmen war, das er in den Westen bringen wollte.

Aber der Amerikaner schnitt ihm das Wort ab: «Sie wollen also Ihren Zirkus nach dem Westen bringen, nicht wahr?»
Schulz erbleichte. «Wenn Sie schon alles wissen .. .»
«Ich habe nicht gesagt, dass ich alles weiss. Aber ich kann Ihnen schon jetzt sagen: in Ost-Berlin können wir Ihnen nicht helfen! Ich meine, wir können nicht gut Ost-Berlin mit unseren Truppen besetzen, um Ihren Zirkus herauszuholen!»
Das hatte Schulz wohl auch nicht erwartet.
Der Offizier fuhr fort: «Freilich, wenn sich der Zirkus in West-Berlin befände, dann könnte ich Ihnen vielleicht helfen . . .»
Drei Stunden später berichtete Schulz Brumbach, was er gehört hatte. «Also denn man los!» sagte Brumbach. Er holte eine Karte von Berlin hervor, in die er die Grenzen des sowjetischen Sektors bereits eingezeichnet hatte.
Brumbach sagte: «Man muss die Lage natürlich an Ort und Stelle studieren. Schulz übernimmt den Sektor nördlich der Friedrichstrasse, Kurt den südlichen Teil, ich werde mich westlich orientieren ...» Er lächelte schon wieder. Er war schon wieder guter Laune.

Am nächsten Morgen gingen die drei an die Arbeit, jeder in seinem Revier. Da es rund 200 Strassen gibt, die von Ost-Berlin nach West-Berlin führen, musste jeder zwischen 60 und 70 Strassen abschreiten. Die meisten Strassen kamen von vornherein nicht für eine Flucht in Frage. Sie waren viel zu schmal für die Zirkuswagen. Andere Strassen kamen wegen der regelmässig stattfindenden Polizeikontrollen nicht in Frage. Das heisst, vielleicht kamen sie doch in Frage. Man musste nur wissen, wann die Kontrollen stattfanden. Man musste sehr viel wissen ...
Langsam nahm der Fluchtplan feste Umrisse an: man wollte also versuchen, an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde den Zirkus mit allen seinen Wagen und seinen Tieren von Ost-Berlin nach West-Berlin zu überführen. Die Aktion sollte gewissermassen ‚schlagartig' vor sich gehen.
War eine solche Aktion überhaupt möglich? War sie durchführbar? Konnte ein Zirkus mit seinen vielen hundert Tieren und Menschen gewissermassen schlagartig verschwinden? Brumbach wusste, wenn es überhaupt denkbar war, irgendeinen Betrieb mit

Blitzes schnelle verschwinden zu lassen, so war es nur mit einem Zirkusbetrieb möglich.
Was ist denn ein Zirkus?
Ein Zirkus ist eine kleine Stadt auf Rädern. Was Hunderte von Menschen und Tieren zum Leben und zu ihren Vorstellungen brauchen, muss in Zirkuswagen Platz finden. Noch während in einem Ort die letzte Vorstellung stattfindet, werden die Tiere verladen, werden die Requisiten verpackt, rollen die ersten Wagen in Richtung des nächsten Ortes ab. Kaum hat der letzte Besucher das Zelt verlassen, sind die Sitze auch schon abmontiert, sinkt das riesige Zelt in sich zusammen wie ein Ballon, aus dem man die Luft lässt. Abbauen, aufbauen, Abfahrt und Ankunft spielen sich in vorher festgelegten Zeiten ab. Alles ist ausgerechnet. Nichts darf auch nur eine Minute länger dauern als veranschlagt. Hunderte von Händen arbeiten mit der Präzision einer riesigen Maschine. Ohne äusserste Pünklichkeit könnte kein Wanderzirkus eine Woche existieren.
Brumbach und seine Konspiratoren hätten sich nie ernsthaft mit der Flucht beschäftigt, wenn sie diese besonderen Fähigkeiten der Zirkusleute nicht hätten einsetzen können. Sie wussten genau, dass ihre Leute im entscheidenden Moment die Nerven nicht verlieren, sondern sich benehmen würden, als handele es sich nicht um eine Flucht, sondern um eine normale Reise des Zirkus – etwa von Magdeburg nach Halle.

Die Aktion sollte also schlagartig vor sich gehen. Aber vorher wollte Brumbach versuchen, gewisse Teile des Zirkus in unauffälliger Weise nach West-Berlin zu überführen, um das Risiko etwas zu verteilen.
Es ging Brumbach in erster Linie um die Wagen. Die waren zum Teil in der Friedrichstrasse auf dem Zirkusgelände, zum Teil in gemieteten Räumen auf dem Zentralviehhof in Lichtenberg abgestellt. Diesen Umstand machte sich Brumbach wie folgt zunutze.

Um 9 Uhr morgens ordnete er an, es solle Heu für die Tiere geholt werden. Eine Zugmaschine spannte sich also vor einen Wagen, sagen wir Nummer 33, und verliess das Gebäude in der Friedrichstrasse. Kaum war er weg, da rief Brumbach in Lichtenberg an, es solle ein Wagen, sagen wir Nummer 17, bereitgestellt werden, die Zugmaschine werde gleich erscheinen, um ihn zum Furagefahren abzuholen. Die Zugmaschine holte den Wagen Nummer 17 in der Tat eine halbe Stunde später ab, nachdem sie den Wagen Nummer 33 in der Nähe abgestellt hatte. Dann fuhr sie mit beiden Wagen in den Westsektor. Wagen Nummer 17 wurde im Hinter-

hof eines ausgebombten Hauses abgestellt. Und dann fuhr die Zugmaschine mit Nummer 33 in die Umgegend, um Heu zu holen.

Gegen Abend traf die Zugmaschine mit dem Wagen Nummer 33 ein. Wenn jemand vom Personal Verdacht geschöpft hatte – etwa der kommunistische Oberelektriker –, dann müsste er jetzt beruhigt sein. In Lichtenberg freilich stand jetzt ein Wagen zu wenig. Deshalb musste Brumbach jetzt in der Friedrichstrasse erklären, ein dritter Wagen, sagen wir Nummer 27, sei reparaturbedürftig, und er liess ihn mit der Zugmaschine vom Zirkusgelände abfahren. Nummer 27 kam aber nicht, wie der Oberelektriker vermuten durfte, in die Reparatur, sondern in den Zentralviehhof nach Lichtenberg, um den am Morgen abgeholten Wagen Nummer 17 zu ersetzen. Dort stellte man fest: ein Wagen war abgeholt, ein Wagen war zurückgebracht worden.
Alles war in bester Ordnung.
Dieser Trick wurde einige Male wiederholt. Schliesslich standen acht Wagen des Zirkus Brumbach im Westen Berlins. Die beiden Salonwagen – in dem einen lebte Brumbach mit seiner Familie, der andere war Büro – die Salonwagen also standen noch auf dem Zirkusgelände. Wochenlang wartete Brumbach auf den Augenblick, da er sie verschwinden lassen konnte.
Am Nachmittag des 24. Dezember – in wenigen Stunden sollte die Weihnachtsfeier der Zirkusleute beginnen – glaubte er den richtigen Moment gekommen. Weder der Oberelektriker, noch die anderen zwei oder drei kommunistischen Spitzel befanden sich auf dem Gelände. Er rief seinen Fahrer Fritz ins Büro, der die Zugmaschinen gesteuert hatte, wenn es galt, Wagen nach West-Berlin zu verschieben, und gab ihm den Auftrag, mit seiner Zugmaschine die beiden Salonwagen der Firma in den Westsektor zu bringen. Es waren ja nur ein paar hundert Meter vom Zirkus bis zum Westsektor. Brumbach sagte, Fritz soll die Friedrichstrasse hinunter fahren, die an ihrem südlichen Ende bereits westlich ist.

Fritz fuhr los, hatte aber das Gefühl, in der schmalen Friedrichstrasse würden die grossen Wohnwagen vielleicht doch auffallen, bog also rechts in die Leipziger Strasse ab, fuhr dann wieder links in die Wilhelmstrasse hinein und dann ...
Fünf Minuten nach seiner Abfahrt klingelte das Telephon in Brumbachs Büro. Fritz war ganz heiser vor Aufregung. «Chef, ich habe Magenkrämpfe bekommen.»
Das bedeutete in der Geheimsprache der Konspiratoren, dass die Zugmaschine ausgefallen war. «Wo?» rief Brumbach aufspringend.

«Ecke Zimmerstrasse . . .»
Die Zimmerstrasse ist die Sektorengrenze. Nur wenige Meter weiter, und die Wohnwagen wären in Sicherheit gewesen.
Brumbach rief seinen Fahrmeister, der ebenfalls zur Verschwörung gehörte. «Nehmen Sie einen Zugwagen, möglichst keinen, der als Zirkusauto zu erkennen ist, und fahren Sie in die Zimmerstrasse. Fritz wartet.»
Der Fahrmeister raste los. Schon von weitem sah er die Zirkuswagen, er sah Fritz, sah aber auch, während es ihm heiss und kalt über den Rücken lief, zwei Volkspolizisten, die die Zirkuswagen inspizierten.
Er stieg ab, näherte sich Fritz und redete ihn an, als sähe er ihn zum erstenmal.
«Nanu, alter Kumpel, was machst du denn hier?»
Fritz: «Ich spiele Weihnachtsmann. Ein paar Schausteller auf dem Weihnachtsmarkt am Lustgarten hatten diese Wagen vom Zirkus gepumpt. Nun haben sie abgebaut, und ihre ganzen Klamotten sind drin. Ich soll sie nach Hause fahren, und jetzt bricht mir doch der Motor zusammen! Kannst du mir nicht helfen, die ganze Chose zum Belle-Alliance-Platz zu bringen?»
Der Belle-Alliance-Platz am südlichen Ende der Friedrichstrasse, nur ein paar hundert Meter entfernt, war schon West-Berlin.
Der Fahrmeister schüttelte den Kopf. «In den Westsektor – nein! Da fahre ich nicht hin!»
Vergebens flehte Fritz. Der Fahrmeister hatte nun einmal etwas gegen den Westsektor, besonders auch gegen die Westpolizei, von der er befürchtete, dass sie seinen Wagen beschlagnahmen würde.

Da mischte sich der Wachtmeister der Volkspolizei ein. «Ist ja alles halb so schlimm mit der Westpolizei. Und ausserdem ist es nicht weit. In einer Viertelstunde können Sie wieder zurück sein!» Und dann half er mit seinem Polizisten, die Zugmaschine und die Wohnwagen an den Dreiachser des Fahrmeisters anzuseilen.

Der amerikanische Offizier, mit dem Direktor Schulz verhandelt hatte, hielt Wort. Er sorgte dafür, dass schon im Januar 1950 mehrere Waggons mit Brumbach-Wagen beladen an alliierte Güterzüge angehängt wurden.
Es handelte sich um jene acht Wagen, die nach West-Berlin gebracht worden waren. Sie waren umgestrichen worden, aber da sie immer im Freien gestanden hatten und dem Regen ausgesetzt waren, hatte sich die neue Farbe stellenweise wieder abgelöst.
Als Begleiter dieses Transportes fungierte Karl Alten, der Reklamechef. Er sass in einem der Wagen und rührte sich nicht und

zählte die Minuten, bis der Zug die Zonengrenze passiert haben würde.
Aber schon in Potsdam gab es eine längere Fahrtunterbrechung, da die Gleise nicht frei waren. Alten konnte die Unterhaltung zweier Eisenbahner mit anhören:
«Sieh mal, Karle, da kommt der Zirkus Brumbach wieder!»
«Quatsch, das ist doch ein internationaler Zug, der fährt nach dem Westen.»
«Und ich sage dir, das sind die Wagen vom ollen Brumbach! Ich hab doch den Zirkus noch im vorigen Herbst in Potsdam spielen sehen!»
«Und ich sage dir, du musst dich irren .. .»
Karl Alten stand der Schweiss auf der Stirn. Wenn jetzt einer der beiden Arbeiter zur Bahnpolizei ging, um zu beweisen, dass er recht hatte, war alles zu Ende.
Aber in diesem Augenblick zischte die Lokomotive, die Wagen ruckten an, und bald waren Potsdams letzte Lichter verschwunden.
Sechs Stunden später konnte Alten aus Braunschweig an eine Deckadresse in West-Berlin telegraphieren: «Tante gut angekommen.»
Aber das war nicht das letzte Abenteuer Altens; denn am Abend des 25. Januar 1950 war er mit einer Klebekolonne in den Strassen Ost-Berlins unterwegs, um die Plakate mit dem Februarprogramm an Litfasssäulen und Häuserwände zu kleben. Zu solchen Arbeiten pflegte er sich einen alten Anzug und einen verdreckten Trenchcoat anzuziehen und niemand, der ihn nicht kannte, hätte in ihm den Reklamechef eines grossen Unternehmens vermutet. Umso erstaunter war er, als ihn plötzlich einer ansprach: «Na, Herr Reklamechef, das ist ja wieder mal ein schönes Programm, das Sie ankündigen!»
Alten musterte den Mann. Der war ausgesprochen schlecht angezogen, vielleicht ein wenig zu verdreckt. Handelte es sich um ein Kostüm? Und woher kannte der Mann ihn?
Der redete weiter – wie ein Wasserfall. Er schimpfte auf die Russen, und dass sie das Leben in Ostdeutschland unerträglich machten. Er schimpfte ein bisschen zu laut und zu ausgiebig auf die Russen. Dabei rauchte er die miserable Möwe-Zigarette. Jeder, der wirklich antikommunistisch eingestellt war, hätte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auch auf die schlechten Zigaretten zu schimpfen, die im Osten hergestellt wurden. Der Mann aber schien sie mit Behagen zu rauchen. Karl Alten vermutete daher, dass der Mann, der sich so für ihn zu interessieren schien, ein östlicher Provokateur war oder vielleicht ein Kriminalbeamter. Sein Verdacht wurde bestärkt, als der Mann fragte: «Macht es denn eigentlich Spass, im Osten Zirkus zu spielen? Wenn ich die

Möglichkeit hätte, im Westen zu arbeiten, würde ich mich noch heute absetzen!»
«Wir Zirkusleute haben nichts mit Politik zu tun. Wir wollen den Leuten ein paar frohe Stunden bereiten. Das können wir genauso gut im Osten wie im Westen», antwortete Karl.
Der Fremde lächelte. «Das sagt sich leicht, aber bringt nichts ein.» Seine Stimme wurde leiser. «Wenn ich der Chef wäre, würde ich nach dem Westen abhauen!» Jetzt flüsterte er nur noch: «übrigens hab ich gehört, dass ihr im Februar nach dem Westen losmachen wollt! Na, ich wünsche euch viel Glück...» Und damit war er fort.

Karl Alten hatte Mühe, seine Klebearbeit gleichmütig zu beenden. Brumbach musste sogleich verständigt werden! Vielleicht wusste die andere Seite mehr als er ahnte.
Aber bevor Brumbach erreicht werden konnte, erschien früh am nächsten Morgen eine Kommission im Zirkus, bestehend aus fünf Männern: «Finanzkontrolle!»
Die Bücher wurden auf das Genaueste geprüft. Immer wieder wurde Brumbach gefragt, was er mit den eingenommenen Westmarkbeträgen gemacht habe. «Aber wir haben nie Westmark eingenommen!» beteuerte Brumbach. Er wusste, wenn man auch nur eine Westmark bei ihm fände, würde man ihn auf der Stelle wegen Wirtschaftsvergehens verhaften und ihm den Zirkus abnehmen. So einfach wollte er es den Kommunisten nicht machen .. .

Dies war das offizielle Programm Brumbachs für die kommende Sommersaison: Der Zirkus wurde in zwei Gruppen geteilt. Die eine Gruppe bereiste den Norden der Ostzone, die zweite den Süden. Für die nördliche Tour sollten sich die Wagen, Artisten und Tiere in Neuruppin, 75 Kilometer nordöstlich von Berlin, sammeln, während die «südliche Truppe' geschlossen am 28. März vom Stettiner Bahnhof in Berlin nach Luckenwalde abfahren sollte.
Der 28. März war also der grosse Tag. Er war schon seit Wochen aufs Sorgfältigste vorbereitet worden. Brumbach, Schulz, Kurt und auch Karl Alten schritten immer wieder die Strecke zwischen dem Winterbau und dem Stettiner Bahnhof ab. In den Händen hielten sie Stoppuhren. Dazu begannen langwierige Berechnungen.
Es gab zwei Strecken vom Winterbau zum Stettiner Bahnhof. Die eine verlief entlang der Friedrichstrasse, vorbei an der Verkehrsampel am Oranienburger Tor, dann musste man rechts abbiegen, in die jetzige Wilhelm-Pieck-, die frühere Elsässer Strasse, die sehr breit war und nicht von Strassenbahnen befahren wurde. An der früheren Artilleriestrasse, der jetzigen Tucholsky Strasse – an einem HO-Laden – wurde links abgebogen. Es ging an einem

kleinen Park vorbei, an zahlreichen Ruinen, an vielen Schutthaufen.

Die andere, wesentlich längere Strecke, führte vom rückwärtigen Eingang der Stallungen durch die Johannisstrasse, die Artilleriestrasse und das Oranienburger Tor.
Die Frage war: wie lange brauchten Lastautos für die lange Strecke, vorausgesetzt, dass der Verkehr leicht war, wie lange, wenn die Strassen überfüllt waren? Wie lange würde es dauern, bis die Elefanten ankamen? Wie würden sich die Zeiten verändern, wenn es regnete: wieviel Minuten musste man für die langsamen Wagen mit den Tieren einsetzen, wenn sie die kürzere Strecke nahmen? Wieviel Minuten würden die Kamele und Wasserbüffel brauchen, um vom Winterbau über die kürzere Strecke zum Stettiner Bahnhof zu gelangen?
Das Ziel war in allen Fällen der Punkt X am Stettiner Bahnhof.
Es wurde errechnet, dass die Elefanten über die Johannisstrasse zum Punkt X 16 Minuten 22 Sekunden benötigten, dass die Pferde über die Oranienburger Strasse 25 Minuten brauchten, die Kamele, Wasserbüffel, Gnus und Yaks aber 22 respektive 24 Minuten. Auf Grund dieser Berechnung wurde der Schlachtplan entworfen.
Es war von entscheidender Wichtigkeit, dass alle Wagen und Tiere möglichst schnell hintereinander den Winterbau verliessen, und dass alle möglichst gleichzeitig am Punkt X ankamen. Die schnellen Lastwagen und die Elefanten also mussten über die längere Strecke geleitet werden, die langsameren Tiere und langsameren Wagen über die kürzere. Trotz aller Berechnungen wurde Brumbach doch ein bisschen nervös. «Schliesslich hatten wir sonst ja immer ein paar Proben vor der Premiere», sagte er, «dieses Mal ist die Premiere auch die erste Probe, und wenn etwas nicht klappt, dann ist es überhaupt die letzte Vorstellung für mich!»

Schon am frühen Morgen schien es nicht zu klappen. Der Oberelektriker hatte die Wagen gezählt, und er hatte die Tiere gezählt, die Gnus, die Elefanten, die Wasserbüffel und die Kamele, und dann hatte er festgestellt, dass nicht genügend Wagen da waren, um die Tiere nach Luckenwalde zu transportieren.
Brumbach entgegnete, die anderen Wagen – es handelte sich um die in den Westen verlagerten Fahrzeuge – seien bereits in Neuruppin, wo die nördliche Tour ihren Start hatte. Warum aber hatte Brumbach die Wagen nach Neuruppin geschickt, wenn er ohne sie gar nicht in Luckenwalde auskommen konnte? Neuruppin ... Ob die fehlenden Wagen wirklich in Neuruppin standen? Wie weit war denn Neuruppin? 75 km. Das war schliesslich gar nicht so weit.
Der Oberelektriker liess sich vom Betriebsrat ein Auto zur Ver-

fügung stellen und raste in Richtung Neuruppin davon. Schon bei der Einfahrt in das Städtchen wusste er, dass etwas nicht in Ordnung war. Keine Häuser waren beklebt, nirgends war eine Ankündigung des Zirkus Brumbach zu lesen. Kein Zelt, kein Wagen, kein Tier war zu sehen.

Jetzt begriff der Oberelektriker: Also hatte Brumbach ihn doch hinters Licht geführt! Aber noch war es nicht zu spät. Er setzte sich wieder ins Auto. «Zurück nach Berlin! Fahren Sie so schnell es geht, Genosse!»

In Berlin hat um 7 Uhr 45 der Auszug des Zirkus Brumbach begonnen. Fünf Traktoren setzten sich in Richtung Stettiner Bahnhof in Bewegung, natürlich auf dem kürzeren Weg. Sie zogen fünfzehn Zirkuswagen. Durch die Gitterstäbe der Käfige waren die Tiere zu sehen. Überall blieben die Passanten stehen, um das seltene Schauspiel zu geniessen. Die zwölf Rhesusaffen machten einen Lärm, der noch das Geräusch der Traktoren übertönte. Zwei riesige Gorillas umkrallten die Gitter ihres Käfigs und sahen sehr böse aus. Fünf Rotfüchse liefen in ihrem Käfig schnuppernd hin und her. Die acht Waschbären wirkten dekorativ-putzig, die fünf Eisbären glotzten ruhig und majestätisch. Grösstes Aufsehen erregten die zwölf Löwen in ihren Gitterwagen; die Zuschauer konnten ja nicht wissen, dass die Löwen mehr Angst vor ihnen hatten als sie vor den Löwen.

Vierzig Pferde trabten hinter dem letzten Wagen her. Der ganze Zug – Wagen und Pferde – traf um 8 Uhr 10 auf der Verladerampe des Bahnhofs ein. Der Oberstallmeister stellte sie so auf, dass bald jede Übersicht verlorenging. Niemand vermochte mehr zu sagen, wie viele Wagen, wie viele Tiere hier versammelt waren. Vor allem aber war der Blick zum Punkt X völlig verstellt.

Die Traktoren fuhren indessen wieder zum Winterbau zurück. Von dort waren um 8 Uhr hundert Pferde auf dem kurzen Weg über das Oranienburger Tor, sechs Elefanten hingegen auf dem langen Weg über den Hintereingang geschickt worden.

Die Elefanten sollten den Punkt X um 8 Uhr 16 Minuten 22 Sekunden erreichen. Die Pferde mussten dort um 8 Uhr 25 Minuten eintreffen. Ein paar Minuten später würden kommen: zehn Kamele, drei Lamas, sechs Wasserbüffel, die eine unverwüstliche Ruhe an den Tag legten, und fünf Yaks, deren schwarzes, glänzendes, bis auf den Boden reichendes Haar die Zuschauer in entzückte Rufe ausbrechen liess.

Alles verlief programmgemäss. Die letzten der Tiere passierten 8 Uhr 38 die Verladerampe des Bahnhofs.

Ein Beobachter, der sich dort aufgestellt hatte, rief sofort den

Winterbau an und gab das verabredete Signal. Nun setzten sich die Lastkraftwagen und Omnibusse auf der langen Strecke in Bewegung: die Traktoren mit den restlichen Tieren – Rehen und Kragenbären sowie einem Teil des Zeltes, den Lichtmaschinen und dem Küchenwagen – alles in allem fast fünfzig Vehikel.
Dies alles unter lebhafter Beteiligung des Publikums, unter dem man auch viele sowjetische Soldaten und Offiziere sah. Die machten Aufnahmen mit ihren mitgebrachten Leicas. Einen solchen Zirkusaufmarsch bekam man nicht alle Tage vor die Linse.

Um 8 Uhr 10 war also der erste Transport auf dem Stettiner Bahnhof eingetroffen, war kreuz und quer placiert worden. Gustav Brumbach stand an der Verladerampe und verabschiedete sich mit grosser Lautstärke von seinem Oberstallmeister. «In einer Woche sehen wir uns in Neuruppin wieder!» rief er.
Dann begann die Verladung. Aber es wurden nur einige wenige Wagen verladen. Natürlich glaubte jeder, dass alle die Wagen und Tiere, die auf dem Bahnhof umherstanden, der Reihe nach drankommen würden.
Aber es kam anders.
Um 8 Uhr 16 verliess Gustav Brumbach die Verladerampe. Er wusste – es war ja alles vorher genau ausgerechnet worden – in 22 Sekunden mussten die Elefanten eintreffen. Brumbach ging an den Tierkäfigen und Wagen vorbei. Um 8 Uhr 16 Minuten 20 Sekunden stand er am Ende des grossen Schuppens, an dem der Weg zur Verladerampe vorbeiführte. Ein anderer, schmalerer Weg zweigte rechts vom Schuppen auf ein Tor zu ab. Dieses Tor war seit Jahren verschlossen. Schwere Riegel und Sicherheitsschlösser versperrten den Weg in eine andere Welt.
Denn hier, hinter dem Tor, nahm der französische Sektor der Stadt Berlin seinen Anfang.
8 Uhr 16 Minuten 22 Sekunden. Die Elefanten trafen ein. Brumbach gab dem Wärter einen Wink. Und die Elefanten schritten nicht geradeaus weiter zur Verladerampe, sondern bogen rechts ein. Die Stelle, an der sie sich nach rechts wendeten, war der Punkt X, der in dem ganzen Schlachtplan die entscheidende Rolle spielte.

Der Weg vom Punkt X bis zum Tor dauerte für die Elefanten noch knapp vier Minuten. Jetzt stand der Leitelefant vor dem mächtigen verriegelten Tor. Brumbach hielt den Atem an. Wenn etwas nicht geklappt hatte?
Es hatte alles geklappt. Das Tor leistete einen Augenblick Widerstand, gab dann nach. In der Nacht waren nämlich die Sicherheitsschlösser durchgefeilt, die Riegel losgeschraubt worden.

Nun war das Tor offen. Die Elefanten schritten langsam hindurch und befanden sich im französischen Sektor. Neben seinem Wärterhäuschen stand ein Eisenbahner, starr vor Schrecken. Schliesslich brüllte er zu Brumbach hinüber: «Aber was tun Sie denn? Das kostet ja meine Stellung!» Und er machte Miene, in den Bahnhof zu eilen. Brumbach wusste, dass er ihn zurückhalten musste. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf, aber es fiel ihm nichts Richtiges ein.

In diesem Augenblick wendete sich der sechste und letzte Elefant noch einmal um. Er schien die Situation instinktiv begriffen zu haben. Er schlang seinen Rüssel vorsichtig aber entschieden um den Eisenbahner, hob ihn vom Boden auf, trug ihn durchs Tor, setzte ihn erst zwei- oder dreihundert Meter weiter ab.

Als der Eisenbahner wieder festen Boden unter den Füssen spürte, musste, er sich erst einmal setzen. Mitten auf die Strasse. Ihm war gar nicht gut. Und dann riss er die Augen auf und schloss sie wieder und riss sie wieder auf. Nein, es war nicht möglich, dass das, was er vor sich sah, wirklich geschah! Er musste träumen. Diese Dinge konnten doch nicht am hellichten Tag mitten in Berlin passieren.

Was sah er? Er sah eine ganze Karawane durch das offene Tor an sich vorbeifahren. Wagen mit Affen, mit Löwen, mit Lamas, mit Yaks, dazwischen Pferde, dann wieder Wohnwagen, Lichtwagen, Zeltwagen, dann wieder Tiere. Das war wie eine Parade.

Der Eisenbahner erhob sich und taumelte mehr, als er ging, dem Tor zu. Und, gerade als er wieder zum Bahnhof zurück wollte, schloss sich dieses Tor. Und der Eisenbahner sah, wie Brumbach und zwei seiner Leute nun von aussen ein riesiges Sicherheitsschloss anlegten. «Ordnung muss sein», sagte Brumbach und lachte.

Infolgedessen musste der Eisenbahner um den halben Bahnhof herum, musste viele Strassen überqueren, bis er schliesslich wieder auf dem Verladebahnhof eintraf.

Es war 9 Uhr 45. Ein Auto kam in rasender Fahrt zum Stettiner Bahnhof und stoppte abrupt: der Oberelektriker sprang heraus und rannte zur Verladerampe. Er sah gerade noch, wie der Zug mit den Wagen für Luckenwalde aus dem Bahnhof rollte.

In diesem Augenblick torkelte schweissüberströmt der Eisenbahner heran. Der Oberelektriker herrschte ihn an: «Ist der Zirkus Brumbach schon abgereist?»

«Ja», antwortete der Eisenbahner, «aber mitgenommen haben die nicht viel. Die Löwen und die Elefanten und die Pferde und die Wagen – die sind alle in den Westsektor gerollt!»

Der Oberelektriker wurde bleich. Dann stürzte er wieder zum Auto. «Zum Alexanderplatz», brüllte er. «Polizeipräsidium!»

Noch am Abend des gleichen Tages wurden die Wagen mit den Tieren auf einen alliierten Güterzug verladen, der im Laufe der Nacht Berlin verliess. Gustav Brumbach selbst war noch einmal in den Winterbau zurückgekehrt, um einige Ponys zu holen. Wenige Minuten später traf der Oberelektriker mit der Polizei ein. Aber es gelang Brumbach, noch rechtzeitig zu flüchten. Er erreichte den Flughafen Tempelhof und war schon wenige Stunden später im Westen.
Für Frau Lulu, Ilona und die anderen, die mit dem Zug fuhren, dauerte die Reise länger. Es war bitter kalt. Man fror. Feuer durfte nicht angezündet werden. Der Rauch hätte verraten, dass es auf den Güterwagen auch Passagiere gab. Eine Inspektion wäre erfolgt...

Aber was tat es, dass man fror. In ein paar Stunden war man in Freiheit.
Der Zug rasselte langsam durch die Ostzone, hatte schon Magdeburg passiert, die Grenze konnte höchstens noch zehn oder zwanzig Kilometer entfernt sein. In regelmässigen Abständen spähten die Tierwärter durch die Jalousien nach rückwärts, wo sich die Wagen mit den Tieren befanden. Die Dunkelheit war so vorgeschritten, dass fast nichts mehr zu sehen war.
Lind dann machten sie trotz der Finsternis eine furchtbare Entdeckung. Feuer! Funken aus der Lokomotive, die mit minderwertigen Briketts der Ostzone angetrieben wurde, hatten einen Wagen mit Heu in Brand gesetzt. Zu Tode erschrocken sahen die Wärter, wie sich ein roter Schein über die letzten Wagen des Zuges ausbreitete. Schon hörten sie über das Rattern der Waggons hinweg das Brüllen der verzweifelten Tiere.
Ohne auf die Gefahr zu achten, krochen die Wärter aus den Fenstern der Wohnwagen, kletterten auf die Dächer der Eisenbahnwaggons, machten ihren halsbrecherischen Weg zu den letzten Waggons. Die brannten bereits lichterloh. Was tun? Es gab keine Löschvorrichtungen. Und der Fahrtwind fachte das Feuer auch noch an.
Endlich hatte man von der Lokomotive aus das Feuer gesehen. Der Zug kam zum Stehen. Das ganze Zirkuspersonal verliess die Wohnwagen und raste nach hinten. Keiner dachte daran, dass er, wenn er hier ohne Papiere gefasst wurde, eine hohe Gefängnisstrafe zu gewärtigen hatte.
Jetzt, da der Zug stand, hörte man auch noch die Schmerzensschreie der Tiere. Die Löwen brüllten herzzerreissend, die Elefanten trompeteten ihre Verzweiflung in den Abend. Den Zirkusmenschen, die seit Jahren mit diesen Tieren zusammenlebten, liefen die Tränen herunter.

Alle Tiere hätten gerettet werden können, wenn sie nicht vor Aufregung halb wahnsinnig gewesen wären. Aber keines wollte ins Freie hinaus, alle drängten sich immer wieder in die Käfige zurück, als wären sie dort sicherer. So war es äusserst schwierig, die Trensen der Pferde loszuschneiden, und nur 40 Pferde waren schliesslich dazu zu bewegen, aus den brennenden Waggons zu springen. Die Elefanten wehrten sich mit allen ihren Kräften dagegen, dass man die Ketten losschraubte, mit denen ihre Vorderfüsse befestigt waren. Selbst die ihnen so lange vertrauten Wärter kamen in Gefahr, von ihnen zertrampelt zu werden. Nur vier Elefanten konnten schliesslich gerettet werden. Sämtliche zwölf Löwen kamen um, obwohl die Wärter rechtzeitig ihre Käfige geöffnet hatten. Die Tiere waren viel zu nervös, um den Käfig zu verlassen.
Jetzt kamen auch die Eisenbahner herbei und koppelten die sechs Zirkuswagen ab, und der Zug fuhr ein Stück weiter, denn es musste unter allen Umständen verhindert werden, dass das Feuer übergriff.

Schliesslich wurden noch zwei Kamele aus den brennenden Waggons gerissen. Alle anderen Tiere kamen um: die Gnus, die Yaks, acht Kamele, die Wasserbüffel, die Lamas, die Rotfüchse, die Waschbären, die Dingos .. .
Stundenlang noch brannten die Zirkuswagen – bis in die frühen Morgenstunden hinein. Der Zug war längst weitergefahren.

In den Wohnwagen weinten die Frauen und die Männer. Welch sinnloses Schicksal. Wie grausam, dass jetzt noch, so kurz vor dem Ziel, so viele Tiere sterben mussten ...
Robert, der Elefantenwärter, war mit dem Leitelefanten davongezogen, die anderen Elefanten, die Kamele und die Pferde waren gefolgt. Durch verschlungene Waldwege marschierte diese seltsame Karawane in die Nacht. Robert war hier geboren, er kannte die Gegend genau. Er wollte versuchen, die Grenzstation Marienborn zu umgehen und weiter südlich die Grenze schwarz zu überqueren.
Der Morgen dämmerte. Die Elefanten, die sich wieder beruhigt hatten, stampften gemessen durch den Hochwald, dahinter wackelten die Kamele, dann kamen die Vollblutpferde. Ein phantastischer Anblick!
Zwei junge Volkspolizisten patrouillierten die Zonengrenze in dieser Gegend. Sie stiessen einander an und kniffen sich selbst in die Backen, denn sie glaubten zu träumen, als sie die Tiere aus dem Morgennebel vor sich auftauchen sahen. Was sollten sie tun? Für einen solchen Fall gab es keine Vorschriften. Schliesslich nahmen sie die Gewehre von den Schultern und riefen: «Halt, wer da?»

Als die Elefanten davon keine Notiz nahmen, riefen sie: «Nicht weitergehen – oder wir schiessen!»
Nun trat Robert zwischen den Elefanten hervor. Er lächelte. «Aber, meine Herren, haben Sie noch nie einen Elefanten gesehen?»
«Hier noch nicht!» erklärte einer der Volkspolizisten.
«Dann darf ich Ihnen vielleicht eine kleine Vorstellung geben.» Und im nächsten Augenblick erhoben sich die Elefanten auf ihre Hinterbeine und streckten die Rüssel hoch in die Luft. Die vorwitzigen Kamele lugten zwischen den riesigen Elefantenleibern neugierig hervor. Und die Pferde kamen auch heran.
Die Volkspolizisten hängten ihre Gewehre wieder über die Schulter und klatschten. Dann aber verlangten sie, die Papiere des Zirkus zu sehen.
Während Robert eine grosse Rede über Papiere begann, die manchmal leider verlorengingen, was in diesem Falle bedauerlicherweise geschehen sei, beobachtete er, wie einer der Volkspolizisten an ein Pferd herantrat und es liebkoste.
Der Vopo sagte: «Ich wollte schon immer einmal auf einem solchen schönen Pferd reiten. Ich war nämlich bei der Kavallerie, müssen Sie wissen!»
«Ich stelle Sie sofort als Kunstreiter ein», erklärte Robert, ohne mit der Wimper zu zucken. «Die Gage ist gut. Darf ich Ihnen das Handgeld geben?» Ein Hundertmarkschein war nun plötzlich in des Vopos Hand.
Der Vopo überlegte nicht lange. «Ich komme mit!» sagte er.
«Und was wird aus mir?» fragte der zweite Vopo. «Ich kann nämlich nicht reiten. Und ausserdem habe ich eine Tante in Chemnitz!»
Sein Gewissen wurde mit zwei Hundertmarkscheinen beschwichtigt. Gegen Mittag traf die Karawane jenseits der Zonengrenze in Helmstedt ein. Brumbach wartete seit zehn Stunden. Als er von der Katastrophe hörte und das Schicksal seiner Tiere erfuhr, wandte er sich ab. Er hatte ein schweres Leben hinter sich. Er hatte in Russland Entsetzliches durchgemacht. Er hatte Menschen sterben sehen. Er war hart geblieben. Er hatte nie eine Miene verzogen, auch wenn ihm nach Weinen zumute war.
Jetzt weinte er.

Und damit wäre eigentlich unsere Geschichte zu Ende. Vielleicht müsste noch erzählt werden, dass der Oberelektriker ins Gefängnis kam. Als die Volkspolizei nämlich die Flucht des Zirkus Brumbach untersuchte, stellte sie fest, dass der Oberelektriker persönlich die Lichtmaschine ausgebaut hatte. Das war in östlichen Augen nicht mehr und nicht weniger als Beihilfe zur Flucht. Vergebens betonte

der Elektriker, dass er schliesslich, wie alle anderen, auf die Geschichte von Neuruppin und Luckenwalde hereingefallen war. Aber schliesslich sei es nur ihm zu verdanken, dass nicht sämtliche Wagen und sämtliche Tiere in den Westen verschleppt wurden. Vergeblich. Man warf ihn ins Gefängnis, und ein anderer wurde Treuhänder des volkseigenen Zirkus Brumbach, der freilich kein grosser Zirkus mehr, nicht einmal mehr ein Zirkus für die kleinen Leute war ...
Auch Brumbach hatte es nicht leicht, als er im Westen wieder anfing. Es fehlten ihm die Tiere, die beim Brand umgekommen waren, es fehlten ihm die Tiere und Wagen, die er im Osten hatte zurücklassen müssen. Es fehlten ihm die Mitarbeiter, die in Berlin zurückgeblieben waren. Und die Konkurrenz in Westdeutschland war beträchtlich.
Aber irgendwie ging alles weiter. Man biss die Zähne zusammen, man hatte Erfolg, es kam Geld in die Kasse, es konnten wieder Tiere gekauft werden und Wagen und ein schönes grosses Zelt... Und dann zog Brumbach das grosse Los.
Da hatte in England ein gewisser Neil Paterson eine Erzählung geschrieben, die «International Incident – Internationaler Zwischenfall' hiess, und die nichts anderes war, als die Schilderung der Flucht des Zirkus Brumbach, vermischt mit ein paar romanhaften Zutaten. Der Zirkus, von dem Paterson berichtete, war freilich ein tschechischer Zirkus, denn mit den Nöten eines deutschen Zirkus wäre man vielleicht in den Englisch sprechenden Ländern nicht so mitgegangen – und sein Besitzer hiess also nicht Brumbach, sondern Carl Cernik, und der böse Oberelektriker war ein 'böser Zeltmeister geworden; auch gab es eine Liebesgeschichte. Aber letzten Endes tat Cernik in der Erzählung, was Brumbach in Wirklichkeit getan hatte: er floh mit seinem Zirkus in die Freiheit – aus der Tschechoslowakei heraus nach Bayern. Nur, dass er dabei umkam, während Brumbach nicht umkam.
Die Filmrechte dieser Erzählung wurden von der grossen Filmgesellschaft Twentieth Century Fox erworben, die den bekannten amerikanischen Schriftsteller Robert Sherwood damit beauftragte, ein Drehbuch zu schreiben, und den gleichfalls berühmten Regisseur Elia Kazan engagierte, um es zu verfilmen. Der Film sollte ‚Man on the Tightrope' – ‚Ein Mann auf dem Drahtseil' heissen.
Kazan und Sherwood kamen nach Deutschland und suchten Motive an der tschechisch-bayrischen Grenze. Sie liessen Brumbach fragen, ob er bereit sei, mitzuwirken. Er erklärte sich bereit. Es gab Verhandlungen. Man wollte ja nicht nur Brumbach, man wollte den ganzen Zirkus, den Originalzirkus, der geflohen war. Das konnte man nachher für Propaganda gut ausnützen.
Die Amerikaner verlangten, dass der Zirkus Brumbach drei Monate

für die Aufnahmen zur Verfügung stehen müsse. Drei Monate? Brumbach sagte, das würde für ihn einen gewaltigen Ausfall bedeuten. Den würde man ihm ersetzen, sagten die Amerikaner. Ja, wenn die Amerikaner zahlten, meinte Brumbach, dann würde der gesamte Zirkus ihnen also drei Monate zur Verfügung stehen.
Die Amerikaner zahlten. Sie zahlten über dreihunderttausend Mark.

Und dann rollte der Extrazug des Zirkus Brumbach in den Münchener Hauptbahnhof ein, und es kamen die Wagen des Zirkus auf das Filmgelände von Geiselgasteig bei München. Der Produktionsleiter des Films – oder vielleicht war es auch der Produktionsassistent – sah die Wagen kommen. Neben ihm stand der Reklamechef Karl Alten, stolz wie ein Spanier. Dann die achtundsiebzig frisch lackierten Wagen, die erst kürzlich erworbenen Tiere, die hundertsechzig neu eingekleideten Zirkusleute – das alles war sehr imposant. Der Zirkus Brumbach hatte sich in den zwei Jahren in Westdeutschland fein herausgemacht!
Nur dem Amerikaner schien das alles nicht zu imponieren. Er zählte: «Achtundsiebzig Wagen . . . Und ganz neue Wagen . ..!»
«Ja, ganz neue», bestätigte Alten mit unterdrückter Begeisterung. «Aber man hat mir doch gesagt, der Zirkus Brumbach sei ein kleines, ärmliches Unternehmen!»
«Das war einmal», sagte Alten nicht ohne Genugtuung.
Und nun mussten die Brumbach-Leute Folgendes erleben: die Filmleute bemächtigten sich der Wagen und bestrichen einige mit schmutziggrauer Farbe, so dass sie unansehnlich, ja geradezu ärmlich wirkten.
Jetzt schien der amerikanische Produktions-Assistent schon bedeutend zufriedener zu sein. Schliesslich liess er noch zwischen den Wagen Seile spannen und auf diesen Seilen Wäsche aufhängen. Das auf diese Weise entstandene malerische Bild entzückte ihn geradezu. Um ganz sicher zu gehen, fragte er Karl Alten: «Es ist doch richtig so, nicht wahr?»
Karl Alten sagte: «Was ist richtig?»
«Das mit der Wäsche. Die Zirkusleute hängen sie doch zwischen den Wagen auf?»
«Wir geben unsere Wäsche in die Waschanstalt», sagte Karl Alten.

Ganz klein Komödie spielen

Als Joseph Goebbels im Spätsommer 1944 sämtliche deutschen Theater schloss, munkelte man in Künstlerkreisen, die Sache mit dem «Totalen Krieg' sei nur ein Vorwand; der Propagandaminister sei empört über die deutschen Schauspieler, die sich nicht genügend für den Nationalsozialismus hatten erwärmen können, und nähme nun seine etwas späte Rache, indem er sie noch im letzten Augenblick in die Rüstungsfabriken schickte. Diese Aktion war wohl ein Fehler von Goebbels, selbst wenn die Schauspieler in diesen Fabriken etwas geleistet hätten, was sie weder konnten noch wollten; ein Fehler, denn das Theater war ein umso notwendigeres Ventil, je düsterer die Zeiten wurden. Das Theater war die letzte Möglichkeit, dem höllischen Alltag des Kriegsendes wenigstens auf ein paar Stunden zu entkommen – in das Reich der Illusionen, der Träume, der Hoffnungen.

Die Russen schienen das besser zu begreifen. Noch während um Berlin gekämpft wurde, begab sich ein hoher sowjetischer Offizier in das soeben ‚befreite' Deutsche Theater in der Schumannstrasse, wo einst der grosse Max Reinhardt inszeniert hatte, und verlangte von den Angestellten, die in den Keller geflüchtet waren, dass das Theater sofort zu spielen beginne. Der Offizier meinte wirklich ‚sofort'. Geprobt wurde auch sofort, noch bei Kanonendonner und unter bewaffneter Aufsicht, gespielt wurde wenige Tage, nachdem der letzte Schuss gefallen war.

Um diese Zeit war Gerhard Metzner längst nicht mehr in Berlin. Er hatte sich im Februar 1945 nach München abgesetzt und fand mit seiner jungen, hübschen Frau Isebil Unterschlupf in Tegernsee. Gerhard Metzner war ein schlanker, gut aussehender Mann von einunddreissig Jahren, der trotz seiner Hornbrille und einem gewissen intellektuellen Air jünger aussah als seine Jahre. In Beuthen in Oberschlesien geboren, hatte er schon sehr früh beschlossen, Schauspieler zu werden, studierte Theaterwissenschaften und kam 1938 nach Greifswald. Er war nicht allzu erfolgreich in Greifswald und auch nicht allzu glücklich. Er spielte ein wenig, er inszenierte ein wenig.

Dann lernte er irgendwelche Leute vom Film kennen, die UFA machte ihm ein Angebot, er nahm die Chance wahr, wurde Drehbuchautor in Berlin, arbeitete mit dem Regisseur Wolfgang Liebeneiner, dem künstlerischen Leiter der UFA. Das war schon mitten im Krieg. Ein Drehbuch wurde fertig, wurde mit Erfolg verfilmt. Ein zweites Drehbuch wurde fertig, aber es wurde nicht mehr gedreht. Schon näherten sich die Russen Berlin in Eilmärschen. Metzner war nicht davon überzeugt, dass seine Anwesenheit in Berlin die Hauptstadt retten könnte.

Eines Tages rückten die Amerikaner in Tegernsee ein. Diese Stunden waren noch einmal sehr spannend, denn die SS hatte sich in die Berge am Tegernsee zurückgezogen und erklärt, sie werde dort einen letzten entscheidenden Kampf liefern. Sie lieferte ihn dann doch nicht.

Metzner zog mit seiner blonden Frau Isebil nach München zurück und fand Unterkunft in einer kleinen Wohnung in der Parsivalstrasse. Er hatte seit Kriegsende keinen anderen Gedanken gehabt, als so bald wie möglich wieder Theater zu spielen oder zu inszenieren oder in irgendeiner Form an einem Theater mitzuwirken. Jetzt versuchte er, sich einen Überblick über die Theatersituation Münchens zu verschaffen. Das Residenz-Theater und die Oper waren völlig zerbombt, vom Operetten-Theater am Gärtnerplatz stand zwar der Zuschauerraum, aber die Bühne existierte nicht mehr. Von allen Bühnen Münchens waren nur die Kammer spiele heil geblieben. Trotzdem hatten sich überall Gruppen und Grüppchen von Theaterbesessenen gebildet, die Theater spielen wollten. Man wusste nur noch nicht, wo und wann.

In den so unendlich traurigen Tagen, die dem Kriegsende folgten, jetzt, da die Menschen die Zukunft als eine hoffnungslose Unendlichkeit vor sich sahen, kalt und düster, kam Metzner zum Bewusstsein, dass er nicht Theater spielen wollte, weil das der Beruf war, den er gelernt hatte, sondern weil das der einzige Beruf war, der ihm das Leben würde ertragen helfen.

«Ich liebe das Theater, weil es Zuflucht bietet vor der nackten Wirklichkeit, weil die Träume und Sehnsüchte dort ungetrübter und beglückender in Erfüllung gehen», sagte er. Und: «Wer im Spiel seine Arbeit sieht, hat den strafenden Gott um die Früchte seines Zornes gebracht.»
Theater gespielt wurde allerorts in Deutschland wenige Monate, nachdem die letzten Schüsse gefallen waren. Da die Bevölkerung am Abend zu Hause sein musste, wurde am Nachmittag gespielt. Da die Theater zerbombt waren, wurde in Turnhallen, in Vorstadt-Wirtshäusern, in den Versammlungsräumen des Magistrats gespielt. Da man keine Dekorationen hatte und keine Kostüme, ja, noch nicht einmal einen Vorhang, spielte man Szenen oder las vor.

Denn niemals und nirgendwo in der Welt war das Bedürfnis der Menschen so stark gewesen, dem Alltag zu entfliehen, wenigstens eine Stunde zu vergessen, dass sie hungerten, dass sie froren und nicht wussten, ob sie morgen noch leben würden – nicht einmal während der schlimmsten Kriegstage und Nächte. Damals war Hoffnung gewesen – auf ein Ende. Jetzt schien alles hoffnungslos.

Aber in welches Theater konnte Metzner gehen, wo war ein Unternehmen zu finden? Wo sich bewerben?
Gerade weil ihm das Theater in jener Zeit mehr war als Ausübung eines Berufes zum Zwecke des Broterwerbs, ja, weil glückliche äussere Umstände es ihm ermöglichten, die nächste Zeit zu überdauern, ohne Geld zu verdienen – er hatte die UFA-Einkünfte nicht nur gespart, sondern geschickt in die Nachkriegszeit gerettet –, schloss er sich nicht einer der zahlreichen Gruppen an, bewarb sich nicht um eine Stellung in einem Theater, das noch gar nicht existierte, sondern ging aufs Ganze. Er beschloss, sein eigenes Theater zu eröffnen. Diejenigen, denen er es erzählte, erklärten ihn für verrückt. Ein Theater eröffnen? Wo? Wie? Konnte man das überhaupt? Musste man da nicht die Amerikaner fragen?
Niemals, seit es Theater gegeben hatte, schien es aussichtsloser, ein Theater zu eröffnen, als im Sommer 1945 im halb zerstörten München.

Gerhard Metzner suchte sein Theater. Von früh bis spät ging er in München umher, sah sich Vorstadtkinos und Kabaretts und Nachtlokale an, Hinterzimmer von Gastwirtschaften, sogar Kellerräume, über denen nur noch Ruinen standen. Er fand nichts, was auch nur halbwegs in Frage gekommen wäre. Und wenn er einmal etwas fand, dann stellte es sich heraus, dass das Lokal schon vergeben war.

Eines Tages stand er völlig entmutigt auf dem Maximiliansplatz, im Zentrum der Stadt, und wartete auf eine Elektrische. Es kam schliesslich auch eine, aber sie war überfüllt; er konnte nicht einmal auf dem Trittbrett mitkommen. Da stand er nun und sah sich um, und sein Blick fiel auf das Café Viktoria am Maximiliansplatz, das nur leicht beschädigt war. Es stellte sich heraus, dass das Café Viktoria über einen Gartensaal verfügte. Er sah zwar augenblicklich nicht sehr repräsentabel aus, war überdies mit allem möglichen Gerät vollgepfropft, aber er war wenigstens nicht irreparabel beschädigt.

Und als Metzner sich mit der Wirtin des Cafés, der guten Frau Heckel, unterhielt, stellte sich ferner heraus, dass sie bereit war, diesen Gartensaal abzugeben. In guten Zeiten hatten hier einmal bis zu hundertzwanzig Gäste Kaffee oder auch Bier getrunken. Aber es schien ihr nicht, als ob diese guten Zeiten jemals wiederkommen würden.

Den Gartensaal mieten? Was wollte er denn mit dem Gartensaal machen? Ein Theater wollte er daraus machen? Nun, wenn er den Saal in Ordnung bringen liess, würde sie ihm ein bisschen weniger Miete anrechnen .. . Und beim Theater brauchte man doch jemanden, der sich um das Büfett kümmerte, nicht wahr? Wenn Frau Heckel das Büfett haben könnte?

Sie konnte das Büfett haben, versprach der enthusiastische Metzner. Und was den Gartensaal betraf, so würde er ihn nicht nur in Ordnung bringen, er würde ein wahres Schmuckkästchen daraus machen!

Ein Vertrag wurde abgeschlossen, einer unter den wenigen damals abgeschlossenen Verträgen, die zehn Jahre später noch Gültigkeit hatten.

Aber durfte er überhaupt Theater spielen? Wie war das mit der Besatzungsbehörde? Würden die Amerikaner ihre Einwilligung geben? Die Amerikaner waren nicht bereit, jedem, der es wollte, die Erlaubnis zu geben, ein Theater zu eröffnen oder auch nur Regie zu führen oder zu spielen. Das alles hatte mit der Umerziehung des deutschen Volkes zu tun, von der damals viel die Rede war. Jedenfalls gab es einen Theater-Offizier, der sich darum zu kümmern hatte, dass Nazis nicht mehr Theater machten, dass nationalsozialistische Komponisten nicht mehr gespielt wurden. Der amerikanische Theater-Offizier für München war der junge Major van Loon, der sogar etwas vom Theater verstand. Er war der Sohn eines sehr berühmten amerikanischen Schriftstellers holländischer Abstammung und war selbst ein paar Jahre beim Theater gewesen, als Tänzer in New Yorker Revuen.

Metzner suchte ihn auf und unterhielt sich mit dem charmanten

jungen Mann. Van Loon versprach Metzner sogleich die Lizenz. Er war ja in keiner Weise belastet und entwickelte recht interessante Ideen über das Theater der Zukunft. Die Lizenz wurde schliesslich am 7. November 1945 erteilt, und da es sich um ein Zeitdokument handelt, sei sie wenigstens auszugsweise wörtlich wiedergegeben:

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY
(Militärregierung Deutschland)
INFORMATION CONTROL
(Nachrichtenkontrolle)

Eastern Military District — License No. / Zulassungs Nr.

1. Gemäss den im § 2 festgesetzten Bedingungen ist die folgende Person, welche im Nachfolgenden als ‚Zulassungsinhaber' bezeichnet wird,
   Gerhard Metzner, München, Parsivalstr. 5
   autorisiert, folgende Tätigkeit auszuführen:
   Darbietung von Theater-Vor Stellungen.
2. Diese Zulassung ist erteilt unter folgenden Bedingungen:
   A. Dass alle Gesetze, Verordnungen, Vorschriften und Anweisungen der Militärregierung befolgt werden.
   B. Dass diese Zulassung im Betrieb des Zulassungsinhabers jederzeit öffentlich angeschlagen ist.

Der künftige Theaterdirektor Gerhard Metzner brauchte Schauspieler. Damals gab es wenig Schauspieler in München. Sie waren in alle Winde zerstreut, sie lebten auf Dörfern und in ihren Landhäusern, kurz dort, wo die Bomben nicht gefallen waren.
Da war zum Beispiel die Schauspielerin Trude Hesterberg. Die Hesterberg war viel mehr als eine Schauspielerin. Sie war eine repräsentative Erscheinung, nicht nur des Theaters, sondern auch des Kabaretts und der grossen Revue. Diese entzückende, intelligente und rassige Diva gehörte zu den wenigen Frauen der deutschen Bühne, die sich anziehen konnten, die auftreten konnten, auftreten in des Wortes wahrster Bedeutung, die mit einem Blick, mit einer Geste, mit einem gesungenen, vielleicht auch nur geflüsterten Wort einen Riesenraum gefangennehmen und fesseln konnten.
Sie hatte bei Max Reinhardt begonnen, sie war zur Operette gegangen, sie hatte nach dem ersten Weltkrieg ihr eigenes Kabarett in Berlin aufgemacht, hatte einem Dutzend junger Komponisten und Chansondichter ihre erste Chance gegeben, war zur grossen Revue vorgestossen, der sie als einzige in Deutschland neben der Massary so etwas wie Pariser Atmosphäre zu geben vermochte.

Als Hitler an die Macht kam, stand sie auf allen möglichen Schwarzen Listen, nicht zuletzt als langjährige Freundin des Dichters Heinrich Mann, und es gehörten viele Beziehungen dazu, um sie gegen das «Schwarze Korps' und ähnliche kunstbeflissene Instanzen zu halten. Sie hatte schliesslich einen bekannten Berliner Kaufmann geheiratet. Als der Krieg sich seinem Ende näherte, schickte er sie aus Berlin heraus, in eine kleine Villa in Glashütte, einem Dörfchen in der Nachbarschaft von Tegernsee. Dort wartete sie auf Nachricht von ihrem Mann. Es kam keine. Es kam nur, nach vielen Wochen, die erschütternde Meldung, dass er während der Kämpfe um Berlin umgekommen war. Irgendwer hatte ihn niedergeknallt; vielleicht ein SS-Mann, vielleicht ein Russe. Es wurde später nie ganz klar, wie das gewesen war ...
Die Hesterberg entschloss sich, sogleich nach Berlin zu fahren, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Aber das war damals nicht so einfach. Man musste sich von einem Lastwagen mitnehmen lassen, es gab kaum Eisenbahnen, und niemand wusste so recht, welche Papiere nötig waren.
Das alles stellte Trude Hesterberg in München fest, wohin sie gefahren war, und dort traf sie eines Tages Metzner. Der sagte: «Ich will ein Theater eröffnen!»
«Wo?»
«An der Ecke, wo das Café Viktoria ist.»
«Aber da steht doch kein Theater!»
«Da ist so etwas wie ein Gartensaal.»
«Und die Garderoben?»
«Die bauen wir an.»
Metzner baute, das heisst, er hatte mit vieler Mühe die Baupolizei davon überzeugt, dass sie ihm die Erlaubnis erteilen müsse, zu bauen. Die Baupolizei gab die Erlaubnis zum Bauen, obwohl oder weil sie die Sache für einen Scherz hielt. Sie glaubte nicht im Ernst daran, dass der Bau zustande kommen würde.
Dann fand Metzner irgendwo und irgendwie zwei italienische Maurer, die sich bereit erklärten, die notwendigen Bauten auszuführen. Später gab es berechtigte Zweifel, ob die beiden Italiener Maurer waren. Sicher war nur, dass sie ungeheure Mengen amerikanischer Zigaretten rauchten und Schnaps, Schnaps jeder Farbe, jeder Sorte, wenn es nur genug Schnaps war.

Später wusste niemand mehr genau, ob etwa der Zusammensturz einer Mauer, die sie gerade aufgebaut hatten, damit zu tun hatte, dass sie dem Schnaps zu eifrig zugesprochen hatten, während sie bauten, oder ob der Kalk, der dabei Verwendung gefunden hatte, und der sündhaft teuer auf dem Schwarzen Markt erstanden wor-

den war, in Wirklichkeit gar kein Kalk war, sondern Schlämmkreide. Später wurde so manches fraglich, und alle, die den ersten Bauarbeiten beigewohnt hatten, griffen sich an den Kopf und fragten sich, ob wirklich gebaut worden war oder ob sie das Ganze vielleicht nur geträumt hatten.
Das war also so: es gab die beiden Italiener, die vielleicht Maurer waren, vielleicht auch nicht. Sie hatten Ziegel – die lagen ja überall herum, die organisierten Metzner und seine Frau und andere Verschworene am laufenden Band. Aber schon die Beschaffung von Nägeln war viel komplizierter. Jeder Nagel, jedes Stück Stoff, jeder Topf Farbe, jeder Pinsel wurde zum Problem. Balken wurden irgendwo «organisiert», das heisst gegen Zigaretten, Schnaps, Radios und weiss Gott welche anderen Gegenstände, die die Metzners noch besassen, umgetauscht und – waren verschwunden, kaum dass sie geliefert worden waren. Die nächste Sendung Balken wurde sofort als Bühnenboden angenagelt, damit sie wenigstens nicht sofort wieder gestohlen werden konnten.
Dann brachte Metzner es fertig, dass die Behörden seinen kleinen Wagen zuliessen, und der war nun den ganzen Tag unterwegs, teils um Metzner von einem Amt zum anderen zu befördern, teils um Bausteine, Hölzer, Leinwand, Nägel, Glühbirnen heranzuschaffen. Frau Metzner lief auf Auktionen und kaufte alte Möbel, Bilder, kurz alles, was man bekommen konnte. Man brauchte alles, es war ja nichts da.
Und immer wieder gab es Katastrophen. Und immer wieder fehlte es an etwas. Ein Scheinwerfer war von irgendwoher organisiert worden, aber Glühbirnen für den Scheinwerfer waren wochenlang nicht zu bekommen. Dann waren sie da – und waren schon wieder verschwunden.
Ja, und die Garderoben! Es wurde ein ziemlich grosser Raum gebaut und durch eine Bretterwand abgeteilt. Auf der einen Seite sollten die Schauspieler, auf der anderen die Schauspielerinnen sich umziehen. Mitten in der Bretterwand war ein Loch. Da kam ein kleiner Ofen hin, um die beiden Abteilungen einigermassen warm zu halten. An eine luxuriösere Ausstattung der Garderoben war für den Anfang nicht zu denken.

Was sollte denn gespielt werden? Auch das war ein Problem. Klassiker? Nein, dazu würde die Bühne viel zu klein sein, wenn sie erst einmal fertig war. So viele Darsteller, wie zu einem klassischen Stück nötig waren, würden sich auf ihr gar nicht unterbringen lassen.
Die meisten Stücke, die im Dritten Reich gespielt worden waren, kamen nicht in Frage, weil sie auf das Dritte Reich ausgerichtet

und weil ihre Autoren belastet waren. An die ausländische Produktion, die unter den Nazis nicht hatte gespielt werden dürfen, kam man nicht so schnell heran. Wer besass denn die deutschen Rechte für Jean Giraudoux, für Thornton Wilder, für Jean Anouilh, für Somerset Maugham, Terence Rattigan ...? Welche prominenten Ausländer wollten überhaupt um diese Zeit in Deutschland gespielt werden?

Schliesslich bekam Metzner durch den Desch-Verlag in München das Textbuch eines Stückes, das Trude Hesterberg bereits in Berlin mit enormem Erfolg gespielt hatte. Das Stück hiess ‚Kleopatra die Zweite' und stammte von dem gescheiten Max Christian Feiler. Es war eine Parodie, eine Art Offenbach-Text ohne Musik. Es ging da um einen König der nicht existenten Chamarier, der nichts so sehr liebte, wie seine Ruhe. Seine Frau Kleopatra, die Tochter der grossen Kleopatra, besass eine ziemlich lebhafte Vergangenheit, von der ihr Mann freilich nichts wusste, besonders, weil es viel weniger anstrengend und aufregend war, nichts zu wissen.

Es kamen Boten vom Kaiser Nero, um Kleopatra nach Rom zu bringen. Nero hatte nämlich gehört, sie besässe das Geheimnis der ewigen Jugend.

Das besass sie zwar nicht, wohl aber genug Erfahrung, um zu wissen, dass so ein Abenteuer in Rom nicht gut ausgehen würde. Ausserdem war sie auch bequem geworden, es genügte ihr durchaus, ihren Mann gelegentlich mit einem seiner Hauptleute zu betrügen oder eine kurze Liebesnacht mit einem der Männer aus Rom zu verleben. Jedenfalls arrangierte sie alles aufs Trefflichste. An ihrer Stelle ging eine junge Tänzerin nach Rom, der Bote, den sie in jener Liebesnacht becirct hatte, würde den Mund halten. Nero würde wirklich glauben, Kleopatra besässe das Geheimnis der ewigen Jugend, und ihr Mann würde als Dank einige Provinzen ernten.

Das war ‚Kleopatra die Zweite», eine der wenigen Parodien auf Herrschertum und Diktatur, die im Dritten Reich hatten aufgeführt werden können, voll von Anspielungen. Etwa: der Hauptmann der Leibwache des Königs der Chamarier war dabei, einen Kuchenteig zu kosten. Seine Königin fragte ihn, ob er nicht genug geknetet habe? «Nein, ein Kuchenteig ist wie eine Volksseele. Man muss beide ordentlich schlagen, damit sie mürbe werden.»

So begann das Stück. Es endete mit den Worten des Königs der Chamarier: «Weg sind sie, weg. Den Göttern Dank. Die Weltgeschichte ist mit dröhnenden Schritten vorbeimarschiert, ohne uns ein Haar zu krümmen.»

Das freilich konnten die Deutschen im Winter 1945 nicht behaupten. Sie konnten höchstens sagen: Wie schön, wenn die Welt-

geschickte immer so wäre, wie in diesem amüsanten kleinen Stück, das eigentlich kaum ein Stück war, eher ein Schaum-Omelett, das auf der Zunge zerging! Also genau das, was die Menschen damals brauchten.

Es gehört zu den schwersten Dingen, Menschen zu amüsieren, wenn sie frieren und Hunger haben. Es war schon nicht leicht für die Hesterberg und die übrigen Schauspieler, dieses leichte Stückchen unter der Regie Gerhard Metzners zu probieren, während rings um sie das Theater noch gebaut wurde, während das Hämmern und Sägen und Klopfen nie aufhörte. Es war recht schwierig, auch nur die allernotwendigsten Requisiten und Kostüme herbeizuschaffen, und es gehörte schon das Genie des blutjungen Bühnenmalers Janni Loghi dazu, die Schwierigkeiten zu überwinden.
Im Grunde genommen war eigentlich Janni Loghi in diesem Augenblick für das ‚Kleine Haus' wichtiger als irgendein Schauspieler oder Dramatiker. Er war Grieche, lebte seit 1938 in Deutschland, hatte bei Emil Preetorius gearbeitet und auch schon einige Bühnenbilder entworfen. Aber das, was er jetzt tun musste, hatte er nirgends gelernt – das konnte man nirgends lernen.
Er musste mit nichts, absolut nichts beginnen. Andere Theater hatten immerhin Magazine mit alten Dekorationen, einen Fundus, und wenn auch viel verbrannt war, so war doch einiges durch Verlagerungen noch gerettet worden. Das Theater, das jetzt entstand, besass nichts. Es konnte nicht einmal auf die Maskenverleihe oder Kostümwerkstätten zurückgreifen, die früher so manchem Theater ausgeholfen hatten. Denn es gab keine Maskenverleihe und Kostümwerkstätten mehr.
Janni Loghi hatte in der Tat nichts zur Verfügung, keinen Meter Stoff und keinen Meter Faden, keinen Knopf und kein Stück Leder. Wenn er dann irgendwoher Stoff bekam, war es immer noch ein Problem, ihn einzufärben. Ein Stück, in dem sieben Paar Damenschuhe gebraucht wurden – das war später –, konnte beinahe nicht zur Aufführung kommen, weil sieben Paar Damenschuhe nicht aufgetrieben werden konnten.
Janni Loghi besass nichts – als den Willen zum Aufbau. Die Schwierigkeiten verärgerten ihn nicht; sie spornten ihn an. Er hielt Umschau. Er begann Engrosgeschäfte und Detailläden zu besuchen.
Das war gar nicht so einfach, denn die meisten Firmen hatten ihren Betrieb verlagert. Das bedeutete Fussmärsche von zwei oder drei Stunden, und wenn Loghi dann in Nymphenburg oder Pasing ankam, belehrte ihn ein Schild, dass die betreffende Firma nur zweimal in der Woche einige Stunden ihren Betrieb aufrechterhielt.

Wo immer er erschien, schüttelte man den Kopf. Trotz der Bezugscheine, die er schwenkte, wollten die Firmen zuerst nichts herausgeben. Es war damals allgemein so, dass die Firmen nur leben konnten, wenn sie schwarz verkauften, und schwarze Preise konnten Metzner und Janni Loghi nicht zahlen.
Damals lernte Loghi, dass es nur darauf ankam, nicht locker zu lassen. Er nahm das Achselzucken der Kaufleute einfach nicht zur Kenntnis, er kam wieder und immer wieder, und schliesslich gaben die anderen nach, und er bekam doch irgendwelche Ware. Freilich, er bekam nicht immer das, was er wollte. Er brauchte Stoff zu einem eleganten Abendkleid – und er bekam Vorhangstoff. Nun musste er eben aus einem Vorhang ein Abendkleid machen.
Das grösste Problem war die Bühne – wenn man sie überhaupt Bühne nennen konnte. Jedenfalls war sie nur 7,65 Meter breit, 4,18 Meter tief auf der rechten und 6,75 Meter tief auf der linken Seite. Das war selbst für ein kleines Theater sehr klein.
Was konnte man mit diesen paar Quadratmetern anfangen? Natürlich konnte man perspektivisch bauen, das heisst, nach rückwärts verkleinern, dass die Illusion einer gewissen Tiefe entstand. Aber man konnte das nicht in dem Masse tun, wie es auf grossen Bühnen geschah. Denn in diesem neuen Theater sass das Publikum fast auf der Bühne, jedenfalls nur wenige Zentimeter von den Schauspielern entfernt, kam also sehr leicht hinter jede optische Täuschung und jeden Trick. Loghi schuf, da er grosse Räume nicht zeigen konnte, die Illusion von grossen Räumen, indem er so tat, als sei die Bühne nur ein Teil dieser Räume, die sich jenseits des Blickfeldes des Publikums fortsetzen.
Es war unmöglich, Arbeiter zu finden, die bereits für Theater gearbeitet hatten. Die waren, soweit sie überhaupt Lust zur Arbeit hatten, längst bei anderen Theatern engagiert. Also holte Janni Loghi einen regulären Zimmermann heran, der zwar ausgezeichnete Tische und Stühle zimmern konnte, aber von Theaterdekorationen nie etwas gehört hatte. So begann ein entnervender Kampf mit dem Fachmann, da der Zimmermann anfangs durchaus nicht begreifen wollte, und wohl auch nicht konnte, dass man für das Theater nicht so solide und schwer bauen muss wie für das wirkliche Leben. Er schüttelte immer wieder den Kopf und äusserte: «Das hält doch nicht!» Es hielt dann doch – und jener Zimmermann hat heute noch seine Stellung.
Und wieviel Zuschauer konnten placiert werden? Knapp zweihundertsiebzig. Das war nicht viel. Und Metzner tat dann auch das einzig Vernünftige. Er machte aus der Not eine Tugend. Er nannte sein Theater die ‚Kleine Komödie'.

Das Theater wurde am 2. Februar 1946 eröffnet. Noch während der Generalprobe wurde gehämmert und gestrichen. Noch zwei Stunden, bevor der Vorhang sich öffnen sollte, war der Vorhang nicht da. Auch fehlten Glühbirnen. Metzner schickte seine Sekretärin zur Direktion der Strassenbahn: würde sie einige elektrische Birnen ausleihen, damit er sein Theater eröffnen konnte? Die Strassenbahn war bereit, die Glühbirnen auszuleihen.
Gegen Ende Januar hatte es geschneit. Noch lag der Schnee auf den Strassen, lag auch auf dem Dach der ‚Kleinen Komödie', lag und – schmolz, und das Wasser lief die Wände herunter, die gerade rosa gestrichen worden waren. Nun waren sie rosa mit dunkelroten Flecken dazwischen. Das sah nicht schön aus.
Dann kamen die ersten Zuschauer. Die Gäste der Eröffnungsvorstellung waren geladen. Sie hatten hübsche Karten, auf denen Nummern standen. Sie begannen, ihre Plätze zu suchen. Aber sie fanden sie nicht, denn noch waren die Stühle im Zuschauerraum nicht mit Nummern versehen. Die verdutzten Gäste begannen zu zählen. Es gehörte schon fast die Kenntnis höherer Mathematik dazu, um sich auszurechnen, wo man sass. Schliesslich sass man.
Auf der Bühne war es mehrere Grad unter Null. Trude Hesterberg, mit den dünnen Schleiergewändern angetan, die sie bei der Berliner Aufführung getragen und bei ihrer Flucht nach Süddeutschland mitgenommen hatte, fror so furchtbar, dass sie fürchtete, sie würde keinen Satz sprechen, sondern lediglich mit den Zähnen klappern können. Das Publikum behielt natürlich die Mäntel an. Das war damals überall in Deutschland so Sitte. Ein Herr in der ersten Reihe wollte auch seinen Hut aufbehalten, als aber die hinter ihm Sitzenden protestierten, nahm er ihn schliesslich ab und legte ihn auf die Rampe. Der Hut war bei den Grössenverhältnissen auf der Bühne schon fast ein Verkehrshindernis. Der König der Chamarier hob ihn denn auch auf und gab ihn seinem Besitzer mit den Worten zurück: «Das wollen wir erst gar nicht einführen!»

Das Publikum kam auch in den folgenden Tagen und Wochen. Es kam in Mänteln und Pelzen, es brachte Decken mit, und es fror trotzdem. Aber es amüsierte sich auch. Es lachte. Und es war dankbar dafür, dass es lachen durfte. In jenen Tagen gab es so wenig zu lachen.
Hinter der Bühne wurde weniger gelacht, als im Zuschauerraum. Die Frage der Toiletten zum Beispiel war ausserordentlich heikel. Die Schauspieler mussten über den Hof und durch die Küche des Café Viktoria, und das bei Regen und Schnee.
In den beiden Garderobenräumen war es fast so wie im Zuschauerraum, und die Darsteller, die auf ihren Auftritt warteten, konnten

nicht in Pelzen und Decken dasitzen. Nur in ihre dünnen Kostüme gehüllt, versuchten sie, wenn immer sie in die Garderobe gelangten, sich am Ofen, der zwischen den beiden Garderoben stand, etwas zu erwärmen. Das Schlimme war nur, dass meistens keine Kohlen für den Ofen da waren. Jeder der Darsteller brachte zwar ein paar Kohlen mit oder auch ein bisschen Holz oder irgendwelche Abfälle – der Garderobenofen frass alles.
übrigens erwies es sich als vorteilhaft, dass es ein Loch in der Wand gab. Auf diese Weise konnten sich die Schauspieler und Schauspielerinnen wenigstens unterhalten. Auch konnte die Seife– das einzige Stück, das im Theater vorhanden war – zwischen Herren- und Damengarderobe häufig hin und her gereicht werden. Jeder Schauspieler, jede Schauspielerin war jeden Abend davon überzeugt, dass sie morgen nicht würden kommen können, da er oder sie vermutlich mit doppelseitiger Lungenentzündung in einem Krankenhaus daniederliegen würde. Sie froren ja nicht nur im Theater. Sie mussten nachts durch die menschenleeren Strassen nach Hause gehen. Sie froren auch, wenn sie nach Hause kamen. Trude Hesterberg zum Beispiel zog sich nicht aus, wenn sie zu Bett ging, sie zog sich vielmehr an. Sie zog sich alles an, was sie hatte, zwei, drei Paar wollene Strümpfe übereinander, einen Mantel, ein Tuch um den Kopf, wollene Fausthandschuhe.
So hätte Nero sie sehen sollen!
‚Kleopatra die Zweite' ging weit über hundertmal.
Aber damals ging eigentlich alles. Das war in jenen drei Nachkriegsjahren, da die Menschen sich keine Schuhe oder Kleidungsstücke kaufen konnten für das, was sie verdienten und nicht genug zu essen, um satt zu werden. In München gab es eine Unmenge Theater. Neben den Kammerspielen, neben dem Staatlichen Schauspielhaus und der Staatlichen Oper gab es das avantgardistische Neue Theater in Nymphenburg, das Volkstheater, das Dramatische Theater, das Lustspielhaus, das Junge Theater, das Bürgertheater, die Schaubude. Alle waren behelfsmässig untergebracht. Alle waren ausverkauft.
Und es gab die ‚Kleine Komödie*. Ja, dieses winzige Theater, das so wenig Chancen zu haben schien, spielte in den folgenden Jahren viele Stücke vor fast immer ausverkauften Häusern, Stücke von André Birabeau und H. Spoerl, von dem Amerikaner N. S. Behrman und dem Franzosen Jean Anouilh, von Oscar Wilde und Hermann Bahr ... Unfassbar, dass auf dreissig Quadratmetern so viele Schauplätze auf gebaut werden konnten. Es war, wie der Bühnenmaler Janni Loghi später sagte, geradezu ein Sport, alles auf den Zentimeter auszutüfteln.

Das Hauptproblem war nicht einmal die Bühne, das Hauptproblem war die Hinterbühne. Denn es gab keine Hinterbühne. Bevor sich Janni Loghi überlegen konnte, was er auf die Bühne stellen würde, musste er sich überlegen, was er vor und nach dem Umbau hinter der Bühne unterbringen konnte. Man muss wissen, dass die Breite der Bühne identisch war mit der Breite des ganzen Hauses. Die Garderoben waren in einem angebauten zimmerhohen Haus untergebracht. Das bedeutete also, dass die Kulissen, die ja höher waren als ein Zimmer, gar nicht durch den sogenannten Bühneneingang – eben durch das zimmerhohe Häuschen – gebracht werden konnten. Man musste sie durch den Zuschauerraum hereinbringen: Das bedeutete, dass vor jeder Premiere mindestens einen Tag eine Vorstellung ausfallen musste – mindestens eine Vorstellung!

Und Gerhard Metzner war nicht gesonnen, nur Stücke mit einer Dekoration zu spielen. Er nahm Stücke mit drei, vier, manchmal mit zehn bis fünfzehn Verwandlungen an. Das war eine harte Nuss für Janni Loghi. Nicht nur, dass es schwierig, ja, fast unmöglich war, die Dekorationen für die nächsten Bilder hinter der Szene unterzubringen; wo sollten denn die Bühnenarbeiter untergebracht werden, die die Verwandlung durchführen mussten?
Janni Loghi musste immer wieder auf neue Tricks kommen. So erfand er zum Beispiel Fenster mit drei verschiedenen Gardinen übereinander. Im entscheidenden Moment musste die richtige Gardine gezogen werden, und das Zimmer erschien verändert. Die Türen wurden verändert, indem eine neue Türfüllung mittels Druckknöpfen auf die alte Tür gestülpt wurde.
Dergleichen ging meist bei offenem Vorhang, bei völliger Dunkelheit vor sich. Da kam es, allerdings nicht oft, zu seltsamen Zwischenfällen. Es verwechselte ein Schauspieler, der, als es plötzlich dunkel geworden war, abgehen musste, die Richtung – anstatt in die Kulisse, stieg er ins Publikum hinunter. Auf die Frage: «Wo bin ich eigentlich?» ertönte die Antwort: «Im Zuschauerraum!»

Die Schauspielerin Hannelore Schroth, die in John Priestleys ‚Seit Adam und Eva' einen blitzschnellen Umzug hatte, den sie in der Kulisse durchführen musste, wurde von einem mit dem Umbau beschäftigten Mann in recht unbekleidetem Zustand mit auf die Bühne transportiert, von der sie allerdings noch, bevor es wieder hell wurde, fliehen konnte.
Am Rande sei nur erwähnt, welche Regieprobleme diese fürchterliche Enge ergab: Wie schwer es war, Menschen zu gruppieren oder gar umherspazieren zu lassen. Auf sogenannte ‚Gänge', ein Mittel, mit dem beim Theater viel gearbeitet wird, musste in der

«Kleinen Komödie' von Anfang an verzichtet werden. Ein Gang von fünf oder sechs Schritten, und der betreffende Schauspieler war nicht nur von der Bühne verschwunden, sondern schon aus dem Haus heraus.
Ein besonderes Problem stellte die – vom Zuschauerraum aus gesehen – rechte Seite dar. Die rechte Seite war, wie schon erwähnt, zwei Meter weniger tief als die linke. Bei einer Tiefe von nur vier Metern gab es keine Alternative. Janni Loghi musste bis zur sogenannten Brandmauer bauen. Das bedeutete, dass es rechts hinter der Dekoration keinen Zentimeter freien Raumes mehr gab, und das wiederum bedeutete, dass ein Schauspieler, der von rechts aufzutreten hatte, sich schon von Anfang des betreffenden Aktes an auf seinen Platz begeben musste.
Wie aber, wenn dieser Schauspieler vorher, im gleichen Akt, nach links abgegangen war? Wie, wenn er sich umziehen musste, bevor er von rechts auf trat? Wie konnte man ihn von der Garderobe von links nach rechts befördern, da doch hinter der Bühne kein Platz war?
Metzner und Janni Loghi lösten das Problem, indem sie den Raum dergestalt teilten, dass auf der linken Hälfte der Bühne ein Türbogen mit einem Vorhang den vorderen von dem hinteren Teil der Bühne teilte. Dieser Vorhang, der offen war, so dass der Raum als Ganzes in seiner Tiefe von sechseinhalb Meter wirken konnte, wurde während einer Szene unter irgendeinem Vorwand einmal zugezogen, für Sekunden nur, aber immerhin so lange, bis der Schauspieler, der rechts aufzutreten hatte, auf diese Weise von links nach rechts gekommen war.
Es ging immer um einen viertel oder halben Meter. Es war bei jedem neuen Stück die Frage: Würde man einen Ausweg finden? Würde man es schaffen?
Schminke war seit Jahren nicht mehr hergestellt worden. Man musste sich auf dem Schwarzen Markt Restbestände von alten Schminken besorgen. Die neue, die mit Ersatzmitteln hergestellt wurde, brannte Löcher in die Haut, hielt nicht, oder wenn sie hielt, war sie später nicht mehr von der Haut zu wischen.
Für die Schauspielerinnen war der Heimweg ein Problem. Um die Zeit, da die Vorstellungen in der «Kleinen Komödie' zu Ende waren, gab es keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr. Die Schauspieler mussten also durch die leeren und keineswegs sicheren Strassen gehen. Sie wussten nie ganz genau, ob sie ohne Zwischenfall nach Hause gelangen würden.
Die Schauspielerin Heidemarie Hatheyer, die im Sommer 1947 jeden Abend eine Nachtvorstellung in der «Kleinen Komödie' spielte – «Kinder der Zeit' von Roger Ferdinand –, die um zehn

Uhr begann und um Mitternacht zu Ende war, wurde – eine besondere Vergünstigung – nach Theaterschluss mit dem Wagen der Direktion zum Hauptbahnhof gefahren; denn sie lebte in einem ziemlich entfernten Vorort. Aber wenn kein Benzin da war, musste sie eben zum Bahnhof laufen, und dann war der letzte Zug längst fort, und es galt, auf den ersten Morgenzug zu warten, der um drei oder vier Uhr früh fuhr.

Der Münchner Hauptbahnhof war damals noch eine Ruine, schlecht oder gar nicht beleuchtet, und diente den Schwarzhändlern als Hauptquartier. Wenn man nachts auf den Bahnhof kam, wurde man sofort von allen Seiten angesprochen: «Ami-Zigaretten?, Schokolade? Butter? Dollar?»

Die leeren Züge standen auf den Gleisen und wurden von den amerikanischen Soldaten sehr oft als Stundenhotels benutzt. Diebstähle, Überfälle waren an der Tagesordnung, Morde oder zumindest Mordversuche durchaus keine Seltenheit. Der Münchner Hauptbahnhof war des Nachts also ein durchaus gefährliches Pflaster.

Natürlich gab es Polizei. Aber was sollte sie tun? Sie besass ja nicht einmal Waffen. Sie hätte bei jedem Versuch, einzuschreiten, den Kürzeren gezogen.

In den beiden Nachkriegswintern war es so kalt gewesen, dass die Schauspieler fast erfroren. In diesem Sommer 1947 war es so heiss, dass sie in der ‚Kleinen Komödie' fast erstickten. Es existierten nicht genügend Ventilationsanlagen – ein so kleines Haus ist sehr schwer zu entlüften –, und da es in jener Zeit eine Abend- und eine Nachtvorstellung gab, war um zehn Uhr abends die Luft zum Schneiden. Die in der Komödie von Roger Ferdinand beschäftigten Schauspieler konnten es schliesslich nicht mehr wagen, sich hinzusetzen. Sie mussten fürchten, auf dem Stuhl, auf dem sie Platz genommen hatten, kleben zu bleiben.

Schlimmer als Kälte oder Hitze war für die Schauspieler die Frage der Ernährung. Die Gagen, die sie an den grossen Münchner Theatern erhielten, tausend, fünfzehnhundert oder zweitausend Reichsmark, waren nicht mehr wert als ein paar Pfund Butter, und obwohl Metzner viel höhere Gagen zahlte, konnte er keinem Schauspieler so viel zahlen, dass er davon hätte leben können.

Die Schauspieler waren in einer schlechten Lage: sie verfügten nicht über Waren, die sie hätten tauschen können. Sie konnten nur Schmuck verkaufen, wenn sie noch welchen hatten, oder ihre Kleider oder ihre Anzüge oder was sie an persönlichem Besitz über den Krieg gerettet hatten. Und dann?

Es gab Schauspieler und vor allem Schauspielerinnen, die ihre Fleischer und Gemüsehändler mit Freikarten versorgten, um sie

günstiger zu stimmen. Das heisst: sie erzählten den Fleischern Und Gemüsehändlern, es seien Freikarten. In Wahrheit mussten sie sie kaufen: kein Theater der Welt konnte genug Billette verschenken, um die kinderreichen Familien der Viktualienlieferanten zu versorgen. Und es kam mehr als einmal vor, dass die ganze Gage für die angeblichen Freikarten draufging.

Dabei war es durchaus nicht einfach, die guten Leute ins Theater zu bringen. Sie hatten ihre bestimmten Ideen von dem, was Kunst ist und was nicht. Sie wünschten vor allem Klassiker mit tragischem Ausgang zu sehen. Wenn sie aber lachen wollten, wollten sie richtig lachen, dann musste es sich schon um sehr komische Theaterstücke handeln. Und was sie komisch nannten...

Davon, ob diese guten Leute genügend weinten oder lachten, hing ab, wieviel Fleisch die Kinder der Schauspieler zu essen bekamen. Kein Wunder, dass viele Mimen damals spielten, als ginge es um ihr Leben. Es ging auch um ihr Leben – und das ihrer Kinder.

Kein Wunder, dass niemand so sehr die Währungsreform herbeisehnte wie die Schauspieler, die hofften, doch nun wieder von ihren Gagen leben zu können. Direktor Metzner und seine Frau aber wurden recht nervös, als die Währungsreform herankam. Bisher war das Theater ausverkauft gewesen. Wie würde es jetzt sein? Jetzt, da die Leute nur über wenig Geld verfügten und da sie – wie sich bald herausstellte – wieder kaufen konnten, was sie nur wollten: Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, alles, alles.

Während der ersten Abende nach der Währungsreform war die ‚Kleine Komödie' noch ganz gut besucht, da die Karten im Vorverkauf für Reichsmark gekauft worden waren. Am Tag der Währungsreform selbst, dem 20. Juni 1948, wurde nur eine einzige Karte für sechs D-Mark gekauft. Metzner war sehr gespannt, zu erfahren, wer sie erworben hatte; er konnte sich nicht vorstellen, dass einer von den kostbaren vierzig D-Mark Kopfgeld sechs Mark für einen Theaterbesuch ausgeben würde. Man zeigte ihm die ältere Dame, um die es sich handelte. Es stellte sich heraus, dass sie keine Wahnsinnige war. Sie hatte die Karte als Geburtstagsgeschenk erhalten.

Dann war das Theater leer. Obwohl Metzner die Preise herabsetzte, musste er im Kollektiv spielen, das heisst, er teilte sich Abend für Abend mit den Schauspielern und Angestellten das, was in der Kasse war. Es war sehr, sehr wenig. Und am 9. Juli machte er das Theater zu. Offiziell hiess das Ferien; inoffiziell wusste Metzner nicht, ob er je wieder aufmachen würde.

Aber es zeigte sich, dass das Publikum der «Kleinen KomÖdie' treuer war, als er vermutet hatte. Das Abonnement, das er für die nächste Spielzeit auflegte, wurde noch während der Sommermonate

so gut gezeichnet, dass genügend Kapital da war, um die erste Inszenierung zu wagen. Schon am 30. September konnte er mit Oscar Wildes «Idealem Gattern eröffnen. Das Theater war ausverkauft.

Das Theater blieb auch in den kommenden Wochen und Monaten ausverkauft. Die «Kleine Komödie' lebte weiter. Und dies in einer Zeit, da fast alle anderen Münchner Theater nicht mehr weiterleben konnten. Es setzte ein grosses Theatersterben ein. Es verschwanden das Junge Theater und das Dramatische Theater und das Volkstheater und das Neue Theater, das Lustspielhaus und das Bürgertheater. Sogar das ausgezeichnete Kabarett «Schaubude' musste seine Tore schliessen.
Es spielten nur noch die Staatstheater und die Kammerspiele, die subventioniert waren, und Metzner, der es nicht war.

Zugegeben: Direktor Metzner machte kein Repertoire-Theater, er konnte das auch gar nicht in einem so kleinen Haus. Er brauchte also nicht für jeden Schauspieler, der auf der Bühne stand, drei Schauspieler im Engagement zu halten, die vielleicht am nächsten oder übernächsten Tag in anderen Stücken zu tun hatten oder vielleicht auch erst in der nächsten Woche oder im nächsten Monat.

Zugegeben: er spielte keine grossen, klassischen Dramen, keine Stücke mit zwanzig oder dreissig Personen, die auch niemals auf der Bühne der «Kleinen Komödie' Platz gefunden hätten. Auch durfte er es nicht riskieren, ein Stück anzusetzen, das vielleicht nur einen Achtungs- oder einen Prestigeerfolg haben würde – und er konnte sich nicht einen einzigen Durchfall leisten. Er hatte das Risiko allein zu tragen. Er konnte es nicht auf den Staat, die Stadt oder irgendeine Volksbühne abwälzen. Kurz: er musste Erfolg haben, und das bedeutete: er musste ein Stück mindestens sechzigmal spielen,- besser war es schon, wenn er ein Stück hundertmal spielen konnte. Aber welche Stücke konnte man hundertmal spielen – also vor etwa dreissigtausend Zuschauern – in einer Stadt mit 800'000 Einwohnern?
Seine Frau las ununterbrochen Stücke, einen Monat bis zu fünfunddreissig, wie sie gestand. Allmählich stellte es sich für sie heraus, dass viele Stücke, die früher einmal – und dieses «frühen war gar nicht so lange her – erfolgreich gewesen waren, heute, nach dem zweiten Weltkrieg, nach der Währungsreform, nachdem so vieles geschehen war, keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlockten, während andere, die früher vielleicht nicht interessiert hätten, jetzt interessant waren.
Die Menschen, die in die «Kleine Komödie' kamen, verzichteten,

wie Frau Direktor Metzner feststellen musste, auf ‚Patriotismus', wie man ihn im Dritten Reich ununterbrochen serviert bekommen hatte; sie wollten keine deutschen – oder anderen Offiziere sehen, die lieber fürs Vaterland starben, als mit ihrer Braut respektive ihrer Freundin glücklich zu werden; aber man wollte auch keine albernen französischen ‚Komödien', wie sie nicht nur in Frankreich geschrieben wurden, Stücke mit dem ewigen Dreieck, die etwa damit begannen, dass eine mehr oder weniger ausgezogene Dame, die keine Dame war, ans Telephon eilte und rief: «Du kannst kommen, Pierre – mein Gatte ist soeben abgereist.»

Wollten die Leute lieber etwas sehen, was aus dem täglichen Leben, ihrem täglichen Leben gegriffen war? Keineswegs. Politik war ihnen verhasst. Alles war ihnen verhasst, was sie daran erinnerte, wie schwer ihr Leben war, wie unlösbar die Probleme, mit denen sie sich herumzuschlagen hatten. Niemand wollte an das Elend erinnert werden, das er täglich vor Augen hatte, wenn er durch die zerbombten Strassen schritt oder wenn er die Zeitungen öffnete und von der furchtbaren Wohnungsnot oder von hundert anderen Nöten las.

Aber, so musste die Frau Direktor feststellen, auch die sogenannten zeitlosen Stücke wurden nicht geschätzt. Man wollte zwar nicht hören, was man täglich hören musste, man wollte auch nicht hören, wie einer auf der Bühne sich mit Fragen und Problemen beschäftigte – und nicht mit ihnen zu Rande kam –, die uns heute durchaus nicht mehr beschäftigen. Das Publikum stellte sich dann auf den Standpunkt: «Eure Sorgen möchte ich haben!» und begann zu gähnen. Langeweile aber wäre der Tod der ‚Kleinen Komödie'. Langeweile durfte unter gar keinen Umständen aufkommen.

Es war also nicht leicht, das richtige Stück zu finden. Und Frau Direktor Metzner war oft ein bisschen verzweifelt: über die Stücke und über das Publikum. Schliesslich stellte sie fest, dass die Menschen, die in die «Kleine Komödie» kamen, am besten bedient wurden, wenn man ihnen eine Wirklichkeit vorspielte, wie es sie ausserhalb der «Kleinen Komödie» nicht mehr gab: an Stelle einer zerbombten Stadt ein piekfeines Haus. Piekfeine Leute, die, wenn irgend möglich, von piekfeinen Butlern bedient wurden und smarte Dinge sagten, die auch diejenigen im Publikum verstehen und lustig finden konnten, die nicht gerade smart waren.
Natürlich hing der Erfolg nicht nur von den Stücken ab, sondern auch von denen, die sie spielten. Metzner machte bewusst Star-Theater. Er wollte bekannte Schauspieler herausstellen. Es spielten bei ihm Paul Dahlke und Luise Ullrich, Bruni Löbel und Käthe

Haack, Heinz Rühmann und Rudolf Forster, um nur ein paar zu nennen.
Sie spielten ‚Pygmalion' von G. B. Shaw und ‚Seit Adam und Eva' von John Priestley, ‚Leben mit Vater' von Howard Lindsay und den ‚Fall Winslow' von Terence Rattigan, ‚Mrs. Cheney's Ende' von Frederik Lonsdale und ‚Es bleibt in der Familie' von Louis Verneuil.

In der ‚Kleinen Komödie' gab es schliesslich nur noch ausverkaufte Häuser. Aber was bedeutete schon ein ausverkauftes Haus? Zuerst hatte es 270 Plätze gegeben, nach einem ersten Umbau 293; schliesslich wurden es nach einer zweiten Renovierung 320. Andere Theater hatten 800, 1'000, 1'500 Plätze. Andere Theater bekamen Subventionen. Das Staatliche Schauspielhaus in München bekam 1'149'300 D-Mark Subventionen, die Kammerspiele durften auf 557'000 D-Mark rechnen. Darüber hinaus bekamen beide Theater noch je 150'000 D-Mark Rundfunkzuschuss. Die ‚Kleine Komödie' erhielt ebenfalls in zwei Jahren einen Rundfunkzuschuss, nämlich je 5'000 D-Mark.
Wie kam es, dass Metzner und seine «Kleine Komödie' trotz des kleinen Zuschauerraums auskamen, während die so viel grösseren Theater trotz der Zuschüsse nie recht auskamen? Es kam daher, dass Metzner Theater spielen wollte, dass es ihm eigentlich nur darauf und sonst auf nichts ankam.
Die «Kleine Komödie» hatte an Festangestellten: zwei Sekretärinnen, von denen eine am Abend noch Billette mit verkaufte; einen Beleuchtungsmeister, einen Theatermeister, einen Inspizienten, eine Souffleuse, eine Maskenbildnerin, eine Garderobiere, eine Kassiererin und einen Kassierer, einen Schreiner, eine Platzanweiserin, eine Dramaturgin, die gleichzeitig die Frau Direktor war, einen Bühnenbildner, Janni Loghi, eine Toilettenfrau und vier Frauen, um die Garderobe des Publikums zu betreuen.
Das bedeutete: Direktor Metzner konnte den Schauspielern, die er engagierte, grössere Gagen zahlen als die grösseren und aus Steuergeldern subventionierten Theater. Er war in der Lage, seine Stücke aufs Grosszügigste auszustatten. Er war stets zu sprechen, wenn ihn jemand sprechen wollte. Er war immer neuen Ideen zugänglich und neuen Vorschlägen, die dem Theater weiterhelfen konnten, während die Direktoren der grossen Theater ständig in wichtigen Konferenzen waren und nicht gestört werden durften.
Er machte etwas, was es in Deutschland sehr selten gab, was es seit Kriegsende kaum mehr gab. Er machte privates Theater. Er machte kein Theater, das auf dem Rücken der Steuerzahler mehr oder weniger künstlerische Ambitionen zu befriedigen suchte, son-

dern das von den Leuten finanziert wurde, die es besuchten und nicht von den anonymen Steuerzahlern, die vielleicht infolge der erhöhten Steuern nie in der Lage waren, in ein Theater zu gehen. Er spielte Theater – oder spielt es heute noch so, wie Theater gespielt werden soll: Theater mit dem Einsatz der Persönlichkeit. Theater ohne Pensionsberechtigung. Theater ohne Bürokratie. Eben – Theater.

Während der letzten Renovierung spielte Direktor Gerhard Metzner mit der Idee, für prominente Schauspieler oder Schauspielerinnen wenigstens eine Einzelgarderobe zu bauen; dazu wäre Platz gewesen. Aber er entschloss sich dann, es bei zwei Garderoben – eine für Damen und eine für Herren – bewenden zu lassen. Der Grund: er sah voraus, dass die Einzelgarderobe den Frieden seiner Seele vermutlich für immer zunichtemachen würde, denn – welcher Schauspieler hätte die Einzelgarderobe nicht für sich beansprucht?

Nachher

Die letzten Schüsse des zweiten Weltkrieges waren gefallen. Der Rauch hatte sich verzogen. Deutschland war ein Schutthaufen. Wie lange konnte es dauern, bis die Trümmer entfernt sein würden? Fünfundzwanzig Jahre? Fünfzig Jahre? Hundert Jahre? Würde einer von uns, die Deutschland zugrunde gehen sahen, die Wiedergeburt miterleben?

Das war die Frage, die ich eingangs des Buches stellte. Und das Buch sollte erzählen, wie es kam, dass alles so viel schneller ging, obwohl Hindernis sich auf Hindernis türmte; sollte das Komplizierte, die Wiedergeburt eines Landes, einfach darstellen, indem es einen Hauptnenner fand. Der Hauptnenner war der Mensch.

Ich habe von Menschen erzählt, deren Lage aussichtslos war, als sie starteten, die hoffnungslos hätten sein müssen, wie die meisten Menschen um sie herum, und die es trotzdem, gegen alle Widerstände, gegen alle Voraussagen schafften.

Seither wurde viel vom «Deutschen Wund er gesprochen, allerdings mehr im Ausland als in Deutschland selbst. Die Deutschen lehnten es ab, an ein Wunder zu glauben. Sie waren bereit gewesen, zu leiden, zu hungern, zu frieren, gegen alle Unbilden zu kämpfen und vor allen Dingen zu arbeiten – um der Zukunft willen. Das war für sie das ganze Wunder. Oder wie ein Franzose einmal gesagt haben soll: «Andere Völker arbeiten, um zu leben – die Deutschen leben, um zu arbeiten.»

Es mag sein, dass das Deutsche Wunder kein Wunder war. Trotzdem wirkt das, was man heutzutage in Deutschland sieht – nicht alles, aber doch fast alles –, auf diejenigen, die Deutschland 1945 oder 1946 sahen, wie ein Wunder. Die Strassen mit den nagelneuen herrlichen Läden, die Parkplätze, die von Autos überfüllt sind, die eleganten Frauen, die Luxushotels und Restaurants, die Spielbanken, die neuen Theater und Kinopaläste, die überall aus dem Boden schiessen, die supermodernen Züge der Bundesbahn, die überfüllten Kurorte – überfüllt, weil viele Deutsche viel zuviel und viel zu gut essen, die illustrierten Zeitungen, die neuen Brücken, die 20'000 Kilometer Landstrassen, die in Ordnung gebracht wurden, die Hochhäuser . . . Das alles wäre überall auf der Welt bemerkenswert. Es ist doppelt, es ist zehn- und hundertfach bemerkenswert, dass es das alles in einem Land gibt, das vor zehn Jahren ein Trümmerhaufen war.
Was tut es, dass noch nicht alles wieder aufgebaut worden ist? Was bedeutet es, dass in gewissen Städten noch einige Prozent Schutt nicht beseitigt sind? Was bedeuten Zahlen? Was bedeutet es, dass hier noch eine Ruine steht, dass dort Schutt und Trümmer sich zu einem Berg geformt haben, aus dem das Unkraut emporschiesst? Morgen wird hier ein Hochhaus gebaut werden – und dann wird es auch hier keine Trümmer mehr geben. Und in ein paar Jahren – vielleicht schon in wenigen Monaten – wird niemand mehr wissen, dass hier einmal ein zweistöckiges oder dreistöckiges Haus stand, und dass es eines Tages nicht mehr stand, dass ein paar Menschen hier lebten und eines Tages nicht mehr lebten . ..

1945 schien es nicht, als ob dort, wo der Krieg alles Leben vernichtet hatte, je wieder Leben entstehen würde. Heute wissen wir: der Krieg konnte zahllose Leben vernichten – das Leben selbst nicht.